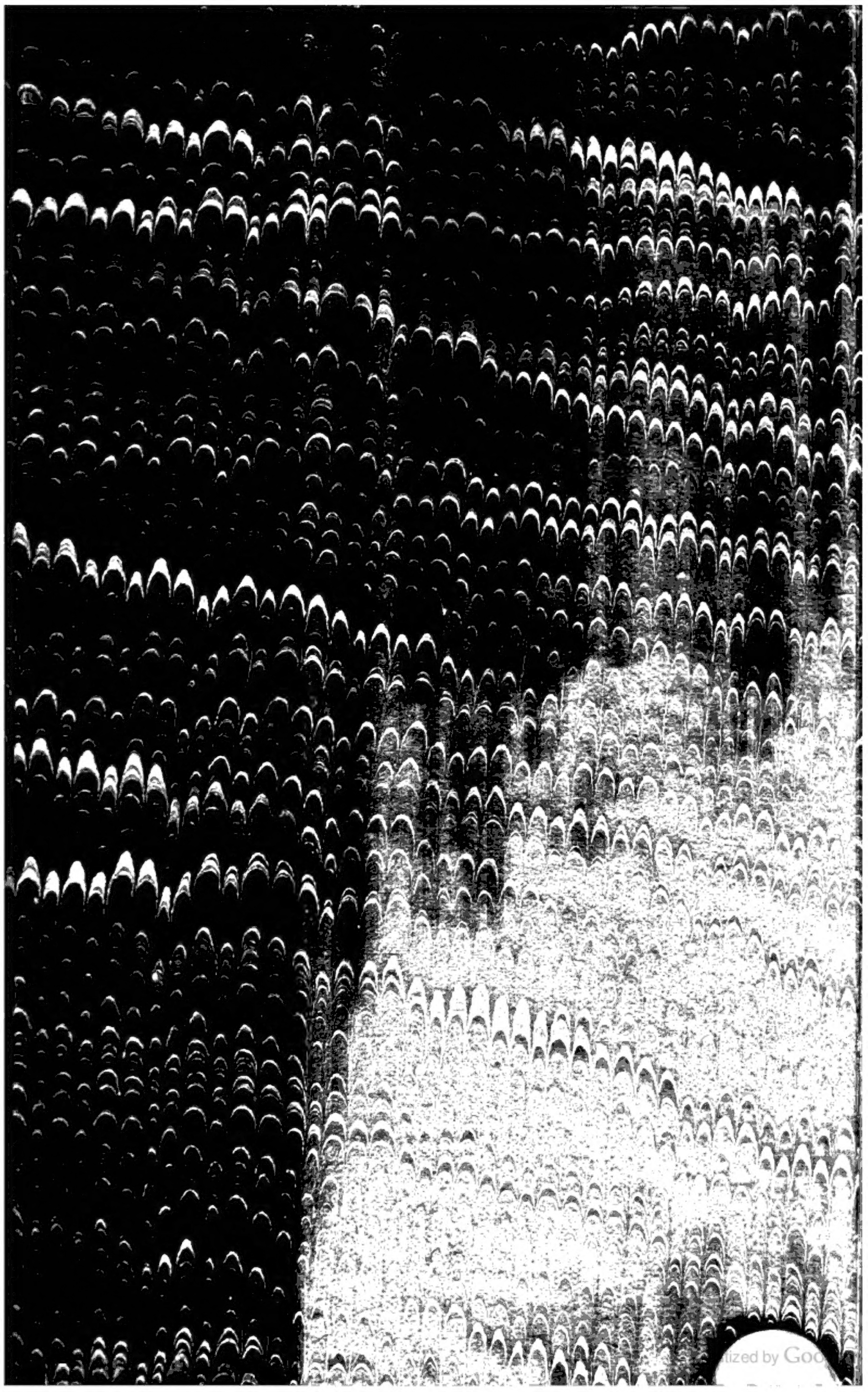
Digitized by Google

162 b. 18

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Taylor Institution.



Digitized by Google

Digitized by Google

Andere Zeiten
andere Menschen.

Roman in vier Bänden.

Von

Moritz Jókai.

Erster Band.

Pest,
Druckerei des „Athenäum".
1869.
Berlin. Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
25 NOV. 1933
OF OXFORD

Digitized by Google

Tritschtratsch.

Es gibt eine berühmte Stadt in unserem Vaterlande, über deren Schicksal einst, trotzdem daß sie heute klein und arm, die meisten Telegramme in die Welt flogen, deren Ruhm aber nicht zugleich ihr Glück gewesen.

Zur Zeit, wo unser Geschichtchen beginnt, hatte sie noch mehr Antheil am Glück als am Ruhm; diese Stadt ist Komorn.

Der Fremde, welcher zufällig an einem Sonntage zur Stadt kam, könnte sich über den Reichthum der Bewohner gute Begriffe schaffen, wenn er die aus den Kirchen strömende, sonntäglich geputzte Menge betrachtete. Die Männer trugen sämmtlich silberne Knöpfe an ihren Kleidern, das schwache Geschlecht goldene Ohrgehänge und seidene Roben. Mancher blaue Dolmány prangte mit einer breiten silbernen Kette, welche von einer Achsel zur anderen reichte, und durch große römische Schnallen, verschiedene Thierköpfe vorstellend, gehalten wurde. Die dunkelblauen

Digitized by Google

Dolmánys hatten schneckenartig gedrehte, die lichtblauen flache, die schwarzen endlich durchbrochene Knöpfe von schönster Filigranarbeit. In den dunkelblauen Dolmánys stacken die Schiffer, in den lichtblauen die Müller, in den schwarzen endlich die Honoratioren. Von Letzteren trugen die Magistratspersonen und Táblabirós bei feierlichen Anläßen Säbel und klingende Sporen an den glänzenden Kordovanstiefeln, und all' dies: Knöpfe, Ketten, Sporen und die Säbelscheiden ist wirkliches echtes Silber, und nicht gelogenes, nachgeahmtes, kein Chinasilber. Das Geld, welches auf dem Markte zirkulirt, ist lauter Silber, blanke Zwanziger, harte Thaler, und außer dem Markte in jenen schlichten, ebenerdigen Häusern, besitzt ein jeder vom Herren bis zum Knechte und zur Magd herab, Silber.

Es ist ein wirklich silbernes Zeitalter; keine prunkende, prahlende goldene Aera, sondern eine echte, solide, ernste silberne Zeit, von welcher wir nur mehr in Ovid's Erzählungen lesen.

In einer zum Hauptplatze führenden Gasse dieses Silbern-Städtchens konnte man an einem derartigen Feiertage zweier Kaleschen gewahr werden, wie dieselben von der Kirche kommend, unter der Wölbung zweier sich gegenüber befindlicher Thore verschwanden. Am Bocke der einen hatten Kutscher und Bedienter hohe Cylinder und blaue Livree mit silbernen Borten; am Bocke der

Digitized by Google

anderen saß ein Kutscher mit rundem Hut und ein rothbeschnürter Hußár als Diener.

Nachdem die Flügel beider Thore geschlossen worden, konnte man auch an denselben Studien anstellen. Das eine war gelb angestrichen, und dehnte sich auf dem gelben Grunde ein riesiger Doppeladler bis zu den beiden Angeln; der Adler hielt in seinen beiden Schnäbeln ein sich schlängelndes weißes Band; auf diesem weißen Band stand mit großen blauen Buchstaben geschrieben: „SALVA QVARDIA". Das gegenüberliegende Thor hatte dunkelgrünen Anstrich, in der Mitte der Thorfläche prangte das nationale Wappen mit dem schiefen Kreuze, ober der Krone und über dem Ganzen standen in weißrothen Lapidarlettern die Worte: „NEMES TELEK" (zu deutsch: Adeliger Grund).

Diese Fresken waren aber nicht blos als Zierde an den Thoren angebracht, oder daß die Besitzer dieser Häuser an nebeligen Tagen nach Hause finden mögen, sie hatten einst eine tiefere, staatsrechtliche Bedeutung.

Dieser Ausdruck: „Nemes telek" (adeliger Grund) oder wie man sich zu Zeiten Leopold des II. dessen bediente „Salva guardia" bedeutet, daß die Schwelle dieses Thores durch die städtische Behörde nicht überschritten werden darf, weder um Militär einzuquartieren, oder eine Haussteuer zu erheben, noch aber um ein gerichtliches Urtheil zu

Digitized by Google

vollziehen; es ist dieß eine adelige Curie unabhängig von der Stadtbehörde, und frei von Steuer und Einquartierung; sie untersteht unmittelbar der Botmäßigkeit des Komitates, ist auf Komitats- und nicht auf städt. Grunde erbaut, folglich darf auf diesem Grunde kein Jude wohnen, eine Schenke öffnen und Fleisch ausschrotten; weßhalb auch der Miethzins eines solchen Hauses, dessen Thor unter dem Schutze eines so mächtigen Wappens steht, ein doppelt höherer ist, als jener der Nachbarhäuser.

Die erwähnten zwei Häuser waren aber weder Judenquartiere, noch Wirthshaus oder Fleischbank; sie wurden von ihren eigenen Besitzern bewohnt, was auf den Reichthum der Letzteren schließen läßt, da selbst die Luft eines solchen Hauses theurer zu stehen kömmt.

Das Haus mit dem doppelköpfigen Adler am Thore wird von der Witwe und der Familie eines reichen Produktenhändlers von Holdváry bewohnt, während in jenem mit dem Nationalwappen Herr von Hargitay sammt seiner ehrbaren Familie haust.

Aber diese Thore hatten selbst dann, wenn sie geöffnet wurden, ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten. Durch das gelbe Thor gingen Offiziere aus und ein, die zu jenen Zeiten außer dem Dienste keine Uniformen trugen, sondern in modernen Fracks und mit hohen Cylindern, im Re-

genwetter aber in schwarzen Karbonarimänteln einhergingen, und konnte man sie blos an ihren glattrasirten Gesichtern mit den vorschriftsmäßigen halbmondförmigen Backenbärten vom Zivile unterscheiden.

Am grünen Thore zeigten sich dagegen jene stolzen jugendlichen Gestalten, die man zu jener Zeit „Patvaristen" und „Komitatsherren" zu nennen pflegte, mit flaumendem Schnurbart über den Lippen, und stolzem, selbstbewußtem Ausdruck im Gesichte. Wenn aber Einer oder der Andere erschien, um mit dem ehernen Klopfer, welcher von den Zähnen eines Löwenkopfes gehalten wurde, an jener Stelle des Wappens, wo über dem dreifachen grünen Hügel am Fuße des Kreuzes die Krone angebracht war, dreimal anzuschlagen, so mußte es ein sehr unerfahrenes Auge sein, welches nicht allsogleich erkannte, daß der Klopfende weder ein Geistlicher, noch ein Soldat, sondern ein Schauspieler sei.

Beide Familien führten einen gewissen höheren Ton in verschiedenen Theilen der Stadt. Beide besaßen eine ledige Tochter, welche auf den betreffenden Bällen und Kränzchen bewußt oder unbewußt die Rolle einer Ballkönigin spielte.

Auf diese Art vertraten die beiden Thore zwei vollständig organisirte Parteien, die ihre Kortesführer und rohen Massen, ihre Fahnen und Tirailleurs, ihre Kämpfe, Siege und Niederlagen,

und trotz der damals beschränkten belletristischen Literatur selbst ihre Moniteurs hatten; beide verfügten über einen zum Rang eines Provinz-Korrespondenten erhobenen Literaten, welcher im „Pesti Divatlap" oder „Honderü" die privat- und öffentlichen Unterhaltungen, Dilettantenvorstellungen, die Reize und Toiletten der Mitwirkenden mit großer Ausführlichkeit beschreiben mußte, und weder mit der Hochpreisung seiner Partei, noch mit den Seitenhieben auf die Gegner geizen durfte.

Auf Grund der in den Modejournalen enthaltenen Daten konnte man die Ueberzeugung schöpfen, daß die Partei des gelben Thores bei glänzenden Bällen, gemüthlichen Piqueniques und den unvergeßlichen Hausunterhaltungen siegreich aus dem Kampfe gegangen, während die Partei des grünen Thores stets dort den Sieg davontrug, wo es sich um Unterstützung wandernder Schauspieler, Dilettantenvorstellungen, wohlthätige Verlosungen und andere patriotische Unterhaltungen handelte.

Diese Errungenschaften trachtete zwar eine jede der Parteien nach Kräften mit Gegenargumenten zu schwächen; aber vor dem ernsten und unbefangenen Beschauer bleibt es doch eine unverleugbare Thatsache, daß, als der Herzog von *** ein Verwandter des Königs von Portugal, durch die Stadt an dem zu seinen Ehren veranstalteten glänzenden Ball mit Fräulein Seraphine

Holdváry den Tanz eröffnete, und ihr zum Angedenken einen schönen Opalring verehrte, in dessen Mitte ein natürliches Kreuz geformt war, während es andererseits eine historisch festgestellte Thatsache bleibt, daß im Jahre des Schutzvereins (védegylet) es der Frau von Hargitay gelang, die Schönen der Stadt ohne Ausnahme dahin zu terrorisiren, daß sie am Schutzvereinsballe sämmtlich in vaterländische Stoffe gekleidet erschienen. In letzterer Zeit mußte sich aber das grüne Thor plötzlich mit bedeutendem Verluste zurückziehen, welches um so niederschlagender auf die Getreuen wirken mußte, als es ganz unerwartet kam. Die Katastrophe rührte daher, daß Frau von Hargitay, trotz ihrer auf Alles sich erstreckenden Aufmerksamkeit, an einem schönen Tage die Entdeckung machte, daß die in der Stadt sich befindlichen Bettler der Regel nach zwar alle, aber in sehr unregelmäßig von einander abweichenden Variationen zerlumpt seien. — Nachdem man es aber mit menschlichem Verstande nicht verhindern kann, daß es Bettler auf der Welt gebe (denn wenn die bestehenden durch irgend eine Macht plötzlich in einen andern Stand versetzt würden, träten morgen schon andere in die erledigten Stellen ein), so können die Bestrebungen der menschenfreundlichen Theilnahme nur darin konzentrirt werden, daß man in das Elend eine gewisse Organisation einführt. Demnach dachte Frau von Hargitay

so: daß, wenn man sämmtliche Bettler uniformiren würde, so wäre dies sowohl für den Bettler etwas Schicklicheres, als auch bequemer für das Publikum, weil es auf diese Art die wahren Bettler von den Stümpern unterscheiden könnte.

Die Idee war ganz dazu angethan, um zu deren Ausführung eine Dilettantenvorstellung zu arrangiren, deren Reinertrag dem frommen Zwecke zugeführt werden solle.

Die bei derartigen Unternehmungen auftauchenden Schwierigkeiten wurden glücklich niedergekämpft. Es gelang auch ein Drama zu entdecken, worin jedem Mitwirkenden eine gewünschte Rolle zufiel; die Rollen wurden vertheilt, gelernt, die bezüglichen Proben abgehalten und selbst der Tag der Vorstellung schon festgestellt, als gerade am Tage vor der Aufführung, die Hauptanregerin und Ordnerin selbst, die Befehlshaberin des grünen Thors, feierlichst erklärte, daß ihre Tochter Judith nicht auftreten werde. Und damit sie allen Ueberredungen, Einwendungen und Aufklärungen entgehe, begab sie sich noch am selben Tage sammt ihrer Familie aufs Land, mit dem Entschlusse nicht eher zurückzukehren, als bis der hieraus entstandene Sturm sich gelegt hätte; die Bettler aber mögen ihretwegen auch ferner zerlumpt herumlaufen.

Dieser Entschluß schien räthselhaft genug;

da gibt es kein Geheimniß so tief vergraben, daß es von den Nachbarn nicht aufgescharrt werden sollte.

Ein arabisches Sprichwort sagt: „Wenn Du Dich selbst kennen willst, entzwei Dich mit Deinen Nachbarn und sie werden Dir sagen, wer Du seist!“

Wenn wir daher unumgänglich erfahren müssen, was bei den Hargitay's vorging, traten wir ins Nachbarhaus, dort wird man uns Alles erzählen.

Im Hause mit dem gelben Thore feiert man gerade ein heiteres Fest der Melonenlese; die Gesellschaft ist exquisit; so viel dürfen wir, ohne den Anstand zu verletzen, wissen. Nachdem es sich aber nicht geziemt, uns an das Fenstergitter zu klammern, um zu lauschen, was es im Hause zu hören und zu sehen gäbe; ziehen wir mittlerweile unsere strohgelben Handschuhe an und erwarten wir jenen Bekannten, der gerade um die Gassenecke biegt, der wird uns einführen, wie es einem honetten Besuche geziemt.

Wir können zwar mit diesem unsern Freunde ein wenig blamirt werden, da er ein sehr zerstreuter Mensch ist, und es ihm erst im Vorzimmer einfallen wird, daß er seine Handschuhe zu Hause vergessen, worauf er davon rennt und uns im Vorzimmer zwischen dem Gesinde stehen läßt, welches mit den Mantilles seiner Herrschaften

am Arme herumgafft, und ein homerisches Gelächter über das Kommen und Verschwinden des Gastes anschlägt.

— Was kann diesem Wunderlinge widerfahren sein, daß er so davonläuft? kichert János der Frau Persler von Blum zu. Damit sich nicht etwa Jemand denke, daß das Wort „Persler“ irgend ein szitischer Taufname sei, oder eine Beziehung zur Perplexität habe, müssen wir an dieser Stelle erklären, daß das Wort eine Abkürzung von „Verpflegs-Kommissär“ ist, und der Frau Blum, als der Gattin eines solchen, als Bezeichnung ihres Ranges gebührt.

— Gewiß hatte er jetzt erst bemerkt, daß er nicht hieher, sondern in die Nachbarschaft gehen wollte, — erwiderte Jóska der Baraczky'sche Lakai, seine fünf Finger in die großen gestrickten Handschuhe streckend, als wären sie ihm zu enge.

— Dorthin wird er gewiß nicht mehr kommen: man hat ihm ja das Haus verboten.

— Na freilich! Ich weiß es vom Stubenmädchen, daß er mit dem Fräulein verlobt ist.

— Dagegen weiß ich es aber vom Hußáren, daß er Befehl hat, Herrn Lávay, wenn er käme, zu sagen, es sei Niemand zu Hause.

Die Debatte wird unterbrochen durch das Eintreten Wenzi's, des Hausdieners, welcher aus den inneren Gemächern kommt, woher großes Ge-

lächter schallt. Selbst der breite Mund Wenzi's ist zu einem fröhlichen Lachen verzogen, so daß beide Zähnereihen aus demselben lugen, gerade wie jene der zu todt gekitzelten Gattin Blaubart's im Wachsfigurenkabinet. Er hält eine große mit Melonenschalen beladene Tasse weit von sich weg, um seine rothe Livree nicht zu beschmutzen.

— Ueber was kichert man da drinn? frug der Diener die Frau Persler.

Wenzi hörte auf zu lächeln und nahm eine ernste Miene an; dies aber mit so raschem Uebergang, daß es einem Wunder nehmen mußte, wie diese breitgezogene Fratze sich so plötzlich verlängern konnte. Wenzi hat nämlich die unschätzbare Tugend, daß er selbst nicht aus Scherz je die Wahrheit sagt, was eine goldwerthe Eigenschaft ist bei einem inneren Diener, dem man frägt: was drinnen geschähe?

Jetzt frägt man zwar nur: über was gelacht wird? Aber man könnte ein anderes Mal fragen: was drinnen geflüstert, weshalb geseufzt, geweint, oder gezankt wird? Und warum sollte er auch diesen Bauern die Wahrheit sagen? Er hatte schnell seine Lüge bei der Hand.

— Wie sollten sie auch nicht lachen, wenn der Offizier mit den blauen Aufschlägen, als ich die Wassermelone servirte, frug: Nicht wahr, daß ist ein Kürbiß mit Zibeben!

Wenzi dachte: das ist gut genug für euch! Es war auch gut, denn alle lachten, Wenzi mit ihnen.

— Und über was habt ihr da draußen gelächelt? Man hörte es bis hinein.

— Ueber Herrn Lávay, welcher eintrat, hinausging, und davon lief mit dem Rufe, daß er wiederkehren werde.

— Hoho! — dachte Wenzi, sein Gesicht abermals in die Länge ziehend; das muß ich drinn beachten, man lacht ja oben über ihn.

Damit begab er sich hinein, und kam nach wenigen Minuten zurück.

— Nun können wir weiter lachen, sagte er, aber die Herrschaft läßt Euch sagen, daß es nicht laut geschehen dürfe. Also los darauf! . .

Wenzi gibt nun eine Probe davon, wie man auflachen, in Extase verfallen, sich mit offenen Kinnladen vor lauter Lachen auf den Rücken werfen kann — ohne einen einzigen Ton von sich zu geben; worüber das übrige Gesinde beinahe zerplatzt, da es noch nicht gewohnt ist, stumm zu lachen.

Während dieser Szene wurde es bei den Herrschaften ruhig, kein Ton drang aus dem Saale, wo man sich eben mit dem Verzehren prächtiger Kantaloups befaßte.

Lávay kehrte nach einigen Minuten behandschuhet zurück; er fand aber nicht die leiseste

Spur dessen, daß man über sein Mißgeschick gelacht. Im Vorzimmer beeilen sich die Diener seinen Stock zu übernehmen, und bewundern an dessen Knopf die wunderlichen Schnitzereien. Wenzi öffnet mit vertraulichem Lächeln die Flügel der Saalthüre.

Im Saale ist Alles überrascht über sein Erscheinen; Fräulein Seraphine schwebt ihm entgegen und reicht ihm beide Hände, diese feinen, seidenweichen Händchen, mit den rosafarbenen Nägeln, sie neigt sich so nahe an ihn, daß ihre wunderblonden Locken beinahe sein Gesicht berühren, und bewillkommt ihn mit ihrem bezaubernd̈sten Lächeln.

— Willkommen. Ich habe bereits an Ihrem Erscheinen gezweifelt.

— Ich habe eben das zu Haus vergessen, weshalb ich kommen sollte, — sprach der junge Mann, dem Fräulein ein schön gebundenes Buch überreichend.

— Ah, was Sie mir versprochen: Pußtafy's Gedichte. Ich danke Ihnen vom Herzen.

— Herr Lávay kommt halt immer so spät, — rief eine vornehm affektirende Stimme von der besetzten Tafel herüber. Von der Besitzerin dieser Stimme wäre es schwer zu errathen, daß sie die Mutter Seraphinens sei, so verschieden sind Beide. Die Mama ist eine kleine, runde Gestalt mit schwarzem Haar und kleinen blinkenden

schwarzen Augen. Trotz ihres Embonpoints schien sie dem Schönseinwollen noch nicht entsagt zu haben, wofür ihre gesuchte Toilette und phantastisch geformte Frisur sprechen. Dagegen hat Seraphine eine schlanke Sylphidengestalt mit blaßrosigem Teint, blitzenden blauen Augen, geistreich geformten Mund, feinem Kinn, sarkastischen Augenbrauen und eine in jeder Tonart ergreifende Stimme.

— Herr Lávay kommt zu uns immer zu spät! — rief dieselbe vorwurfsvolle Stimme; worauf Lávay, kein einziges Wort der Entschuldigung findend, es für gerathen hält, sich vor dieser gut zusammengeschulten Gesellschaft nicht zu blamiren. Seraphine kam ihm jedoch zu Hilfe.

Ich bitte, Lávay ist heute m e i n, und nicht Mama's Gast. Deshalb sollen Sie auch nicht die Ehre seiner Gesellschaft genießen, denn ich nehme ihn mit mir; wir haben Wichtiges zu verhandeln.

Ah! . . tönte es mit einem spöttischen Halblächeln von allen Lippen.

Ist dieses Verhältniß alt? rief ein junger Oberlieutenant vorwärts voltigirend.

— Sie haben zu dieser Frage zwar kein Recht, doch wenn Sie es durchaus wissen wollen, so ist es ein s e h r a l t e s. Es fing in unserer Kindheit an; gab Seraphine zur Antwort.

— Dann muß Herr Lávay ein noch sehr junger Mann sein . . .

—Ja freilich! fällt eine Damenstimme dazwischen. Herr Oberlieutenant können es glauben, daß sie mit einander in die Schule gingen.

Diese Stimme gehörte der Frau v. Blum, der liebenswürdigsten Verläumderin zwischen den zwei Wässern.

— Insofern ich das Fräulein lesen lehrte; beeilte sich Lávay zu erklären.

— Einst lesen, jetzt deklamiren; bemerkte die Blum mit ironischem Lächeln.

— Oh, Herr Lávay ist ein berühmter Deklamator . . .! sprach ein hoher, martialisch aussehender Mann, dem das glattrasirte Gesicht mit dem kleinen, spitzen Schnurbarte, seine schön vorwärts gekämmten Haare, die zwar im Verdachte einer gewissen Unechtheit stehen, ein noch jugendliches Ansehen zu geben trachten. Dieser Herr ist Balthasar Fertöi.

— Ein sehr berühmter Deklamator! Wiederholte Herr Balthasar. — Als er neulich im Komitatssaale sprach, hat er selbst Anschütz übertroffen! . . .

Das war dann ein Nadelstich. Einen Komitatsredner mit einem Schauspieler zu vergleichen.

Dieser Vergleich weckte selbst eine tiefe Baßstimme, welche in der Kehle eines alten Herrn schlummerte. Dieser alte Herr war der pensionirte Major Kolbay. Ein hoher, dürrer Geselle, der sich in- und auswendig noch immer an die

Mode des Jahres 1816 hält, in welcher er zurückgeblieben. Er trägt noch immer dieselbe weichselfarbige Hußärenuniform, dieselben hohen Stiefel, obwohl er sie selbst mehr weder an-, noch auszuziehen im Stande ist; dieselbe Kravatte von Roßhaar, welche seinen Kopf so schön, steif aufrechthält; seinen Schnurbart, seinen Schopf wichst er noch immer so spitz und steif, daß beide gegen den Himmel stehen. Selbst mit der Geschichte blieb er dort stehen, wo die letzten Raketen des zu Ehren der Monarchen, welche zum Wiener Kongresse gekommen waren, veranstalteten Feuerwerkes verknallten. Von diesem Tage an gibt's für unsern Alten keine Geschichte, keine Ideen, keine Mode, dort stand die Welt mit ihm stille.

— Wahrrllich — begann der alte Herr, einen jeden Mitlaut doppelt betonend, als würde er heute noch seine Eskadron kommandiren — es ist nicht gar lange her, daß Sie mir als kleiner Student beim Examen ein Exerzitium machten, und siehe, heute exerzirt er schon die Angelegenheiten des Komitates. Erinnern Sie sich noch, wie sie sich vor dem alten Juden in der Nachbarschaft fürchteten, daß er den Kindern das Blut nimmt, und siehe da, heute spricht er schon von der Judenemanzipation! — Die Rokokobemerkung des alten Herrn fand allgemeinen Beifall, selbst Lávay lächelte. Ein junges Gemüth fühlt es nicht so leicht heraus, was verletzend ist.

Zu dem früheren Oberlieutenant gesellte sich nun auch ein Hauptmann von robustem Körperbau und fremdartigen Aeußern, sein Gesicht ist stark von den Blattern zerrissen, doch leuchtet aus seinen Augen bloße, ungeschickte Gutmüthigkeit.

— Stellen Sie uns doch einander vor! — drängte der Oberlieutenant das Fräulein.

— Oberlieutenant Robert Zeleji; Hauptmann Artman, Béla Lávay! — war die Vorstellung.

Zeleji und Lávay drückten sich die Hände, während der Hauptmann, welcher eine ungeheure Portion Ananasgefrornes mittels eines großen Eßlöffels vernichtet, die freundliche Bemerkung macht:

— Dieser Name ist mir sehr lieb, auch ich habe eine theure Verwandte, die sich Bella nennt, aber sie ist ein Mädchen.

Alles lachte hell auf.

— Ich weiß eigentlich gar nicht, wie Sie zu dem Namen Béla kommen, — polterte der Veteran — meines Wissens sind sie „Albert“ getauft worden.

— Béla — heißt auf ungarisch so viel: als „Albert“, — entgegnete Lávay.

Seraphine nahm den Arm des Jünglings.

— Kommen Sie von hier; die da sind sämmtlich Ihre Feinde: der Eine möchte Ihnen

Ihre Jahre, der Zweite Ihren guten Ruf, der Dritte Ihren Namen, der Vierte Ihren Manestitel nehmen, wenn sie es könnten.

— Zählen Sie auch mich unter diese Räuber? — frug Zeleji.

— Auch Sie würden ihn Eines berauben, was man aber durchaus nicht mit bewaffneter Hand erobern kann! . . .

— Das ist viel für ein oberlieutenantliches Herz, — rief der Hauptmann, sich mit komischem Mitleid an Zeleji wendend.

— Und dürfen wir uns nicht in die Geheimnisse dieser Verschwörung drängen? — interpellirte die Blum das Fräulein.

— Oh weshalb nicht? Es wäre ein armer Ränkeschmied derjenige, welcher auf jede Frage nicht sogleich mit zwei Antworten bereit wäre. Pußtafy wird dieser Tage unsere Stadt besuchen: wir berathen eben über den Empfang, den wir ihm bereiten wollen?

— Wer ist dieser Pußtafy? — frug Major Kolbay mit inquisitorischem Gesichte.

— Traurig, daß es einen Ungar gibt, welcher diesen Namen nicht kennt. Er ist in unserer Zeit der erste Dichter der Nation.

— Ah! ein Reimschmied? Wie es dieser Csokonay gewesen, den kannte ich: war auch ein großer L . . . Er ging auch da herum, denn hier liebt man die Poeten, diese aber lieben den

guten Wein, und Neßmély ist nicht weit von hier. Nun, wenn er schon kommt, so wäre es am besten, er käme bei Gelegenheit der Durchreise des Palatins; da könnte man ihn zu etwas verwerden. Er könnte sogleich ein Festgedicht machen, z. B. ein schönes Akrostikon, welches vorn und hinten mit großen Buchstaben ausgeht, wenn er es versteht.

Das bisher ruhige Gesicht Lávays erglühte.

— Ich glaube kaum, daß er es versteht; — erwiderte Lávay lächelnd, — denn Pußtafy ist Republikaner.

Waaßß! — rief der Veteran mit hohem Pathos — Ein Reppubbllikkanner?! . . Und dieses wüthende Thier geht frei herum; hält man es nicht angebunden?

— Das ist ja nur eine Theorie: — erklärte Lávay, eine innere Ueberzeugung; so, wie wenn Jemand Rationalist ist; deshalb aber doch ein Christenmensch bleibt.

— Ich meinerseits bitte mir solche Theorien aus. Möge der Franzose mit ihnen seinen Spaß, seine Narrheiten treiben, für uns passen sie nicht. Und ich sag' es heraus, der Mensch möge mir einmal so vor die Augen kommen, daß . . . .

— Geben Sie acht, Kolbaybácsi, damit Sie nicht mit etwas Großem herausplatzen, —

unterbrach ihn Seraphine, — denn er wird in einigen Tagen hier sein, und wird auch uns besuchen.

— Na — dann werde ich nicht hier sein.

— Das ist schon etwas Anderes! . .

— Just werde ich hier sein! . .

Die Jugend lachte über den Eifer des alten Herrn, nur Lávay lachte nicht; weshalb ihn der alte Herr auch anschnarrte.

Wenn alle Welt lacht, und Sie nicht mitlachen, ist es kein gutes Zeichen! Sie zerbrechen sich den Kopf über sehr ernste Dinge. Solche Menschen liebe ich nicht. Seine Gedanken sind nicht dort, wo die der Anderen. Ueberhaupt frommt der republikanische Umgang nicht; Ihrem Herzen hat er schon Gefahr gebracht, es kann Ihrem Kopfe auch so ergehen.

Gehen wir, — raunte Seraphine ihrem Gaste zu, — hören Sie nicht auf diese Menschen, — und führte ihn in den anstoßenden Saal, wo sie auf eine Conseuse Platz nahmen; ihnen gegenüber nahm Charlotte Platz, die ihnen auf den Fuß gefolgt war.

Charlotte war ein ganz angenehmes Wesen, die ewig wache Hüterin des Hauses, die Seraphine nie verließ, und so lange diese nicht schlief, kein Auge zudrückte.

Sie hat aber guten Grund, ihre Augen offen zu halten; denn das gute Kind ist seit zwanzig Jahren stocktaub, kein einziger Ton ver-

mag durch ihr Ohr zu dringen. Dieß hindert sie aber durchaus nicht an allen Gesellschaften Theil zu nehmen, und von den Zügen der Leute herab zu lauschen, wovon die Rede ist; und dann lacht sie um die Wette mit den Lachenden, als verstünde sie Alles.

Dabei verläßt sie ihre Häckelnadel nie. Es möge welch immer Besuch kommen, so sitzt sie dort in der Fenstervertiefung, von wo aus sie Alles beobachten kann, und häckelt eine unermeßliche Menge von Spitzen, Vorhängen, und derlei unnützem Zeuge.

Seraphine kann daher sprechen was ihr beliebt, dem Anstande ist jedoch genug gethan, denn Seraphine ist nie allein. Charlotte wacht über sie, und wenn diese auch ihre Worte nicht hören kann, so liest sie doch aus ihren Zügen, aus ihren Augen.

Ein jeder junge Mann, welcher mit Seraphine in Berührung kommt, wird von Charlotte als Bräutigam hingestellt. Trifft sie mit der Blum zusammen, wispelt sie geheimnißvoll: ich habe es schon heraus, du wirst sehen, Seraphine wird den X heirathen. Freilich kommen morgen Y. Z. u. s. w. auf die Kandidatenliste, aber deshalb ist Charlotte von der Untrüglichkeit ihrer Vermuthungen doch stets überzeugt.

Auch Lávay gehörte zu den Kandidirten. — Er war zwar halb und halb dem Nachbar=

hause schon verpflichtet, doch glaubte Charlotte, daß es Seraphinen nur ein Lächeln kosten würde, um ihn für das grüne Thor zu erobern. Es wäre kein erster Fall.

Als Seraphine im Nebensalon an der Seite Lávay's Platz nahm, ergriff sie seine Hand und sah ihm mit tiefem Blicke in's Auge. Nach kurzer Weile sprach sie:

— Werden Sie mir das glauben, was ich Ihnen jetzt sagen werde?

— Unbedingt.

— Werden Sie Ihren Feinden das glauben, was diese über ihre guten Freunde sprechen?

— Ich habe jetzt keine guten Freunde.

— Meinem Versprechen gemäß, will ich Ihnen aufrichtig erklären, weshalb Sie so plötzlich und vorsätzlich von den Hargitay's gemieden werden. Haben Sie es noch nicht errathen?

— Es übersteigt dies all meine Vermuthungskraft.

— Haben Sie keine theuren Passionen?

— Sie wissen es am Besten, daß ich nicht einmal Raucher bin, vom Kartenspiel aber ebensoviel, wie gar nichts verstehe.

— Sind Sie nicht in Geldverlegenheiten?

— Meine Mutter lebt, somit besitze ich kein eigenes Vermögen, aber auch keine Schulden, das Leben steht mir offen, an meiner Seite wandelt die Arbeitslust.

— Ist man nicht hinter eines Ihrer älteren Liebesverhältnisse gekommen?

— Ich hatte nie eines.

— Kein schmeichelhaftes Kompliment für mich; — lachte Seraphine heiter, — hatten Sie schon vergessen, daß Sie mir, als wir noch Kinder waren, stets drohten, mich nicht heirathen zu wollen, wenn ich schlimm sei; war das kein Verhältniß?

— Ach Seraphine, — murmelte Lávay düster, — Sie haben nie und Niemanden geliebt.

Seraphine hatte auf diesen treffenden Vorwurf traurig ihr Haupt gebeugt.

— Doch, sagte sie nach einer Weile; — Ich liebte meinen Vater.

— Das sagen Sie deshalb, weil er bereits gestorben ist.

— Nein, sondern weil . . . . Na, deshalb brauchen Sie nicht zu sterben, sprechen wir von etwas Anderem.

— Nachdem Sie es selbst nicht errathen, was Sie verschuldet haben, so will ich's Ihnen sagen. Ihr Verhältniß zu Judith ist unanknüpfbar zerrissen worden, durch jene Ihre Rede, welche Sie im Komitatshause in Bezug auf die Frohnfreiheit hielten.

— Ah! — machte Lávay.

— Sie können mir dies mit Gewißheit glauben. Ich selbst war anwesend auf der Frauengalerie, und werde erzählen, welchen Eindruck

Ihre Rede auf mich machte. Ich, die ich mich an Ihr sanftes, aufmunterndes Gesicht, welches durch Nichts zum Zorn gereizt werden konnte, gewöhnt hatte, sah dasselbe allmälig in einen leidenschafltich erregten, blitzenden Ausdruck sich verwandeln; Ihre bekannte weiche Stimme erhob sich zu einem nie geträumten Donner, welcher drohend, mit sich reissend von Dingen sprach, die zu erwähnen man sich bisher nicht getraute, . . . von den zehn Millionen Stiefkindern der Nation. . . . von der furchtbaren Volkssouveränität . . . das Blut gerann mir in den Adern, und kalter Schauer überlief meine Glieder; sehen Sie, wie ich jetzt noch zittere, wenn ich darauf zurückdenke. . .

Ah wie furchtbar sahen Sie damals aus! . . . Und was erst ihrer Rede folgte. . . , jener enthusiastischer Sturm, dem man nicht entnehmen konnte, ob er Widerspruch, ob er Begeisterung sei? und als sich dieser gelegt, jene blasse Verblüfftheit auf den Gesichtern der ernsteren Männern, welche gleich Todten stumm, und mit fahlen Zügen um den grünen Tisch herum saßen! . . , Sie hatten eine schmale rothe Binde um den Hals; es schien mir in jenem Augenblick, als stünde vor mir ein Mann, dessen bereits abgehauener Kopf abermals an seine Stelle gesetzt wurde.

— Sie besitzen eine starke Einbildungskraft, Seraphine, aber was hat die Oeffentlichkeit mit meinem Privatleben zu thun?

— Sie sollen es gleich erfahren. Frau von Hargitay — besitzt, wie Sie es gut wissen, sehr erregbare Nerven, und was einmal auf diese gewirkt, wird bei ihr zu dem, was bei anderen Leuten Ueberzeugung heißt.

Es ist unbestreitbar, daß man Sie bei Hargitay's stets gerne sah, nicht nur als Besuch- oder Hofmacher, sondern auch als — Brautwerber. Ihre Bekannten äußerten sich entschieden günstig über Ihre Fähigkeiten. Sie hatten Broschüren veröffentlicht über staatsrechtliche Fragen, Sie haben in gerichtlichen Sachen plaidirt: worauf Herren von hohem Range sagten: der wird's weit bringen, er ist eine große Kapazität, kann noch Vizekanzler werden. . . Nachdem Sie aber diese, Ihre Rede gehalten, hatte ein hochgestellter Herr Ihre Broschüre, „über die Reform der vaterländischen Gefängnisse", in welcher er soeben geblättert, mit den Worten Herrn Hargitay überreicht: es scheint, daß Cicero für sein Haus gesorgt habe! . . .

— Der Witz ist nicht schlecht.

— Ein anderer Herr rief aber seinem Tischnachbar zu: Glaubst Du es noch, daß er zu etwas Höherem bestimmt sei? . . Zu etwas sehr Hohem! . . meinte der Gefragte, indem er

mit der Hand eine gewisse Bewegung gegen den Hals machte. Dies hat nicht nur Herr Hargitay gehört, sondern jene unheimliche Bewegung auch seine Gattin von der Galerie aus gesehen. Am selben Nachmittag kam Fertöi zu Hargitay's, und berichtete ganz im Geheimen, daß Sie bereits bei der Kanzlei denunzirt worden seien, worauf Hargitay zu seiner Gattin sagte: der wird's dort enden, wo Martinovits.

— Das sind aber nur lauter kindische Reden.

— Möglich. Aber bei Frau Hargitay bewirkten sie einen förmlich klimakterischen Umschwung ihrer Natur. In jener Nacht gönnte sie Niemanden Ruhe im Hause. Die arme Judith hatte die ganze Nacht zu hören: „Einen solchen Menschen willst du heirathen, über dessen Haupte schon das Schwert schwebt. Der das ganze Land umwälzen und Millionen von Menschen unglücklich machen will. Der den Bauer gegen die Herren hetzt, dessen Name einst verflucht sein wird, wie jener Georg Dózsa's .... Diesen Namen willst du führen? Seine Schande, sein Elend tragen. Und wenn ihn sein Schicksal erreicht .... willst du die Witwe eines Hingerichteten werden; oder wenn dich der Himmel mit Kindern heimsucht, willst du, daß man mit den Fingern auf sie weise und ausrufe: Das sind die Waisen des Hingerichteten! .. — Sie

sehen, daß ich selbst die Worte weiß, die man gesprochen. Ich habe gute Quellen. Das Stubenmädchen der Hargitay erzählte es dem Blumschen Bedienten, dieser seiner Herrin, und Frau Blum hatte die Gefälligkeit fünf Minuten vor Ihrer Ankunft die Gesellschaft damit zu unterhalten.

— Und was that Judith? Was antwortete sie?

— Judith schwieg.

— Das war auch das Vernünftigste. Wie der Sturm kam, so wird er auch vergehen.

— Glauben Sie das nicht; denn nicht nur die Nerven der Frau Hargitay haben sich gegen Sie empört, auch der Gatte hat sich gegen Sie gewendet. Gut unterrichtete Menschen behaupten, daß der größte Theil seines Grundbesitzes aus Urbarialien besteht, und die Verrückung jenes Steines, an welchen Sie rütteln, würde den Zusammensturz seines Hauses herbeiführen.

— Ach! — Man versteht mich nicht. Es wird ja von Niemanden ein Privatopfer verlangt. Es ist dies eine Landesangelegenheit, das Opfer muß die Gesammtheit der Nation zum Ersatze des Privatverlustes bringen.

— Zu dem verstehe ich mich nicht, lieber Béla. Aber das weiß ich entschieden, daß, wenn Sie Jemanden beleidigt, Sie denselben versöhnen, sich mit ihm schlagen und wieder gut

Freund werden können; wenn Sie Ihrer Geliebten untreu geworden, können Sie sich abermals in ihr Herz einschmeicheln und Verzeihung erlangen; aber wenn Sie Jemanden erschreckt haben, den sind Sie nicht im Stande, mehr dahin zu kapazitiren, daß er sich vor Ihnen nicht fürchten möge. — Ihre Sache ist bei den Hargitay's entschieden verdorben. Ich weiß noch mehr. Es ist beschlossen, Judith je eher zu verheirathen, — an einen Andern.

— So?

— Errathen Sie, an wen? Denken Sie sich Etwas, den größten Unsinn, die größte Lächerlichkeit.

— Ich denke mir gar nichts, denn aus dem Ganzen wird nichts.

— Man will sie an Herrn Bársing verheirathen.

— Haha! — machte Lávay. Es war dies kein Lachen, sondern nur der Ton desselben. Die Gesichtszüge des jungen Mannes behielten ihren traurigen Ausdruck bei.

— Das hat aber auch seinen plausiblen Grund. Hargitay, welcher bei Berührung seiner eigenen Interessen stets konservativ ist, wird seinem Rufe, als liberale Zelebrität, welchen er sich im Komitatsleben erworben, in der Oeffentlichkeit nie entsagen wollen. Wenn er daher einerseits mit Ihnen, dem Führer der Komitatsjugend, bricht,

wird er Sorge tragen, diese Scharte durch einen eklatanten Tausch auszuwetzen. Wie Sie wissen, ist Bársing nicht vom Adel. Er liebt es zwar, seinen Namen mit dem aristokratischen „gh“ zu schreiben, während Sie das „y“ von dem Ihrigen längst wegließen; trotzdem wird man viel Rumor darüber machen, daß der stolze Hargitay einen Bauernssohn zum Schwiegersohn genommen.

— Aber Judith ... Weiter konnte Lávay nicht sprechen ...

— ...... Verachtet diesen Menschen, wollten Sie sagen. Glauben Sie mir, lieber Béla, daß für's Heirathen, wenn man es schon thun muß, ein Mann, den man verachten kann, ein sehr vortheilhafter Gegenstand ist.

— Ach, Seraphine, Sie wissen es selbst nicht, was Sie da sprechen.

— Sie meinen, daß ich ein Mädchen, welches Sie lieben, arg verleumde; daß ich Ihnen Geheimnisse enthülle, welche es Ihnen nunmehr unmöglich machen, die Schwelle des Nachbarhauses je wieder zu überschreiten. Ich weiß es, daß ich dies thue, ich weiß es aber auch, warum?

Das war eine in bester Form gegebene Gelegenheit, um den günstigen Moment zu erfassen. Allein Béla schien der Mensch zu sein, welcher das herabgefallene Sacktuch einer Dame ruhig am Boden liegen läßt.

Seraphine wurde durch das Schweigen Lávay's derart aus der Fassung gebracht, daß sie ihre Hand auf dessen Schultern legend, im heftigen Tone begann:

— Sie denken jetzt sehr tief über etwas nach, worüber ich Ihnen sagen kann, daß Nichts daraus wird, denn . . . dieses Gedicht ist in Hexametern verfaßt, diese Versgattung verstehe ich nicht zu deklamiren.

Béla fuhr erschrocken über diese Worte, welche keinen Zusammenhang mit den früheren hatten, empor, und begriff erst die Ursache der schnellen Wendung, als er die Stimme des jungen Oberlieutenants vernahm, welcher, den Kopf durch die halbgeöffnete Thüre steckend, rief:

— Darf man Ihre Verschwörung nicht belauschen?

Seraphine hielt bereits das geöffnete Gedichtbuch in den Händen, und rief, dasselbe schließend, mit naivem Schreck:

— Nein, nein, und abermal nein. Sie dürfen es nicht wissen, welches es ist. . . Sehen Sie Lávay, dieser hinterlistige Mensch hat uns belauscht, um zu erfahren, welches Gedicht ich für den Empfang Pußtaky's einstudire.

Robert betheuerte bei Himmel und Erde, daß er kein Wort belauscht habe.

Und seinem offenen, glatten Gesicht konnte man es ansehen, daß er beim besten Willen keiner Lüge fähig war.

Die Unterhaltung über den berührten Gegenstand konnte nicht mehr fortgesetzt werden. Auch Béla begab sich zur übrigen Gesellschaft, welche sich nun um das Klavier gruppirte, oder an den Whisttischen Platz nahm; aber zu seinem Staunen mußte er vernehmen, daß, wohin er immer trat, man das Gespräch allsogleich abbrach . . . Lávay dachte sich nun, die beste Unterhaltung sei hier, zu gehen, und er ging.

Seraphine erhaschte einen Augenblick, um ihm die Hand zu drücken und zu flüstern:

— Morgen werde ich Ihnen mehr sagen können!

Kaum hatte Lávay die Thüre des Vorzimmers hinter sich geschlossen, als das Gelächter im Saale von Neuem ausbrach, und Wenzi, welcher eben mit einer Tasse aus dem Saale gekommen war, mußte die Neugierde seiner Kollegen abermals mit einem plump erlogenen Scherz auf den deutschen Hauptmann befriedigen.

Im Saale aber ging der Tritschtratsch über den vor die Thüre gesetzten Bräutigam, welcher seine Braut am grünen Tisch wegdeklamirt hatte, abermals los.

Seraphine nahm den Verlachten in Schutz, worauf ein Jeder der Anwesenden sich bemühte,

all' das auszukramen, was er gegen das Brautpärchen wußte. „Willst Du Jemanden, der in einer Gesellschaft verleumdet wird, noch mehr verleumden lassen, so werfe Dich einfach zu seinem Vertheidiger auf, und Du hast Dein Ziel erreicht.“

Seraphine unterhielt sich den Umständen nach, gut, sie ließ sich von Robert mit den einzulernenden Vers necken, und machte ihm zu guter Letzt die großartige Konzession, daß er aus den Gedichten Pußtafi's das zu Deklamirende wählen möge.

Robert war glücklich, daß er diesen Auftrag erhielt. Aber auch Seraphine war glücklich, denn nun mußte sie nicht das ganze Buch durchlesen, um zu wählen.

Mädchen, die viel von eigenen Ideen geplagt werden, sind keine besonderen Freundinnen des Lesens.

Als die Gesellschaft in der Auflösung begriffen war, fixirte Herr Fertöi Seraphine und ihre Anbeter durch sein Monocle, während er inzwischen die Blum mit trivialen Komplimenten regalirte, und riskirte an letztere folgende Frage:

— Was glauben Ew. Gnaden, welcher von den Beiden wird der Gatte Seraphinens: Lávay oder Robert? . .

— Derjenige, welcher sich von beiden zuerst erklärt, — beeilte sich die kleine, lebhafte Frau zu

erwiedern, welche so klein und beweglich war, wie ein Kanarienvogel, aber auch ebenso unerschöpflich im Schwatzen: es wäre nur zu konstatiren, ob auch die Kanarienvögel stets ihre Nachbarsleute ausrichten, wenn sie so eifrig schwatzen.

— Der Zweite wird als Hausfreund verbleiben, — setzte Fertöi mit einem maliziösen Lächeln hinzu.

— Und der Dritte auch: — sagte die Blum noch boshafter.

Seraphine bemerkte gut, daß man von ihr sprach, und nahm, sobald Fertöi gegangen, die Blum ins Verhör.

— Ihr habt mich zuvor mit Fertöi verleumdet.

— So ist es. Wir haben darüber gegrübelt, wer von den Beiden Dein Gatte wird.

— Liegen also nur zwei Namen in der Wahlurne?

— Wir meinten Lávay und Robert.

— Eben von diesen wird's keiner.

— Ach! . . Und weshalb nicht?

— Der Eine kann es nicht werden, weil er eine Andere sehr liebt; der Andere kann es nicht werden, weil er mich zu sehr liebt.

— Nun, ist das etwas Schlimmes?

— Ja, denn wer als Hofmacher sehr liebt, wird als Gatte eifersüchtig, und das ist ein großes Unglück.

— Ueberhaupt bei Dir.

— Verzeihe, ich spreche erst aus der Theorie, von der praktischen Anwendung dieser Lehre könntest Du schon mehr erzählen.

Die Blum lachte herzlich darüber, daß man sie so ins Lebendige getroffen. Sie pflegte für die Revanchen, die sie erhielt, nie zu zürnen, sie machte es, wie gute Fechtmeister, welche sich stets freuen, einen gesunden Hieb von dem Schüler auf das Plastran bekommen zu haben.

— Wenn es aber weder der erste, noch der zweite wird, wer wird's dann?

Seraphine zuckte leicht mit den Achseln.

— Am ehesten Fertöi selbst.

Die Blum schlug ihre kleine Katzenpfoten zweimal ineinander.

— Ach! was Du sagst, den kannst Du ja nicht leiden.

— Na, und? . . .

— Ich mag ihn auch nicht leiden.

— Brauchst ihn auch nicht zu heiraten.

— Aber es mag ihn die ganze Welt nicht.

Seraphine schaute einige Minuten stillschweigend in die Augen der Blum, als würde si. berlegen, ob sie weiter sprechen soll, oder nichte

— Und doch kenne ich Jemanden, der ihn nur zu gut leiden mag.

Die Blum stierte Serahpine mit großen

Augen an, wie Jemand, bei dem es zu dämmern anfängt.

— Du fürchtest, er wird Deine Mutter heiraten.

— Das wäre für uns ein großes Unglück, weil er sie binnen Jahr und Tag zu Grunde richten würde.

— Wenn aber Du ihn heiratest, so kann er Dich zu Grunde richten? . .

— Glaubst Du das?— antwortete Seraphine, mit kaltem Stolz das Miniaturweibchen messend, welches, sich an ihren Arm hängend, trotz ihrer hohen Frisur kaum bis an die Achseln des Mädchens reichte. — Dann kennst Du mich noch nicht. . . . . .

Als sie geschieden, schüttelte die Blum noch immer das unruhige Köpfchen mit den zahllosen zitternden Locken, und da sie auf dem Heimwege mit Niemanden sprechen konnte, so sprach sie mit den Augen, mit den Gesichtszügen zu unsichtbaren Gesellschaften, und sagte wiederholt zu dem begleitenden Diener: „Warum hast Du mir keinen wärmeren Shawl gebracht, Johann, es ist mir so kalt.“

Es war ihr in der That kalt, wenn sie der Worte Seraphinens gedachte: „Dann kennst Du mich noch nicht!“

Einer, der „gegangen“ wird.

Am andern Tage traf Lávay am Dampfschiff-Landungsplatze mit den Holdváry's zusammen.

Mutter, Tochter und Zeleji promenirten eben dort. In kleinen Städten ist die Ankunft des Dampfschiffes ein Ereigniß, und das Warten darauf zählt auch zu den Vergnügungen, heute umsomehr, als für die morgige große Festlichkeit viele Fremde und Bekannte zu erwarten sind.

Ueberdies ist der Landungsplatz ein gar liebes Oertchen, gelegen an der Spitze einer kleinen Insel, welche von schlanken italienischen Pappeln umsäumt ist. Der Wartesaal und dessen Umgebung ist von lachend grünen Bignonien beschattet, der Rasen ist trotz des späten Sommers frisch und elastisch, und die Gräben noch voll der Blumen.

Heute herrscht hier eine ungewöhnliche Rührigkeit . . . da werden aus frischem Pappelreisig Pyramiden gebaut; dort ein Triumphbogen aus grünen Tannen und Dahlien errichtet; Niemand fragt, weshalb? . . die ganze Welt weiß es ja,

und wer's nicht weiß, braucht nur einen flüchtigen Blick auf jene aus trikoloren Buchstaben zusammengesetzte Bewillkommssprüche und Chronostika zu werfen, und wird aus deren Inhalt erfahren daß für morgen ein hoher Gast erwartet wird: der Palatin, der erste Würdenträger des Landes, dessen Name noch aus jener Zeit populär ist, wo er als vierjähriger Knabe mit den Bauernbuben zu Alcsuth gespielt und ihr schwarzes Brod getheilt hatte.

Heute spricht man, wie natürlich, von nichts Anderem als von den Vorbereitungen zu dem Feste; dies gab auch Seraphinen den Vorwand, Lávay über die Hargitay's zu sprechen.

Ich kenne bereits das ganze Programm. Die Hargitay's sind gestern angekommen; der alte Herr wird den Palatin bei seiner Ankunft empfangen. . . . Welch' ein Triumph für die Familie! . . . Wird das Fiasko der Dilettanten-Vorstellung gänzlich vergessen machen. . . . Damit ist es übrigens nicht abgethan, daß Hargitay so lange an der Landungsbrücke beneventirt, bis der Palatin sein Gabelfrühstück verzehrt, sondern es werden nach dem Plane der Frau v. Hargitay, und unter ihrer Führung die Damen der Stadt in festlichen Toiletten unter einem auf der Brücke errichteten Baldachin den Festzug erwarten, und eine derselben dem Palatin einen Kranz überreichen. Diese eine wird wahrscheinlich Judith sein. Uns

hat man aus dieser Szene feierlich ausgeschlossen.

— Es ist ein schlechter Plan, — sprach Lávay — die stürmende Volksmenge wird dort die Damen erdrücken.

— Dafür ist auch gesorgt; an jedem Ende der Brücke wird ein Komitatshußar mit dem blanken Säbel in der Faust und seiner Mente über die Achseln stehen; diese wird das souveräne Volk doch respektiren; überhaupt wenn sie den Federbusch an die Tschako's stecken. . . . . . Welche Rolle fiel Ihnen zu?

— Die des Zuschauers. Beim Fackelzug hätte ich die Rede halten sollen, gestern sagte ich jedoch ab.

— Damit haben Sie die Betreffenden sehr verpflichtet, die seit drei Tagen schon berathen, auf welche Art man es Ihnen zu wissen geben könnte, daß man gesonnen ist, einen älteren Herrn von reifem Verstande zu diesem Zwecke aufzufordern? . .

— So? . . . Um so besser. . .

Während dieses Gespräches landete der Dampfer. Eine Menge Passagiere kamen an; schweißtriefende Männer in Reisekleidern, beladen mit schweren Packtaschen und Paradesäbeln im ledernen Futteral; keuchende Damen mit Kartandeln am Arme, welche alle nach ihren Verwandten und Bekannten herumschauen. . . . Bei

solchen Gelegenheiten ist es schwer Jemanden zu erkennen . . .

— Sehen Sie Pußtafi schon? . . frug Seraphine Lávay.

— Dort kömmt er! . . rief dieser und verließ die vornehme Gesellschaft, um dem Freunde entgegen zu eilen.

Der Dichter ist eine hohe, robuste Gestalt, mit braunem, lose hängendem Lockenhaar, feinem Schnurbart und einem bei uns damals ungewöhnlichen spanischen Knebelbart. Sein Anzug besteht aus einem Dolmány mit dichten Knopfreihen, einen beschnürten Ueberwurf, ungarischen Hosen und befranzten Csismen; auf dem Kopfe sitzt ein Hut mit aufgestülpten Rändern . . . . . Ganz die Mode von 1861 . . . Nur das Halstuch fehlt vom Halse, welchen der zurückgeschlagene Hemdkragen offen läßt.

Wir schrieben zu jener Zeit das Jahr 1847, trugen Fracks, Pantalons und glänzende Cylinder — ebenso wie jetzt — weshalb ein Mann, welcher der Mode um vierzehn Jahre voranzueilen wagte, allgemein begafft wurde.

Bevor der Dichter seinem ihm entgegeneilenden Freunde die Hand gereicht hatte, frug er diesen hastig:

— Hast Du Deinem Plane, morgen eine Rede zu halten, entsagt?

— Ja.

— Dann Servus . . Hier meine Hand . . Hättest Du „nein“ gesagt, wäre ich augenblicklich umgekehrt und weiter nach Raab gefahren.

— Komm, ich will Dich den Holdváry's vorstellen; sagte. Lávay und zog den Freund mit sich

Pußtafi schritt stolz, als hätte die große Volksmenge nur ihn erwartet, durch die halbfertigen Triumphbögen, und denen er vorgestellt wurde, reichte er die Hand mit unverhehlter Herablassung.

Als er den Namen Zeleji's vernahm, blickte er diesen an, und rief in freudigem Tone:

— Ach! wir sind ja alte Bekannte.

— Mir dünkt es auch so; — gab der Offizier zaudernd zur Antwort.

— Wir sind in Linz mitsamm' Soldaten gewesen, traten zugleich ein; Du hast es, wie ich sehe, weit gebracht; mich hat man als Gemeinen verabschiedet.

— Nur führtest Du damals einen andern Namen.

— Weil mir mein Vater den seinigen zu tragen verbot, da ich mich einem liederlichen Leben gewidmet, indem ich Poet geworden. Jetzt hat er mich gebeten, ich möge ihm erlauben den meinigen zu tragen, jenen, den ich mir selbst erworben.

— Das glaub' ich Dir, Du bist schon General.

Seraphine, welche die Gesichtszüge der

beiden Freunde mit Aufmerksamkeit gemustert hatte, machte, an Lávay gewendet, folgende Bemerkung:

— Finden Sie nicht, daß sich Pußtafi und Zeleji sehr gleich sehen? Wenn der erstere seinen Bart herabnehme, oder Beide sich einen Vollbart wachsen ließen, könnte man sie verwechseln.

Pußtafi war bis zur Unhöflichkeit mit seinem zufällig entdeckten Freunde beschäftigt, so daß ihn die Holdváry's zum Zentrum der Gesellschaft zurückziehen mußten.

— Herr Pußtafi wird uns morgen zu Mittag die Ehre geben, Lávay hat uns dies bereits in Ihrem Namen versprochen.

— Auch Ew. Gnaden nehmen keinen Antheil an dem offiziellen Bankett?!. rief Pußtafi freudig . . . Daß ich doch Jemanden in dieser Stadt finde, der sich nicht um Einladungskarten rauft. . .

Lávay hätte gerne seinem Freunde den Mund zugestopft, denn die Holdváry's haben Alles aufgeboten, um Karten zu bekommen, aber ohne jeden Erfolg, deren Arrangeure waren ja die Familie Hargitay.

Die Männer begleiteten die Damen nach Hause; am Thore nahmen sie von Zeleji Abschied, welcher in die Festung gehen mußte; Pußtafi dagegen nahm Lávay am Arm, und ging mit ihm in seine Wohnung.

Nach der ersten Begrüßung in Béla's Arbeitszimmer, zündete sich Pußtafi eine Zigarre an, und sprach:

— Also, Brüderchen, Du bist verliebt. Das kommt zur schlechtesten Zeit; diese ist nicht für verliebte Leute geschaffen, Bruder, ein großer Kampf harrt unser, und wird heranrücken, ehe wir es vermuthen.

So wie man die Wahlen für den Reichstag vorbereitet, ist es zu erwarten, daß es einen Kampf auf Leben und Tod geben wird. Das wirst Du bereits wissen, was Ludwig Battyáni dem Palatin antwortete, als dieser ihn frug, welche Hoffnungen er für den nächsten Landtag hege? — „Wir werden die Pecsovics' schlagen, daß es kracht, Hoheit!" . . . . In solchen Zeiten ist es nicht gut, wenn Jemand mit seinem Herzen zu thun hat.

— Als Dichter mußt Du es wissen, daß es hier kein Gegenmittel gibt.

— Es gibt eines. Die Liebe muß befriedigt werden; dann wird nicht sie über uns herrschen. Mit verheirateten Männern läßt sich schon reden: aber Brautleute, unglücklich Liebende sind zu nichts Besserem gut, als sie in die Donau zu schmeißen, wenn sie nicht von selbst hineinspringen.

— Ich brauche nicht viel Anspornung dazu.

— Wenn ich spreche, hast Du zu schweigen, Brüderchen. Bin nicht gekommen, um Eure

Triumphbögen zu begaffen, oder mich nach dem Befinden Eurer Fräuleins zu erkundigen, sondern um etwas Entschiedenes auszuführen. Du solltest schon längst in Pest sein; unsere Freunde fragen in einem fort, wohin Du gekommen? Ich aber zittere jeden Augenblick, daß man Dich plötzlich zum Domänenfiskal ernennt, wo Du dann selig im Herrn entschlafen kannst. Ich kam daher jetzt, um Dich mitzunehmen.

— Werde ein wenig schwer sein. . . . .

— Auch der Traumsichtige ist schwer, und dennoch zieht ihn der Mond. Ich werde Dich mit Deinem Monde ziehen. Du mußt dieses Mädchen heiraten, und damit sei es mit der Privatschwärmerei zu Ende. Folgen höhere Schwärmereien, denen wir gehorchen müssen.

— Die Eltern wiesen mich ab.

— Laß' sie. Das Mädchen liebt Dich, davon bist Du überzeugt.

— Wie von meinem Tode.

— Dann nehme sie, trotz ihrer Eltern.

— Werde es thun; muß mir aber früher eine selbstständige materielle Existenz gründen.

— Liebes Brüderchen, derjenige, welcher sein Herz zu befriedigen wünscht, ißt Kartoffeln, und fühlt sich glücklich dabei; wenn aber Jemand mehr seinem Magen schmeichelt, dann bleiben die Kartoffeln für das Herz . . . Wenn es Deine erste Sorge ist, daß Deine Frau eine Dame sei, dann

gebe ich Dir einen Rath: In der zwei Adlergasse gibt es eine Seifensiederin, die hat drei Töchter, alle drei sind häßlich und dumm, jede bekommt aber hunderttausend Gulden; .. sei klug und umsichtig, heirate die Mutter, dann hast Du alle dreimalhunderttausend; ... wenn Du Dir aber eine Gattin wünschest, die, wenn es sein muß, mit dir selbst das bittere Brot der Verbannung theilt, dann, und wenn Alles wahr ist, was du mir in Deinen Briefen über deine Geliebte geschrieben, dann heirate Dein Mädchen, und wenn sie baarfüßig ins Haus kömmt; Ihr werdet selbst auf dem Eise leben können .... Ach, die Liebe hat schon Manchen zur Lebensfähigkeit gezwungen.

— Kannst überzeugt sein, daß ich jeder Entbehrung, jeder Arbeit fähig bin, aber ich habe den Muth nicht, sie zu fragen, ob sie im Stande ist, einen gleichen Entschluß zu fassen.

— Das wußte ich im Voraus, daß Dir der Muth hiezu fehlen wird, deshalb befrug ich sie.

— Wie?

— Kennst Du hier einen jungen Mann, Namens Bárzsing?

Das Gesicht Lávay's wurde feuerroth. Weshalb erwähnt er auch diesen Namen jetzt.

— Ich weiß es, wer er ist.

— Du weißt es nicht! .. Ich weiß es Ueberhaupt weißt Du nie etwas, wenn Du es nicht

von mir erfährst. Du bist der Meinung, dieser Bärzsing sei ein Advokat, während er ein geheimer Dramaturg ist. Er war eben in Pest, saß mir zwei Tage am Nacken, und las mir zwei seiner räuberischen Dramen vor; umsonst sagte ich ihm, daß es Eseleien, Verrücktheiten seien; nutzte Alles nichts; er kam am dritten Tage, und brachte ein Lustspiel; von dem bekam ich das Fieber ... Uebrigens gehört dies nicht zu Deiner Sache ... Aber bei diesem Esel erkundigte ich mich über Deine und Judith's Angelegenheiten; der Büffel erzählte, was zu erzählen war ... Ich habe bemerkt, daß auch er in Judith verliebt ist, der Narr; den letzten Tag beschied ich ihn zu mir und sprach: „Hören Sie, wilder Stier“ ...

— So wirst Du ihn doch nicht genannt haben? ...

— Was fällst mir in die Rede? Freilich nannte ich ihn so. Pflege ich denn mit den Titulaturen wählerisch zu sein, oder soll ich Jemanden einen gnädigen Herrn nennen, der mich drei Tage hindurch mit seinen niederträchtigen Dramen quält? .. Er nahm dies sogar als große Vertraulichkeit von mir dahin. Also ich sagte: Sie haben mich drei Tage hindurch mit Ihren Dramen gefoltert; jetzt thue ich Ihnen den Gefallen, daß ich Ihr Machwerk dem Dramenbeurtheilungskomité bringe, und dasselbe ersuche, damit ... einzuheizen. (Bärzsing hielt das für einen Witz

und bedankte sich dafür.) . . . . Aber auch Sie müssen mir eine Freundlichkeit erweisen. Sie wissen, daß ich meine sämmtlichen Gedichte zu veröffentlichen gedenke. Ein Verleger läßt sich hiezu schwer auftreiben, ausgenommen, wenn ich mich noch verbindlich mache, alle Tag seine Stiefel zu putzen; ich mache mich daher selbst zu jenem Geschäfte der Wegelagerung auf, welches man „pränumeriren lassen“ nennt. Hiezu brauche ich Patrioten von großem Einfluß, die das Herumlaufen nicht scheuen, und sich nicht sobald vom Halse schütteln lassen; auch brauche ich begeisterte Patriotinnen, die ihre Hofmacher einzeln ködern, und es sich zur Ehre anrechnen, wenn sie den Bogen vollgezeichnet zurücksenden. Als solche erscheint mir die erwähnte Patriotin.

— Der Narr schwor mir bei Himmel und Erde, daß ich's getroffen habe. . . Nun bat ich ihn, er möge einen derartigen Pränumerationsbogen für das Fräulein übernehmen, ich werde noch einen schmeichelhaften Brief beilegen, in welchem ich sie ersuche, sie möge mir ihre hohe Protektion angedeihen lassen.

— Du? . . frug Béla verwundert.

— Ja ich. . . Aus diesem kannst du meine väterliche Liebe zu Dir ermessen, wenn Du bedenkst, daß ich für Dich jene ungeheuere Selbstverleugnung begann, daß ich Thorsites ersuchte, mich bei Deiner Penaloge zu zupatroziniren.

— Ich verstehe.

— So schweige doch! . . Es wäre besser, anstatt mich alle Augenblicke zu unterbrechen — was in Anbetracht Deiner Jugend (bist wenigstens um zwei Jahre jünger) nicht einmal schicksam ist — wenn Du mir Streichhölzchen herbeischafftest. . . Ein furchtbares Ding, solch' ein Nichtraucher, man kann im ganzen Haus kein Hölzchen finden! . . . Und nun weiter . . der junge Mann erbot sich, zu meinen Befehlen zu stehen. Ich schrieb (während er mit dem Hute in der Hand vor mir stand) einen Brief an Judith, welcher wörtlich lautet:

„Sehr geehrte Patriotin!

Ein junger Mann, den ich überaus liebe, da er mein einziger Freund, und der deshalb mein einziger Freund ist, weil ich ihn überaus achte, hat das Glück ihren Brautring zu tragen. Wie stark er Sie liebt, ermesse ich daraus, daß er, seitdem er in Ihrer Nähe ist, selbst meiner vergißt. Umsomehr habe ich an ihn gedacht. Heute erfuhr ich von diesen Menschen, der Ihnen meinen Brief einhändigt, daß Sie die bessere Hälfte der Seele meines Freundes, in Folge elterlicher Willkür und politischer Meinungsdifferenzen wegen, von dem Ihnen anverwandten Geiste losgerissen, Ihre Hand einem jener Thiere reichen müssen, welche ein Spiel der Natur in menschliche Form gegossen hatte.

Ich, der ich der geschworenste Feind jeder Tyrannei bin, zähle auch die elterliche Willkür dazu; und wenn die Eltern, denen Gott eine königliche Gewalt über ihre Kinder eingeräumt, dieselbe in Tyrannei ausarten lassen, so stelle ich ihnen das Recht der Empörung, des Aufstandes gegenüber; und sowie die Worte der Schrift besagen: „Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest auf Erden", — so sage ich: „Ehre Sohn und Tochter, damit du glücklich werdest im Himmel." Denn der Vater, welcher hier seinem Kinde eine Hölle bereitet, hat schlecht für sein Seelenheil gesorgt. Ohne Liebe ist das Leben eine Hölle. . . Sie müssen flüchten. . . . Alles, was der Mensch zu verlieren im Stande ist, die Freundlichkeit seiner Bekannten, die Theilnahme der Verwandten, der Besitz, die weltliche Stellung, selbst das Heiligste, der gute Ruf, sind Nichts gegen das verlorne Glück der Liebe. . . . Ich weiß nicht, ob Sie die Kraft besitzen, zu thun, wozu ich Sie auffordere? . . . Aber ich sag's Ihnen einfach. Nach einigen Tagen, wird in Folge einer gewissen Rundreise, in Ihrem Wohnorte eine große Festlichkeit arrangirt. Abends feierliche Beleuchtung, kenne das Programm.

Ich werde als Beistand meines Freundes kommen. Während der Illumination treffen wir am Hauptplatze zusammen. Sie werden am

Arme jenes Mannes gehen, welchen Ihre Eltern zu Ihrem Gatten erkoren; es wird Ihnen ein Leichtes, der Gesellschaft um einige Schritte voranzueilen, man wird Sie in sicherer Begleitung glauben. Wenn ich dann zu diesem Menschen einige Worte spreche, wird er Sie vorlassen, um zu mir zu eilen. In diesem Augenblick erscheint mein Freund, Ihr Getreuer, reicht Ihnen den Arm, das Volk ruft dem sich nähernden Palatin seine obligaten „Éljen's“ zu, jeder Blick haftet an seinem Antlitz; — Sie eilen durch ein Seitengäßchen zur Donau, dort finden Sie einen Kahn, welcher Sie über die Donau in das gegenüber liegende Dörfchen führt. Der Seelsorger war unser Schulkamerad; er wartet bereits mit mit den nöthigen Zeugen; und in einer Stunde sind Sie vor Gott und den Menschen Mann und Weib.

Wenn Sie diesen Plan gutheißen und annehmen, geben Sie es mir folgendermaßen zu wissen: Sagen Sie nach Lesung des Briefes jenem Manne: „Es thut mir leid, kann das Sammeln nicht übernehmen; bin nicht in der Lage, ich selbst unterschreibe ein Exemplar.“ Damit senden Sie den unterzeichneten Bogen an mich. Wenn Sie aber den Plan für unpassend halten, dann werfen Sie den Bogen weg, oder machen Sie nichts mit ihm, keine Antwort wird auch eine sein.“

Diesen Brief übergab ich zur Besorgung dem Herrn Bárzsing, welcher ihn auch sicher besorgen wird.

Béla schaute betroffen seinen Freund an, als wüßte er nicht, ob das Erzählte Scherz oder Wahrheit sei.

— Du spielst Komödie? . . .

— Pflege es zu thun, Du weißt es. — Ach, hab' doch ein Zündhölzchen endlich erwischt, hier am Ofen! . . .

Hiermit zündete der Dichter seine Zigarre an, und setzte sich nieder.

— Nun, wie gefällt Dir meine Intrigue?

— Sprichst Du im Ernst?

— Glaube keine Maske vor dem Gesichte zu haben.

— Das war ja aber eine unsinnige Narrheit von Dir?

— Ich wußte es, daß Du erschrecken wirst, weshalb ich Dich nicht im Voraus gefragt habe, ob Du einwilligst? . . . . Die Frage ist nur: Liebst Du sie? ja, oder nein? . . Liebt sie Dich, ja, oder nein? . . Wenn auf beide Fragen die Antwort mit „ja“ lautet, dann gehört sie Dir, und Du ihr. Gibt man sie Dir nicht, nimmst Du sie mit Gewalt.

— Wohin denkst Du! — rief Béla mit Entrüstung.

— Was ich denke? —rief Pußtafi laut. —

Ich denke, daß Du ein Táblabiró bist, der bald einen Schmerbauch bekommen wird; daß Du nicht so viel Muth hast, wie die Henne zum Schwimmen; und während ich darüber nachsinne, wie Dein Gesicht dem St. Juste's ähnlich sieht, während ich Dich meinen Saint Juste nenne, bist Du ein wahrer Citoyen Picotin!

Béla fuhr auf diesen Spottnamen in die Höhe.

— Sage das nicht noch einmal!

— Das bist Du, Picotin; und nicht Saint Juste.

Das werden freilich Wenige wissen, daß Citoyen Picotin Held irgend eines französischen Romans und ein muthiger Kürschner ist, der selbst die Tiger beim Schweif erfaßt, wenn seine Haut herabgezogen. Die zwei guten Freunde hatten selbst gleiche Lektüren, so daß gewisse Anspielungen als gangbare Münze bei ihnen galten.

Der fatale Name Picotins hätte zu einem ärgeren Zerwürfniß Anlaß geben können, wenn nicht Béla's Mutter erschienen wäre, um die Streitenden mit der kategorischen Mahnung: „Lasset das Geplauder, die Suppe wird kalt" an den Mittagstisch zu rufen.

— Soll nie ein größeres Unglück das Haus treffen!... sagte mit komischer Andacht Pußtafi.

Béla's Mutter gehörte noch zu jenen Frauen aus der guten alten Zeit, welche die Küche als

ihr Arbeitszimmer betrachteten, und die es mit Stolz heraussagen konnte, daß ein jeder Leinfaden im Hemde ihres Sohnes von ihrer Hand gesponnen sei. Wie viel Segen muß an diesen Fäden haften; dachte doch die Witwe während sie in langen Nächten die langen Fäden spann, nie an etwas anderes, als an ihren Sohn.

Béla war noch ein kleiner, lallender Knabe, als man seinen Vater zum Kirchhof trug; seitdem hatte die Mutter ihre Trauerkleider nie abgelegt, sie kleidete sich immer schwarz, nur an sehr heißen Sommertagen geschah es, daß sie ein lichteres Kleid nahm, wo auf dem schwarzen Grunde graue Tüpfchen zu sehen waren.

In früher Jugend war auch Béla ein gutes, zu Hause sitzendes, folgsames Kind, etwas furchtsam, und an dem Rocke seiner Mutter hängend; doch ändert sich dies mit der Zeit, wenn die Kinder großwachsen, und die guten Alten wollen es nicht verstehen.

Die alte Lávay glaubt heut' zu Tage noch, daß ihr Söhnlein das folgsamste Kind der Welt ist, welches um Erlaubniß frägt, wenn es eine Frucht berühren will, und allsogleich die Hand zurückzieht, wenn Mütterchen sagt, daß sie „unreif" sei. Sie ist heute noch stolz auf ihn, denn sie glaubt überhaupt, daß ihr Béla der schönste, gescheideste, und stärkste von allen Männern der Welt ist.

Sie muß ja dies am besten wissen, denn als er klein gewesen, hatte ja sie seine rothen Wangen gewaschen, sein blondes Seidenhaar gekämmt; sie muß am besten wissen, welch' ein schönes, kleines Kind ihr Béla ist.

Auch das hatte sie ja gesehen, wie ihr Söhnlein es den Uebrigen in der Gymnastik vorgethan, wie er viel, viel größere Burschen, als er, zu Boden warf. Ach, er war unstreitig der stärkste!

Wie stolz war sie erst auf seine Gelehrsamkeit. Stets war er der erste seiner Klasse. Wo andere noch buchstabirten, gehörte er schon unter die Leser; wie lobte man ihn später, als er größer geworden, für seine lateinischen Aufsätze; um seiner, schönen Handschrift gar nicht zu gedenken. Und welche Freudentage waren es, als er die erste Prämie erhielt, als er von der Universität heimkehrte, wie stolz zeigte die gute Witwe die eminenten Zeugnisse! Der größte Triumphtag war jedoch, als nach Ablegung der Zensur das Diplom mit dem Präklarum in der Komitatskongregation feierlich publizirt wurde.

Wie viel hatte die gute Witwe über alles dieses nachgedacht, wenn sie in ihrem puritanisch einfachen Zimmer am Spinnrocken saß, und, von Niemanden gehört, heilige Psalmverse sang, und wie sie zu Hause entbehrte und sparte, damit ihr Söhnlein in der Hauptstadt sich's gütlich thun könne.

Aber die Kinder wachsen heran, und die Freude der Eltern verwandelt sich in Sorge. Der stattliche Junge wird durch die Liebe der Mädchen der Mutter abwendig gemacht; und es frägt sich, ob sich eine Liebe finden, welche die der Mutter aufwiegt. Sein Muth, seine Kraft verleitet ihn zu gefährlichen Händeln; und die arme Mutter bemerkt an einem schönen Tage, daß ihr Söhnlein mit einer Narbe auf der Stirne heimkehrte; und das Söhnlein brüstet sich noch mit dieser Narbe, denn der Gegner hat deren drei erhalten, ach! wenn man ihn getödtet hätte! „Verdecke die Narbe mit deinen Locken, — sagte die Witwe — damit sie nicht Jedermann sehe!“

Und nachdem das keine Söhnlein ein großer Mann geworden, und sich wie einst auf den Schulen, nun zum großen Examen des öffentlichen Lebens stellt, und zu sprechen beginnt von Dingen, über welche der eine Theil der Zuhörer in stürmische Beifallsrufe ausbricht, während der andere wüthend ein „kreuziget ihn!“ ruft; ach, wie pocht doch damals das Herz der armen Witwe! Ach, wie schade, daß die Kinder so groß heranwachsen, wäre es nicht besser, wenn sie immer so lieb und klein blieben!

Frau Lávay hatte auch jetzt selbst das Mittagessen besorgt; es kam nur das auf den Tisch, was ihr Sohn gern aß; prächtige schmackhafte Speisen. Pußtafi konnte sich des Lobes nicht ent=

halten, und nahm von Allem zweimal; die Hausfrau drängt ihn aber, auch das dritte Mal zuzulangen!! Béla genießt nichts. Er schaut stumm auf sein Teller, und wenn ihm die Alte die lockersten Bissen vorlegt, vergißt er sie auf dem Teller, und sagt: er habe keinen Hunger.

— Bist Du krank? Fehlt Dir Etwas?

— Ganz und gar nicht. Ich esse ja genug.

— O, auf den, der schon gestorben ist, sagt man, er hat schon genug gegessen. Doch es fehlt Dir wirklich Etwas. Oder schmeckt Dir das Essen zu Hause nicht mehr. Nicht wahr, es schmeckt Dir nicht. In Pest bekömmt man Besseres. Sagen Sie mir doch, Herr Pußtafi, denn mir gesteht er's nicht, was speiste denn Béla gewöhnlich in Pest? Ich kann das auch bereiten, wenn ich es nicht kann, will ich's erlernen; ich schaffe es vom Ende der Welt her, wenn man es hier nicht bekommen kann.

Die Lippen der guten Alten zitterten, dem Weinen nahe in ihrer Betrübniß; Béla legte seine Hand versöhnend auf die seiner Mutter.

— Alles, was hier ist, meine Mutter, ist sehr gut; nur mein Gaumen ist schlecht.

— Das ist nicht wahr, nicht Dein Gaumen ist schlecht, sondern Du hast irgend ein Leid, das Du mir verheimlichst. Nicht, wahr Herr Pußtafi?

Er hat irgend ein großes Leid. Vor mir verheimlicht er es.

— Béla fehlt gar nichts, glauben Sie es, — sagte Pußtasi mit rauhem Sarkasmus. — Das Ganze besteht darin, daß er jetzt zweiundzwanzig Jahre alt ist; jetzt kommen die Weisheitszähne, und die kleinen Kinder pflegen schlechter Laune zu sein, wenn sie einen Zahn bekommen.

Die alte Dame aber verstand keinerlei Witz, besonders wenn von Béla die Rede war.

— O! mein Béla braucht keine Weisheitszähne mehr. Eher ist das sein Uebel, daß er mehr Verstand hat als Andere. Deswegen verfolgt, beneidet man ihn. Ich weiß Alles recht gut, obzwar ich nirgendshin aus dem Hause gehe. Denn wenn Jemand etwas Schlechtes sagen kann, wodurch er mir Verdruß bereitet, so kömmt er zu mir. Wenn meine Freundinnen mich besuchen, so weiß ich's im Voraus, daß sie nur darum kommen, weil sie irgend ein Geklatsch über Béla in Bereitschaft haben. Sie erzählen mir, wie sehr sich die Herren über seine Rede geärgert haben, die er in der Versammlung gehalten; in welcher er sagte, man müsse den Bauern von den Herren befreien. Und er hatte doch Recht. Ich war nicht dort, doch ich weiß gewiß, daß er richtig gesprochen.

— Er hat klassisch gesprochen! — versicherte

Pußtafi heftig. — Wenn er nicht so gesprochen hätte, so müßten Sie seinetwegen erröthen.

— Nun, nicht wahr? — fiel Frau Lávay ein. — Daß ich doch Jemanden finde, der sagt, er habe richtig gesprochen. Und doch hatte er viele herrschaftliche Freunde, die früher keinen Platz gut genug für ihn fanden und jetzt sagen, daß man meinen Béla von jetzt an nicht einmal zum Kanzellisten annehmen werde.

— Hahaha! — lachte Pußtafi. — Er ging auch nicht darauf los.

— Die, welche ihn früher keinen Tag entbehren konnten, verleugnen sich jetzt vor ihn. Das thun Diejenigen, welche ihn mit süßen Worten gelockt, und auch Diejenige, die seinen Verlobungsring getragen.

— Ich bitte Sie, liebe Mutter, sprechen wir hierüber nicht, sagte Béla mißmuthig; — sonst werde ich noch weniger essen können.

— Na, na, nimm es Dir nicht so zu Herzen, lieber Sohn. Ich wollte Dich nicht versuchen. Ich weiß es gut, daß nicht sie die Schuld trägt, sondern ihre hochmüthigen Eltern; sagte ich's Dir beständig, daß es uns nicht gut ist, auf ein größeres Glück zu warten, als welches uns gebührt.

— Was, Glück? fuhr Pußtafi empor. — Möge sich es das Mädchen als Glück anrechnen, wenn Béla sie mit seiner Neigung beehrt. Béla

wird stets um einen Kopf höher steigen als Andere!

— Ich werde mich freuen, wenn er nicht um einen Kopf niedriger wird, — sagte die gute Alte mit ängstlicher Anspielung.

— Also auch Sie, Mutter! — seufzte Béla mit schmerzlichem Vorwurf.

— Na, na, mein Sohn, ich wollte Dich ja nicht betrüben. Ich sagte es nur so; denn Du weißt es ja, daß diese närrischen Menschen jetzt von nichts Anderem sprechen, als daß Du deinen Kopf auf's Spiel gesetzt hast. Dies ist aber nicht wahr, ich weiß es, daß es nicht wahr ist.

— Ach, was braucht man auf das kleinstädtische Geschwätz zu hören! — rief Pußtafi, sich zornig mit beiden Ellbogen auf den Tisch stemmend. — Béla ist darüber hinaus, daß man ihm schaden könnte.

— Das sag' ich ja auch. Habe ich nicht unzählige Mal zu meinem Sohne gesprochen: Weshalb suchst Du ihre Freundschaft, weshalb gehst Du ihnen nach, und härmst Dich mit ihnen ab? . . Du stehst ja auf sie nicht an, wirst auch keinen wahren, aufrichtigen Menschen unter ihnen finden. Härme Dich nicht, mein Kind; wir haben ja ein kleines Gut auf dem Lande, wir ziehen dort hinaus; Du bist ein guter Wirth, ich bin sparsam, wir werden auf unserem bescheidenen Gute ebenso leben können, wie es deine Ahnen

gethan, von denen keiner unter achtzig Jahren gestorben ist. . . Ach wäre auch Dein armer Vater dort geblieben, aber er war auch so voll Eifer wie Du. Auch er hatte sich dem öffentlichen Leben gewidmet und hatte das eigene mit dem dreißigsten Jahre beendet.

Der frommen Witwe trat bei dieser Erinnerung unwillkürlich eine Thräne in's Auge; durch diesen Thränenglanz blickte sie so besorgt, so liebevoll auf ihren Sohn, daß Pußtafi den schmerzlichen Zauber dieses Blickes nicht ertragen konnte und vom Tische aufstand; und doch war noch so mancher Leckerbissen zurück, Eingesottenes, dürres Obst, was die Witwe das ganze Jahr hindurch für ihren Sohn bereitete; wurde ja doch Alles nur für ihn bereitet.

Auch Béla stand auf, küßte die Hand und das Antlitz seiner Mutter; die gute Matrone umarmte ihn und flüsterte ihm zu: „Vergiß deiner armen Mutter nicht."

Pußtafi wollte in die Konversation eine heiterere Stimmung bringen.

— Verzärteln Sie doch dieses Kind nicht gar so sehr. Glauben Sie mir, er verdient nicht halb so viel.

— Wenn ich aber Niemand Andern zu verzärteln habe. Und dann, wenn ich ihn sehe, ist's mir, als ob sein armer Vater vor mir stünde. Dieselbe hohe Stirne, dieselben sanften Augen,

selbst seine Stimme, selbst der Klang seiner Schritte sind dieselben. Seine Feinde selbst sind dieselben.

— Ach, vor diesen machen Sie ihm keine Furcht. Béla ist ein Mann, der seinen Feinden zu antworten weiß.

— O! ich möchte es auch sehen! Wenn Jemand meinen Sohn beleidigte! Weil ich so leicht weine, müssen Sie nicht glauben, daß ich schwach bin. Fragen Sie nur Herrn Tertöi, als er bei Lebenszeiten meines theuern Mannes hieher kam, sich grob benahm, weil er ihm in seinen Rechnungen den Unterschleif nachwies; mein armer Seliger war ein sehr sanfter Mensch; ich aber, als ich sah, daß er nicht so grob sprechen konnte wie Jener, ergriff die Hanfstange vom Spinnrocken und stellte mich dem Tertöi entgegen: „Der Herr packe sich sofort von hier, sonst schlage ich ihm den Rockenstiel so an den Rücken, wie er noch nie mit einem Rockenstiel geprügelt!“ Er trollte sich auch fort der Gute, vor Schrecken fand er kaum die Thürklinke.

Bei dieser Erinnerung war das Gesicht der Witwe ganz roth geworden; was wieder heitere Laune in die Gesellschaft brachte. Die gute Dame kam dann in den besten Humor; sie betraute den Pußtafi, er möge es überall, wohin er käme, selbst in Pest sagen: „Möge nur Jemand meinen Sohn so beleidigen, daß ich ihn durchprügle.“

— Jetzt weiß ich schon, daß Sie rauchen möchten, ich schicke also den Kaffee auf Béla's Zimmer.

Frau Lévay ging ihn selbst bereiten.

Als die jungen Leute in Béla's Zimmer allein blieben, sprach Pußtafi mit ernstem Blicke zu Béla:

— Jetzt, theuerer Freund, thut es mir schon leid, daß ich den Brief jenes dummen Kerl's abgeschickt habe.

— Warum?

— Weil ich sehe, daß Dir nicht nur Deine Geliebte am Herzen liegt, sondern noch mehr — Deine Mutter. Sieh', als ich selbst meine, hundertmal verfluchte, doch immer angebetete Laufbahn betrat, hielt auch mich eine nie, nie wieder zu erträumende, liebende mütterliche Stimme zurück, vertröstete mich; und wenn mich damals Jemand beredet hätte, ich möge auf dies Wort nicht hören, ich wäre jetzt sein Todfeind, doch da es Niemand gethan, als ich selbst, kann ich auch Niemanden verfolgen.

In diesem Augenblicke fingen die Hofhunde zu bellen an und Béla eilte an die Thüre, denn Jemand vertheidigte sich gegen einen harten Angriff.

— Ach! Barsing, Du bist's, den die Hunde verschlingen wollen?

— Hole sie der Teufel! — schrie der Ankom-

mende, mit dem Rücken die Thüre eindrückend und sich gegen zwei giftige Wolfshunde mit seinem Stocke vertheidigend; so oft ich herkomme, wollen sie mich fressen. — Ah! ergebenster Diener! — damit drehte er sich um. Es war ein großer, junger Mann mit gelblichem, mit rothen Sommersprossen besäetem Gesichte, welches ein wolkenfarbener Bart und Schnurbart bunt machte, mit wässerig blauen, stechenden Augen, mit breiten, aufgedunsenen Lippen, mit impertinent farbigem Haar, das an Sonn- und Feiertagen vom Friseur künstlerisch arrangirt ist; die ganze Figur kündigt schon von Weitem ihre Ankunft durch ihren unausstehlichen Parfum an. Der edle Jüngling wählte zu seinem Gesichte passende Farben, da er eine salatgrüne Magyarka anzog, aus deren weiten, offenen Aermeln rosafarbenes Seidenfutter morgenröthlich strahlte, dazu eine weichselfarbene Sammtweste, und obzwar es sich nicht schickt, von gewissen Kleidungsstücken zu sprechen, wäre es doch Jammerschade, den guten Einfall zu verschweigen, daß er den Saum des Tuches, aus dem er seine Inexpressiblen anfertigen ließ und auf welchem die Firma der betreffenden Fabrik aufgeschrieben zu sein pflegt: „Original-vaterlandisches Erzeugniß, 1846," außen an seine Pantalon statt eines Streifens nähen ließ, damit es Jeder von ferne lesen könne.

— Schön willkommen! — sprach Pußtafi

lachend zu dem Hineinflüchtenden. Bald wäre es Ihnen ergangen wie Milo von Kreta.

— Der Teufel hole Deine Hunde, — lärmte dieser, noch außer sich vor Schrecken. Ich sagte schon, daß ich sie einmal vergiften werde, wenn Du sie nicht besser gewöhnst. Du mußt sie absichtlich dressiren, mich zu packen. — Sich dann ein wenig fassend, wandte er sich zu Pußtafi, nahm eine feierliche Positur an und begann mit veränderter Stimme folgendermaßen: „Hochgeehrter Patriot!“

— Um des Himmelswillen, „Freund der Tugend“, Sie wollen doch hoffentlich keine Rede halten?

(Nun muß man wissen, daß damals die Ansprache „Freund der Tugend“ beim „jungen Ungarn“ sehr in der Mode war, namentlich wurde es Leuten gegenüber angewendet denen man nicht gern sagte: „mein Freund!“)

— Geehrter Patriot! Ja ich bin der Gesandte der Tugend; und bin so frei, Ihnen, als einem weltberühmten großen Manne, im Namen unserer Stadt eine Einladungskarte zum morgigen Festbankette zu überreichen.

Pußtafi ließ die fragliche Karte nicht einmal aus dem schönen Goldpapier herausnehmen.

— Sind Sie nur wieder so frei — Freund der Tugend — die Karte zurückzutragen und sagen Sie der edeln Jugend, ich werde, wenn

man „mir zu Liebe“ irgend ein Schustermahl arrangiren wird, hinkommen. Und nun sprechen wir von andern Dingen. Ich habe ihre Dramen bereits dem Beurtheilungs-Komité übergeben.

Er wußte wohl, daß er, wenn davon die Rede ist, das Bankett, die Gesandtschaft und die Rede im Stiche lassen werde.

— Wirklich? Bei wem sind Sie schon?

— Vörösmarty hat sie schon gelesen.

— Und wie urtheilte er darüber?

— Auf das Lustspiel sagte er: „ein hübsches, kleines Lustspiel.“

(Freilich konnte das die ganze Welt nicht wissen, daß der berühmte Dichter, wenn ihm ein sehr werthloses, poetisches Werk in die Hand kam, es mit diesem kleinen, lauen Epitheton zu taufen pflegte: „hübsch klein.“)

— Wirklich! — rief Herr Bársing mit strahlendem Auge, und umarmte Pußtafi. Was sagte er denn zum Drama?

— Von diesem sagte er: „wahrhaftig ein giftiges kleines Drama.“

Auch das war nicht Jedermann an die Nase gebunden, daß, wenn der launige Dichterrezensent auf irgend ein dichterisches Werk sagte: „ein giftiges kleines Gütchen“, dies ein fürchterliches Produkt sein mußte.

— Du sagst Einem gar nicht, daß Du Dramen schreibst! — tadelte Béla scherzend Herrn Bársing.

— Hm! Wir können nicht Alle in einer Sache ausgezeichnet sein. Du pflückst auf der Rednerbühne Lorbeeren. — Hier erschrak Herr Bársing selbst vor dem, was er gesagt. Lávay runzelte auf dieses Wort seine Augenbrauen; vielleicht nimmt er's für eine Neckerei! Herr Bársing hielt es daher für gut, seine Rede mit schmeichelnder Stimme zu verändern. — Siehst Du, theurer Freund, warum tratest Du auch von der morgigen Rede zurück? Allesammt bedauerten wir es. Du gabst nicht einmal eine Ursache an. Du zeigtest einfach an, Du würdest nicht sprechen.

Pußtafi blickte besorgt auf Béla; er kannte seinen Mann; er wußte, dies sei der Lockruf des „Provokateurs“: was wird er wohl darauf antworten, damit er sich weder erniedrige, noch verrathe.

— Ja mein lieber Nazi, — sagte Béla leichthin, — ich habe darum einfach abgesagt, weil ich, von der Ankunft Pußtafi's unterrichtet, es natürlich fand, meinen Gast und Freund nicht zu verlassen.

Bravo! brummte Pußtafi. Der Junge ist zum Diplomaten geboren: er lügt nicht, sagt aber

auch nicht die Wahrheit; er verletzt, läßt sich aber dabei nicht fangen.

— Doch sprechen wir lieber von klügern Dingen, „Freund der Tugend“, was haben Sie mit meinem Briefe, den ich Ihnen anvertraute, gemacht? Das ist die Hauptsache. Ich habe mich für Sie verwendet; was thaten Sie für mich?

— Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, geehrter Patriot! bis jetzt konnte ich ihn nicht übergeben, weil sie noch nicht zu Hause waren. — Gott sei Dank! dachte Pußtafi bei sich und fiel Bársing unwillig in die Rede.

— Wenn Sie ihn bis jetzt nicht übergeben haben, so thuen Sie es auch nicht mehr.

— Aber ich bitte ergebenst, — entschuldigte sich der nationalfärbige Jüngling betroffen; — sie waren nicht hier, ich wußte auch nicht wo sie wären.

— Leere Ausflucht. Schon gesten Abends kamen sie an.

— Ja, aber ich konnte nicht hingehen, denn vor zwölf Uhr kann man dort keinen Besuch machen. Jetzt gehe ich geraden Weges hin: Ich habe sowohl Brief als Bogen bei mir.

— Geben Sie Beides zurück. Ich will überhaupt das Fräulein nicht damit belästigen. Nicht wahr lieber Béla, auch Du hältst es für unrecht, daß ein Dichter zu seinen Pränume-

rations-Bogen auch einen Empfehlungs-Brief schreibe.

Bei diesen Worten sah Pußtasi mit bedeutungsvollem Blicke auf Béla.

Béla stützte sich mit verschlungenen Armen auf seinen Schreibtisch. Pußtasi erwartete eine Antwort auf seine Frage.

„Nein," — antwortete Béla.

— Wie? — Du glaubst also es sei in Ordnung, wenn ich meinen Sammelbogen in Begleitung des Empfehlungsschreibens an Fräulein Hargitay schicke?

„Ja," — antwortete Béla ruhig.

Pußtasi fragte, näher zu ihm hintretend, ihn noch einmal ernst:

— Und antwortest Du mir so, bedenkend was daraus entstehen kann?

— Ja.

— O! fürchten Sie Nichts, — fiel Held Bársing schwatzend ein; — es wird gar keine schlechten Folgen haben. Ich bitte es nur mir zu überlassen. Ah, Fräulein Judith ist keine solche Dame.

Bei sich dachte er: Gewiß hat ihn Lávay angeredet, an Sie zu schreiben; gewiß hat er seine gewesene Braut schön beredet. Auch das ist ein Stein gegen Béla bei den Hargitay's..

— Nun, so tragen Sie, „Freund der Tugend", meine Sendung jenem biedern Mägdlein

hin und bringen Sie bald Antwort, ob sie dieselbe angenommen hat oder nicht.

— Ich werde im Augenblicke hier sein! Das heißt: ich habe von drei bis vier Uhr einen Termin: Wir verfassen irgendwo ein Testament. Sie erlauben es sehr geehrter Patriot.

— O! sehr gerne, lassen Sie so viel Testamente machen als Sie wollen.

— Punkt vier Uhr jedoch bin ich hier. Bis dahin empfehle ich mich. Ich bitte Dich Béla, pfeife Deinen Hunden, daß sie mir nicht nachsetzen. Vorhin biß mich einer in die Flechse, zum Glücke ist mein Beinkleid aus vaterländischem Tuche, so, daß seine Zähne es nicht durchbeißen konnten.

— Welcher war's denn? — fragte Pußtafi theilnahmsvoll.

— Der Rothe, der Cziczke. Hahaha, ich empfehle mich.

Dann, während Béla persönlich den Ritter Barsing bis zum Thore eskortirte, rief Pußtafi Cziczke in's Zimmer, gab ihm Zucker, streichelte ihn, liebkoste seinen Kopf: „O! du kluges, liebes Thier, du trefflicher Menschenkenner, Weiser!

Eine Minute später kehrte Béla zurück. Die zwei jungen Berufsgenossen begegneten einander in der offenen Thüre.

Sie reichten einander zu gleicher Zeit die Hände.

— Du hast Deines Schicksals Würfel geworfen, sprach Pusztafi.

— Er ist in Gottes und Judith's Hand, — erwiederte Béla mit wahrer Andacht.

— Beneidenswerther Mensch, — sprach Pusztafi seufzend, — der noch auf Gott und seine Geliebte vertraut.

Ein Herz, welches beim Berühren Funken sprüht.

Herr Bársing eilte zu den Hargitay's, insoferne diese Eile nach dem gefallenen nächtlichen Regen in einer Stadt möglich war, wo bei kothigem Wetter der auf Besuch ausgehende Dandy über das holperige Pflaster einen förmlichen Eiertanz hüpfen muß, wenn er sein Ziel mit halbwegs reinen Stiefeln erreichen will; damals waren die Gummi-Galoschen — seligen Andenkens — welche sich später einen so emblemischen Ruf erwarben, noch nicht aus Amerika importirt worden.

Im Hause mit dem grünen Thore wurden die Leute nicht von Hunden angebellt, vielmehr konnte Bársing bis zur Thüre des Vorzimmers dringen, ohne Jemanden zu begegnen. Auch das Vorzimmer war gänzlich leer; der Hußár mochte vermuthlich beim gnädigen Herrn, das Stubenmädchen bei der Dame beschäftigt sein.

Bársing gerieth in Verlegenheit. Was thut bei solcher Gelegenheit ein „an die gute Gesellschaft gewöhnter Mann“? . . Er hatte zwar jene in 333 Paragraphen abgefaßte „Etude“ aus-

wendig gelernt, welche den Mann, der sie hält, zum „Weltmann“ stempelt; aber §. 4 derselben sagt: Wenn ein „an die gute Gesellschaft gewöhnter Mann“ in ein herrschaftliches Haus kömmt, frägt er den Diener, ob die gnädige Frau und das gnädige Fräulein zu Hause seien? Ist nur das Fräulein zu Hause, dann läßt er sich nicht anmelden, sondern gibt einfach seine Karte gehörig eingebogen ab; ist aber auch die Dame des Hauses daheim, dann nennt er seinen Namen, und während ihn der Diener anmeldet, mustert er seine Toilette, ob Nichts in Unordnung gerathen? dem zurückkehrenden Diener übergibt er dann seinen Stock, während er den Hut beibehält . . . .“

Aber das vortreffliche Buch gibt gar keine Instruktion für den Fall, wenn man keine Dienerseele im Vorzimmer antrifft . . . Was dann zu machen? Solle man eine Stunde lang warten? Aus langer Weile vielleicht den in der Kaffeemühle stehen gebliebenen Kaffee fertig mahlen? . . Durch Räuspern, Fußschauern seine Anwesenheit kundgeben, oder einfach umkehren und davongehen? Ueberhaupt dann, wenn die in das Zimmer der Dame führende Thür offen steht, und man es unwillkürlich mit anhören muß, wie Frau von Hargitay mit ihrer scharfen Stimme Jemanden ausscheltet; und wenn dieser Jemand Niemand anderer ist, als das Fräulein selbst.

Herr Bársing war der Ansicht, daß ein „an die gute Gesellschaft gewöhnter Mann“ bei solchen Gelegenheiten zu lauschen pflegt. Hier ist abermals zu bemerken, daß dies vor fünfzehn Jahren geschah, wo das Lauschen an den Thüren diplomatisch noch nicht autorisirt war; und wo derjenige Journalist, welcher seinen Bericht also begonnen hätte: „Ueber die Details der geheimen Konferenz können wir nach unserem Berichterstatter mittheilen“, sicher sein konnte, daß der Leser in den Ruf ausbricht: „siehe den Unverschämten, er hat gelauscht!“ . . .

Dies kümmerte aber Herrn Bársiny nicht, er lauschte. War er doch allein, und hatte sich vor Niemanden zu schämen. So wie der Gegenstand des Gesprächs immer interessanter zu werden begann, um so näher rückte Herr Bársing der Thüre und hielt zuletzt sein Ohr an dieselbe.

Die gnädige Frau schalt Fräulein Judith.

„ . . . . . es ist die letzte Stunde: wenn Du Dich nicht entscheidest, wirst Du die Folgen sehen! Weder ich, noch Dein Vater werden je einwilligen, daß Du seine Gattin wirst. Dein Vater ist unversöhnlich gegen ihn. Du verstehst das Warum nicht, das ist Politik. Dein Vater ist der liberalste Mann des Komitates. Du weißt, welche glänzende Fackelmusik ihm gebracht wurde, als er das Administratoren-System so mächtig angriff!

Und als er erst in Angelegenheit der gemischten Ehen loszog... Man führte ihn von Komitat zu Komitat, wie einst Johann Balogh und Forintos, damit er überall Reden halten möge. War es nicht Dein Vater, welcher in der Urbarialfrage für die „Ablösung“ plaidirte! Hat man ihn nicht verherrlicht dafür? Und jetzt läuft so ein Schuljunge her, um ihn zu beschämen und ihn zu übertreffen, einen Mann, wie Dein Vater!.. Er geht daher, und schreit es in die Welt hinaus: „nicht Ablösung“ sondern allsogleiche Abschaffung des Urbariums!.. Weißt Du, was das zu bedeuten hat?!.. Revolution!.. Und weißt Du, was mit dem geschieht, der eine Revolution anstiftet?!.. Er wird enthauptet.... Was soll nun Dein Vater machen? Wenn er dem jungen Manne opponirt, nennt man ihn einen Pecsovics!.. Es wird ihm, wie Paul Nagy ergehen; vorgestern war er noch der Abgott der Nation, heute wischt man die schmutzigen Füße an ihn... In einem Moment kann Dein Vater seine Popularität einbüßen, und daran stirbt er. Bedenke, wenn es ihm einmal ergehen möchte wie es dem Honther Deputirten in Pest erging? Er würde sich augenblicklich eine Kugel vor den Kopf jagen!...

Fräulein Judith erwiederte hie und da ein Wort, doch so leise, daß man es nicht hören konnte.

Frau von Hargitay half dem jedoch ab, in-

dem sie die Worte ihrer Tochter so laut wiederholte, daß sie auch Bärsing vernehmen konnte.

„ . . . . . Du meinst, er habe ja Recht, er spreche die Wahrheit, ich bedanke mich für solche Wahrheit! Wenn dies einmal geschieht, dann können wir vom Boden steigen!

„ . . . . was sprichst Du? daß wir dann zu Fuß spazieren werden? . . Selbst das weiße Brod wird uns aus den Händen fallen! . .

„ . . . . bist mit dem schwarzen auch zufrieden?! Von Dir trägt das aber der ganze besitzende Adel Ungarns nicht. Zum Glück — hängt es auch nicht von Dir ab; weder von den windbeuteligen jungen Herren. Mit diesen Leuten haben wir jede Verbindung abgebrochen. . . Es ist nicht zu leugnen, daß auch wir Lávay achteten: daß es nicht mehr so ist, daran trägt er selbst die Schuld, warum hat er sich in schlechte Gesellschaft gemischt. — In was für schlechte Gesellschaft? . . Weiß vielleicht nicht Jedermann, wer dieser Pußtafi und seine Liga sei? . . . Ein Dichter?

Ja, aber welch ein Dichter! . . . Ein Agitator, ein Landesstörer, den man anderswo längst in Ketten gelegt hätte. . . Wenn ihm solche Menschen besser anstehen, mögen sie ihm bleiben. Dein Vater hat es ihm klug zu wissen gemacht. Er trug ihm eine sichere Stelle bei

dem Fürsten ** an, wer schlug sie aus, nicht er? Und doch hätte es Deinem Vater nur ein Wort gekostet, um diese Stelle an Bársing zu verleihen. . . Jetzt ist es zu spät zur Umkehr; er hatte selbst die Thüren hinter sich verriegelt, und Du mußt ihn aus dem Kopfe schlagen. Du weißt es gut, daß Dein Vater ein strenger Mann ist, was er einmal ausgesprochen, daran hält er fest. Heute Nachmittag um drei Uhr werden mein Bruder und Bársing zu ihm kommen, um das Testament zu verfassen. In diesem Testament wird Deine Hand derart gebunden werden, daß Dich, wenn Du gegen unseren Willen heiraten solltest, die Strafe auch nach unserem Tode ereilen soll. . .

Ich wollte die Sache nicht so weit treiben, aber der Entschluß Deines Vaters ist unerschütterlich, Du kennst deinen Vater, hast ja sein Naturell geerbt; bist ebenso hartnäckig wie er; wirst es einst bereuen!

Hier folgte eine längere Antwort Judith's, aber ebenso leise und in ebenso gedrücktem Tone, daß Bársing kein Wort davon vernehmen konnte, trotzdem er sich so hart an die Thüre lehnte, daß er nicht einmal Martin den Hußáren bemerkte, welcher mit einem Stoß Porzellaingeschirr in's Zimmer trat und dem horchenden jungen Herrn einen vertraulichen Schlag auf den Rücken versetzte, mit den Worten:

„Guten Tag, Jankó! . . .

Herr Bársing sah sich erschrocken um.

— Tausendmal um Vergebung . . . grinste der Huszár, — ich glaubte es sei Jankó, der Diener der Verpflegsbeamtin. . Ich werde Sie der gnädigen Frau allsogleich melden.

Der junge Herr aber mußte den Puff und das naive Qui pro quo dulden, indem er sich in einer Stellung ertappen ließ, wobei er sich's als Glück anrechnen konnte, daß man ihn nur für einen Diener, und nicht für ein Stubenmädchen ansah.

Martin kam nach wenigen Minuten zurück und sprach: „Belieben hinein zu spazieren."

Es war dies kein zum Besuch geeigneter Moment. Aber Bársing mußte gehen, denn Martin riß die Thüre auf und drängte ihn in's Zimmer.

Martin schloß die Thüre; und als er allein im Vorzimmer war, machte er die Bewegung, wie wenn man Einen mit beiden Fäusten am Kragen packt, und bei der Thüre hinauswerfen will, sich aber besinnt, und den Wurf durch's Fenster vornimmt; dann drohte er nochmals mit der Faust und ging, um seine Teller abzuwischen.

Während dem fühlte der in den Saal getretene Bársing eine arge Beklemmung, indem er bedachte, daß er nun vor eine Gesellschaft, die aus=

geweinte Augen hat, treten müsse; zu seinem großen Erstaunen mußte er jedoch bemerken, daß die stattgehabte Rede nichts mit den Gesichtszügen zu thun hatte: Frau von Hargitay kam ihm mit dem freundlichsten Lächeln entgegen, während Fräulein Judith mit leidenschaftslosen Gleichmuth vor einem Tische stand, welcher mit verschiedenen Coiffuren bedeckt war.

— Kommen Sie, kommen Sie nur, Bársing. Sie haben in solchen Sachen guten Geschmack. Ich zanke eben mit meiner Tochter darüber, — vielleicht haben Sie schon im Vorzimmer gehört? — welchen Kopfputz sie für die morgige Einzugsfeierlichkeit wählen soll. Sie will sich nicht nach meinem Geschmack richten; wir wollen sehen, wem von uns beiden Herr Bársing recht gibt? . . .

Auf dem Tische lag eine große Auswahl verschiedenster Kopfputze. Ein Kranz von winzigen blassen Röschen, ein antikes Diadem mit diamantenen Zitternadeln, eine Guirlande aus Perlen und Vergißmeinnicht, und ein Myrthenzweig.

Frau Hargitay hatte einen jeden dieser Kopfputze ihrer Tochter anprobirt, und frug eins um's andere: wie gefällt Ihnen dies, Bársing?

Judith ließ Alles mit sich thun, ohne einen Laut von sich zu geben; kein einziges Mal hatte

sie ihr blasses Gesicht mit den wunderbar schönen Zügen, den großen schwarzen Augen und dichten Augenbrauen gegen den Spiegel gewendet.

Bársing hatte wahrlich Ursache genug, hinsichtlich seines Urtheils in Verlegenheit zu gerathen.

Mit dem Rosenkranze in den Haaren kam sie ihm wie eine Braut vor.

Mit dem Diadem schien sie eine Königin.

Mit der Perlenguirlande glich sie einer Göttin.

Und mit dem Myrthenzweige sah sie wie eine schöne Todte aus.

Herr Bársing glaubte dem weisen Salomon dadurch am nächsten zu rücken, wenn er all' die Schönheiten in einem Bündel zusammenfaßt und löste die Frage so, daß er beantragte, man möge den Rosenkranz und die Perlenschnur um das Diadem flechten, und soll es das Fräulein aufsetzen.

Frau Hargitay warf ihm einen zornigen Blick zu, als wollte sie sagen: Talk! . konntest Du denn nicht auch noch den Myrthenzweig dazu nehmen?

Judith griff mit kaltem Lächeln nach dem Myrthenzweig — sie hatte diesen gewählt — und steckte ihn selbst in die nachtschwarzen Haare; und als sie hiebei auf einen Moment die Augen gegen den Himmel hob, glich sie einer Ver=

klärten, welche durch die Lüfte in die himmlischen Höhen gleitet.

— Also, ich bleibe bei dem! — sagte Judith.

Frau Hargitay zuckte mit den Achseln.

— Weil es Jedermann wiederräth, also muß sie es haben.

Bársing erachtete es für nothwendig, nach dieser stillen Niederlage festeren Fuß zu fassen, und dies glaubte er dadurch zu erreichen, wenn er mit dem Auftrage Pußtafi's herausrückte.

So viel hatte er zwar aus dem soeben durch die Thüre Erhorchten vernommen, daß der Name Pußtafi's in diesem Hause nicht vom besten Klange sei. Aber er hatte doch einen Ruhm im ganzen Lande, und so glaubte Bársing gewiß zu sein, daß der Auftrag einer solchen Zelebrität selbst bei Hargitay's als Auszeichnung aufgenommen werden wird.

— Ew. Gnaden, — begann Bársing, — als ich in Pest war, hatte mich Pußtafi, ein alter Bekannter, ersucht, ich möge Ew. Gnaden in eigener Person einen Pränumerationsbogen sammt einem von ihm eigenhändig geschriebenen Empfehlungsbrief überreichen. So etwas kann man nicht zurückweisen.

Hierauf zog Bársing mit mäzenasartigem Entschluß den an Judith gerichteten Brief Puß-

tafi's aus der Tasche; Judith überreichte diesen Brief unerbrochen ihrer Mutter.

— Behalte ihn nur für Dich, wenn er für Dich Vertrauen hatte. Wenn er's gewollt hätte, würde er mir geschrieben haben. Es scheint, daß er mehr auf Dich hält.

Frau Hargitay fühlte sich in allem Ernste verletzt, daß sie, das erste Pränumerantensammler-Talent des Komitats, jetzt von einem Poeten so bei Seite gesetzt wird.

Judith öffnete den Brief und begann zu lesen.

Man konnte es nicht einmal an der Spitze des Papieres sehen, daß ihre Hände zitterten, während sie las.

Nur einen Moment hielt sie inne, um über den Brief einen tödtlichen Blick auf Bársing zu werfen. Dies mag bei jener Stelle gewesen sein, wo es geschrieben stand, daß man sie an diesen Menschen verheirathen wolle.

Als sie bis zu Ende gelesen, zerriß sie den Brief mit kalter verächtlicher Miene, in kleine Stückchen, und warf dieselben in den Blumenkorb.

— Sagen Sie Herrn Pußtafi, daß ich mich mit solchen Aufträgen nicht befasse, da ich weder Lust noch Gelegenheit dazu habe.

— Deshalb hättest Du aber doch nicht seinen Brief zerreißen sollen, — schalt Frau Hargitay ihre Tochter.

— Es ist mir kein angenehmes Angedenken, was mit dem Namen Pußtafi's zusammenhängt.

Dies mußte man nach dem früher Gehörten natürlich finden.

— Was mich selbst anbelangt, unterzeichne ich gerne für ein Exemplar.

Damit ging sie an ihren Schreibtisch, unterzeichnete mit fester Hand ihren Namen, nahm dann zwei Silberguldenstücke aus ihrer Börse und übergab diese sammt den unterzeichneten Bogen an Herrn Bársing.

Nachdem dieser es eingesehen, daß er das Fräulein in schlechter Laune getroffen, begann er sich nach dem gnädigen Herrn zu erkundigen.

— Mein Gatte erwartet Sie bereits, versicherte ihn Frau Hargitay, er will sie um eine Gefälligkeit ersuchen.

— So? . . machte Dieser mit einfältiger Miene, wo er es doch ganz gut wußte, weshalb er gekommen. — Dann will ich Ew. Gnaden nicht belästigen, und begebe mich zum Herrn Gemahl. Habe die Ehre, mich bestens zu empfehlen.

— Zu Mittag werden wir doch das Vergnügen haben?

Wenn es Ew. Gnaden befehlen, küsse die gnädigen Hände.

Dabei erinnerte sich Bársing des §. 39, welcher da sagt: „Beim Abschiednehmen hat man den Hut mit der linken Hand nach rückwärts zu halten, erhobenen Hauptes eine Verbeugung zu machen, und rückwärts schreitend bis zur Thüre den Hausdamen stets das Angesicht zu zeigen“ und er hielt sich an diesen Paragraph; — das fatale Reglement besagt aber nirgends, was zu thun sei, wenn hinter dem „Jungen der guten Gesellschaft“ mitten im Zimmer eine Ottomane steht? . . . an ein solches malitiöses Möbel stießen die Füße Bársing's, und indem er rücklings stürzte, drückte er seinen schönen Zilinder flach; nach diesem lächerlichen Sturz raffte er sich auf und eilte der Thüre zu, dort wollte er mit aller Gewalt jene der beiden Klinken öffnen, welche unbeweglich war. Das mangelhafte Konversationsbuch spricht auch über solche Fälle nichts.

Das Arbeitszimmer des Herrn Hargitay befand sich im anderen Flügel des Hauses. Dieses Zimmer stach durch seine Einfachheit von den übrigen mit überschwänglichem Luxus ausgestatteten Gemächern auffallend ab; es enthielt dieselben angestrichenen Möbel, die sich Herr Hargitay noch als junger, lediger Advokat angeschafft, und welche seither der traditionelle Tabakrauch schön

braun gefärbt hatte. In den Schränken befinden sich lauter Gesetzbücher, Reichstagsdiarien, Protokolle, staatsrechtliche Sammlungen, in ehrsames Braun gebundene Folianten; auf dem antiken Schreibtische mit den Löwenfüßen steht ein altes, mürrisches Tintenfaß mit eingetunkten Kielfedern, deren befiederte Fahnen im starken Verdachte stehen, als wären sie zum Ausputzen von Pfeifenmundstückchen verwendet worden. Die wohlbestellte Pfeifen-Etagére befindet sich im Hintergrunde des Schreibtisches, die Pfeifen sind sämmtlich antike Prachtwerke mit silbernen Deckeln; der Tabakbehälter stellt einen braunen Bärenkopf vor. An den Wänden hängen einige Lithographien: Johann Balogh und Nikolaus Wesselényi mit verschlungenen Armen, — König Mathias mit bekränztem Haupte, ein Tableau, die Porträts der Palatine darstellend, der Ausfall Zrinyi's; schließlich, von einem Vorhang halb verdeckt, ein sehr seltenes Bild, die Enthauptung Nádasdy's. Einst hing dieses Bild ganz frei, heute ist es halb verdeckt. Noch hängt an der Wand ein silberbeschlagener alter Säbel, dessen verrostete Klinge nicht mehr aus der Scheide zu bringen.

Wir finden Herrn Hargitay, auf dem abgewetzten alten, ledernen Divan sitzend, in der Gesellschaft Fertöy's; als Herr Bársing eintrat, drückten ihm Beide freundlich die Hand. Man

hatte ihn bereits erwartet. Er entschuldigte sich, daß er sich früher bei den Damen vorstellen mußte, was man ganz in Ordnung fand.

— Gehen wir nun zur Sache, — sprach Hargitay, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen. . . . Und doch war die Sache sehr ernst, da es sich um nichts Geringeres, als um sein Testament handelte.

Das Gesicht Hargitay's verräth seinen Mann allsogleich. Seine Züge bergen kein Geheimniß. Daß er stolz, ungeduldig und unversöhnlich, auf seine Verdienste eitel, auf seine Popularität eifersüchtig, den Mächtigeren gegenüber Trotz bietend, und ein Tyrann seiner Untergebenen ist! dies verkündet ein jeder Zug seines Gesichtes vom krausen Schopfe seiner kahlen Stirne angefangen bis zu dem gedrückten Kinn, welches auf einer doppelten Unterlage von Fett ruht; ferner die zum Aufspringen gesunden, rothen, steinharten Backen, der trotzig gekräuselte Schnurbart, die schwulstigen aber schön geformten Lippen, und die stolz blickenden Augen unter dem Schatten von dunklen, dichten Augenbrauen; es verkündet dies der harte Ton, die vom Befehlen und Widersprechen heiser und schnarrend gewordene Stimme: wenn er über den gewöhnlichsten Gegenstand spricht, scheint es, als wäre er im heftigsten Disput begriffen.

— Also zur Sache meine Herren. Hier ist das fertige Testament. Ihr beide sollt den Inhalt desselben erfahren, die übrigen Drei sollen blos die Koramisirung unzerzeichnen.

Fertöy warf in süßlichem Tone ein:

— Ich kann es nicht verschweigen, lieber Vetter, verzeihen Sie mir. Sie sind noch in den besten Jahren, weshalb denken Sie schon an ein Testament?

— Freundchen! Sie wissen es recht gut, daß ich nicht zu kapazitiren bin. In größeren, das ganze Land betreffenden Angelegenheiten pflege ich auch nie meine Ueberzeugung aufzugeben. Was ich gesagt, das habe ich gesagt. Bin keine Wetterfahne, welche sich nach jedem Winde dreht. Bin ein felsenfester Mann. Was übrigens Ihren Einwurf betrifft, ich bin's von meiner öffentlichen Laufbahn her gewohnt, nichts unwiderlegt zu lassen, daß ich noch ein langes Leben vor mir habe, muß ich Ihnen bemerken, daß mein Vater, Großvater, und alle meine Ahnen eines plötzlichen Todes gestorben sind. In meiner Familie pflegt man nicht im stillen Bette liegend, den Tod geduldig zu erwarten; ein Moment, ein Hauch des Todes, und es ist geschehen!

Wie stolz geberdete sich der zornige Mann, daß seine Familie eine Ausnahmsstellung selbst dem Tode gegenüber einnahm.

Dann fuhr er im feierlichen Tone fort:

Stünde mir aber auch ein halbes Jahrhundert bevor, selbst dann müßte ich vollziehen, wozu ich mich entschlossen, um jenen „jungen Riesen“ ein Beispiel zu geben, wie sie gegen die Helden der avitischen Rechte zu kämpfen haben. Wenn man's erfahren wird, daß der alte Johann Hargitay genug Entschlossenheit und Kraft besaß, jenen Mann aus seinem Herzen zu reißen, den er früher geliebt, weil derselbe gegen die bestehenden Grundprinzipien sein Haupt erhob; und wie er selbst sein eigenes Kind aus dem Herzen verbannt, wenn es sich an jenen Mann bindet; dann werden sie es einsehen, daß sie es mit einer ehernen Phalanx zu thun haben, und zur Vernunft kommen. Ich kenne den Charakter Lávay's. Wenn er's erfährt, daß ich Judith in dem Falle, als sie ihn heiratet, enterbe, wird er selbst das Verhältniß lösen, nicht als fürchtete er, sie arm zu heiraten, sondern weil er ein viel zu edles Herz besitzt, als daß er das Wesen, welches er geliebt, um sein ganzes Vermögen ärmer, und um den Zorn der Eltern reicher machen wollte. Ich hasse diesen jungen Mann nicht, doch will ich ihm zeigen, daß ich Kraft genug besitze, um ihn zu brechen und zur Vernunft zu bringen; wenn er kühn genug gewesen, mich offen in die Schranken zu fordern, will ich ihn mit einer einzigen Bewegung meines Fingers im Staube zermalmen.

Herr Bársing war über diese Rede entzückt.

So schön spricht man selbst im Reichstage nicht; meinte er.

— So füge ich mich schon in ihren Willen, lieber Vetter; — sagte Fertöy mit süßer Theilnahme; — wenn Alles nur pro forma geschieht, mittlerweile wird es ja gelingen, auch Judith auf andere Gedanken zu lenken.

— Ich ersuche Sie also, — sprach Hargitay, das voluminöse Dokument von seinem Schreibtische nehmend, — auf den bezüglichen Punkt gut zu merken.

„. . . . wenn aber meine Tochter Judith, trotz dieser liebreichen elterlichen Vorsorge, gegen meinen ausgesprochenen Willen sich einen Mann wählen und ihn heiraten würde, setze ich in all' meine Güter, welche ich selbst erworben, und die mein rechtmäßiges Eigenthum bilden, als Universalerben meinen lieben Schwager Balthasar Fertöy de Fertö ein, während ich meine benannte Tochter Judith von Allem ausschließe und enterbe. Was aber die Worte „gegen meinen ausgesprochenen Willen" zu bedeuten haben, darüber gibt der in doppelter Abschrift beigeschlossene Brief Aufklärung, dessen eine Kopie ich dem Herrn Advokaten Wilhelm Bársing zur Einhändigung an den Betreffenden übergebe.

Der Brief, welcher die Adresse Lávay's trug, lautete:

„Ew. Wohlgeboren! Wichtige und unabänderliche Gründe haben mich bewogen, das Verhältniß, welches zwischen Ihnen und meiner Tochter Judith bestand, zu lösen; die Verlobung hiemit feierlichst für Nichtig zu erklären, und alle etwaigen Folgerungen zurückzuweisen. Johann Hargitay."

Der Originalbrief war bereits gesiegelt, diesen überreichte der entschlossene, zornige Mann Herrn Bársing, indem er seine Hand drückte.

— Ich glaube, daß Sie Ihre Sendung angenehm finden werden, und es hängt von Ihnen ab, einen vollständigen Erfolg zu erzielen.

Dies war doch deutlich genug gesprochen.

— Ich werde mich allsogleich beeilen, den Brief zu übergeben.

— Hat keine so große Eile. Sie können auch bis Nachmittag warten.

— Ich hatte aber versprochen, um vier Uhr dort zu sein. Dem Pußtafi habe ich's versprochen.

— Dem Pußtafi?! — rief Hargitay erregt. — Halten auch Sie mit diesem Menschen?

— Bitte um Vergebung, 's ist eine unangenehme Geschichte. Er hatte mich in Pest erwischt, ich möge einen Pränumerationsbogen an Fräulein Judith übergeben; heute hat er mich angepackt: was ich ausgerichtet. Nun habe ich den Bogen Fräulein Judith soeben übergeben, sie

wies das Sammeln zurück, subskribirte aber selbst zwei Gulden. Diese muß ich überbringen; denn belieben zu wissen, er ist sehr grob Denjenigen gegenüber, die ihr Wort nicht halten.

— Ach! schon wieder eine literarische Bettelei. Und Pußtafi ist bei Lávay abgestiegen; nehmen Sie ein leeres Kouvert, schreiben Sie die Adresse darauf und legen sie das Geld bei, mein Hußár wird es hintragen.

Der stolze Patriot klingelte allsogleich, Martin erschien, und erhielt seine Instruktion.

Bársing kam nicht dazu, um Einwendungen zu machen.

— Lassen Sie es, es wird so am besten sein, — meinte Hargitay.

Jetzt kamen noch drei andere Patrioten hinzu, alle drei sehr lieberale Männer; denn in diesem Komitate waren nur zwei Parteien bekannt, eine „sehr“ lieberale und eine „noch“ liberalere.

In Gegenwart dieser Dreien ging nach kurzem Zeremoniell die Versiegelung des Testamentes vor sich, worauf alle fünf auf das Kouvert schrieben, daß es das Testament des Herrn Johann Hargitay enthalte; Fertöy übernahm das Dokument, um es im Komitatsarchiv zu hinterlegen.

Während dessen kehrte Martin von seiner Mission zurück.

Nun? Hast Du denn die Herren angetroffen? frug Hargitay, sein Pfeifenrohr in die Mundecke schiebend.

— Ja, gnädiger Herr; — als er den Brief öffnete, und den Inhalt erblickte, hatte er eine Freude, daß er mich bald geküßt hätte; er trug mir auf, seinen Gruß und Dank dem Herrn Bársing auszurichten.

— Dem werden die zwei Gulden willkommen gewesen sein! — sagte Hargitay mit sardonischem Lachen.

— Könnte nicht sagen; — erwiderte Martin, — denn er drückte sie mir allsogleich in die Hand als Trinkgeld.

— Dann begreife ich nicht, — murmelte der stolze Patriot die Achsel zuckend, — worüber er sich so gefreut hat! — Doch kümmerte er sich nicht mehr darum, sondern blies in seine Pfeife, welche hierauf gleich dem Vesuv Feuer zu sprühen begann, dann stellte er seine ewige Gesellschafterin auf die Etagére, und forderte die Gäste auf, sich zu den Frauen hinüber zu begeben, da es gleich vier Uhr, und die Zeit des Mittagessens sei.

Das Diner war prächtig, mit heiterem Gespräch gewürzt, dessen Gegenstand ausschließlich die morgige Feierlichkeit bildete. Die jungen Herren erzählten, in welchem Kostüm sie morgen erscheinen werden.

Es wurden die sammtenen Mente's, die schwanfellverbremten Zeke's, die verschiedentlichen Kalpag's geschildert, in welchen man am Paradewagen des Palatins reiten wird. Auch Hargitay zitirte einige effektmachende Sätze aus seiner morgen zu haltenden Rede. An dem prachtvollen Diner, am heiteren Gespräch betheiligte sich nur Judith nicht. Sie aß nichts, außer Brod, und sprach kein Wort.

Fertöy wollte sie aufheitern, und frug:

— Und was werden Sie, schönes Schwesterchen, morgen vor dem Palatin sprechen?

— Nichts! —

— Wenn Sie aber von Sr. Hoheit angesprochen werden, müssen Sie doch etwas erwiedern.

— Für diesen Fall weiß ich einen sehr schönen Gruß, den schönsten; und dieser ist, mit welchem in Vörösmarty's „Schönen Ilonka" der unbekannte Jäger sein Glas auf König Mathias leert.

Außer Hargitay, der ein großer Verehrer Vörösmarty's gewesen, wußte Niemand, was Judith gemeint, deshalb blieb auch ihre Erwiederung ohne jeglichen Eindruck.

Als die Tafel aufgehoben wurde, näherte sich Hargitay auf einen Moment seiner Tochter:

— Du hast nichts gegessen; fehlt Dir etwas?

— Ich will mich an den Hunger gewöhnen! — antwortete Judith.

Einen Augenblick sahen sich Beide in die Augen.

Es war, als wenn der Spiegel des dunklen Meeres den Blitz des grollenden Himmels zurückschleudert.

Das Fest.

Am andern Tage waren die Gassen von der Brücke bis zum Komitatshause mit frischem, duftendem Gras bestreut; die Mauern der Häuser mit Pappelreisig ausgeschlagen und aus den Fenstern, von allen Thürmen herab wehten Nationalfahnen: die Luft war rein und frisch, es schien, als wollte die ganze Stadt sich auf Flügel erheben.

Und welch' ein Gedränge auf den Gassen. Alles in sonntäglichem Putz; die Männer mit silbernen Knöpfen und Ketten, die Bürgerinnen in seidenen Kleidern, inzwischen ritterliche Gestalten mit fliegenden Mentes und silberbeschlagenem, scheppernden Säbel, Abtheilungen berittener Banderien, in blauen Dolmány's, die unter Führung ihrer Lieutenants aus den Dörfern anrücken, das Bataillon der Bürgermiliz mit klingendem Spiel, die ehrsamen Zünfte mit ihren prächtigen seidenen Fahnen, die von acht Männern auf den Achseln mittelst langer, vergoldeter Stangen getragen werden, während in der Mitte

der Zunftmeister das Gleichgewicht der Fahne durch die Mittelstange aufrechthält; die liebe Schuljugend in Orgelpfeifenreihe arrangirt, dann die schaulustige bunte Menge, welche alle Gassen und Plätze besetzt hält, oder hin und her wogt. Alles dies bot ein belebtes, unvergeßliches Bild.

Die Donau theilt sich ober der Stadt in zwei Arme, und bildet eine kleine Insel; diese ist mit der Stadt durch eine stehende Pfahlbrücke verbunden, welche, wie gebräuchlich, für Wägen und für Fußgänger abgetheilt ist.

Der Fußsteg der Brücke ist heute für die gewöhnliche Menge an beiden Enden abgesperrt; den Kordon bilden städtische Trabanten und Komitatshußären, deren Uniform bis jetzt noch dem unberufenen Pöbel vollen Respekt einflößt.

In der Mitte der Brücke befindet sich ein weiterer Raum, in dessen Hintergrunde bei gewöhnlichen Zeiten die Statue des heiligen Johann von Nepomuk zu sehen ist; an diesem außerordentlichen Tage jedoch ist vor demselben ein mit Blumen und Fahnen prachtvoll dekorirter Baldachin für jene Damen errichtet, welche dem ritterlichen, jungen Palatin einen mit geistreichen Emblemen beschriebenen Lorbeerkranz überreichen werden. Um diesen feierlichen Akt ohne Störung

bewirken zu können, wurde die Passage für Fußgänger abgesperrt. —

Im Programme der Feierlichkeit ist vergangene Nacht eine Aenderung vorgenommen worden: daß nämlich Herr Hargitay dem Palatin nicht bei seinem Aussteigen aus dem Dampfschiffe, sondern im Komitathause mit einer Rede begrüßen wird; dort wird ihn eine städtische Deputation mit kurzen Worten beneventiren.

Am Ende der Insel, dort, wo man sehr wenig von der ganzen Festlichkeit vernehmen kann, steht eine große, uralte Weide, unter ihr befindet sich ein kleines Bänkchen.

An diesem Orte, wohin sich heute gewiß Niemand verirrt, finden wir Pußtafi und Lávay. Nichts stört das Gespräch der Freunde, denn selbst das Getöse der wogenden Menschenmassen wird hier nur wie das Summen eines Bienenkorbes vernommen.

— Siehst Du Freundchen, — sagte Puß — tafi, daß es keine Gelegenheit gibt, aus welcher der gescheidte Mensch nicht Nutzen ziehen könnte. Da nimm Du diesen Triumphzug: dem Einen bringt er Ruhm und Ehre, dem Andern Aemter, und Dir eine Braut. . . Dieses Mädchen verdient wirklich Deine Gattin zu werden. Ihre Unterschrift werde ich in mein Gedenkbuch aufbewahren; nicht einmal ihre Hand zitterte . . . Zittert die Deine vielleicht? . .

Nein . . das ist mir lieb. Kümmere Dich nicht um die Zukunft, vor einer starken Seele schrumpft sie zusammen, während sie die Feigen gleich einem bellenden Hunde verfolgt. — Wenn es nur nicht so weit bis zum Abend wäre; — überhaupt werden mir die paar Stunden, als die Prozession dauert, sehr langweilig werden.

— Kommst Du nicht mit? .

— Das weißt Du ja! . .

— Soll ich bei Dir bleiben? .

— Im Gegentheil, verlange ich von Dir, daß Du Dich in der Nähe Deiner Geliebten aufhältst: denn ich habe die Ahnung, als sollte ihr ein Unglück begegnen. Du weißt, daß ich mich bei allen solchen Feierlichkeiten derart fühle, wie die Katze beim Erdbeben. . . Gebe Acht auf sie. . .

— Es ist wahr, daß es ein böser Gedanke war, die Tribüne auf der Brücke zu errichten; — aber was wirst Du bis dahin beginnen?

— Ich werde schön hier am Ende der Insel bleiben, mich in einen Kahn setzen und ruhig angeln. Doch warte. Die Zeit drängt noch nicht; hast nicht zu eilen. Ich möchte gerne hören, wie Du den hohen Gast begrüßen wolltest, es wird ohnehin Niemand Deine Diktion hören, wenigstens soll ich etwas davon zu Gehör bekommen.

— Gut. Hör' also. Ich hätte beiläufig so gesprochen:

„Herr! Du hast jene Stadt betreten, für welche die vaterländische Erde nur eine Stiefmutter ist. Vor achtzig Jahren hatte sie das Erdbeben zerstört, auf den Ruinen wurde eine neue Stadt gebaut; vor 52 Jahren vernichtete sie die Ueberschwemmung, die Einöde erhielt abermals Einwohner. Vor dreißig Jahren verheerte sie die Feuersbrunst, sie entstand neu aus ihrer Asche. Seit zwanzig ist ein ganzes Viertel derselben von der Fortifikation abgetragen und in eine Hutwaide verwandelt worden. Die Stadt zog sich aus der Nähe der Festung weg, und baute ihre Häuser anderswo. Alle Schicksalsschläge, die es nur gibt, verfolgten dieses Städtchen, selbst der Boden auf welchem sie steht. Und siehe, dennoch sprechen und beweisen es diese Häuserreihen, diese Kirchen, daß das Volk seine Vaterstadt troß aller Schicksalsschläge liebt, anbetet, und sie nicht verläßt. Herr! trete ein in dem wunderbaren Zauberkreis dieser Vaterlandsliebe, und verbleibe darin, denn wer sich innerhalb desselben befindet, der ist unverletzlich.“ Pußtafi rüttelte seinen Freund an der Schulter.

— Geh' du Narr! . . . . Wie gut es ist, daß du's nicht hergesagt hast, es wäre zu schön gewesen! . . .

Da erdröhnte ein Kanonenschuß von der

Höhe des jenseitigen Ufers, welcher bedeutete, daß das Schiff, welches den hohen Gast bringt, bereits sichtbar sei.

Lávay beeilte sich nun auf die Brücke zu gelangen, wo bereits Militärspaliere die Kommunikation offen hielten. Auf dem Fußsteg der Brücke gab es der privilegirten Zuschauer schon eine Menge, so daß es Lávay Mühe kostete, in die Nähe des Baldachins zu gelangen, dort traf er mit Martin dem Hußáren zusammen und verblieb in dieser angenehmen Gesellschaft.

Der Hußár Martin war ein großer Verehrer und Protektor des vor die Thüre gesetzten Bräutigams. Er war es allein, der ihm trotz seiner politischen Gesinnung gut geblieben ist, wo doch er, Martin, am empfindlichsten getroffen war; denn wenn auch der Bauer schon zum Herrn wird, wohin wird es mit dem Range eines Komitatshußaren kommen!

Trotzdem hörte Martin nicht auf, seinen ehemaligen Günstling zu protegiren.

— Stellen Sie sich nur an meine Seite, gnädiger Herr, — sagte Martin mit Protektorsmiene. — Hier von dieser Fahne da können Sie am besten sehen.

Martin meinte aber nicht, daß man den festlichen Zug, sondern das Fräulein, welches in festlicher Toilette zwischen den übrigen Damen

auf der Tribüne stand, von hier aus am besten sehen könne.

— Ein wunderherrliches Geschöpf! — sagte Martin. Sein linker Nachbar war des Glaubens, daß er jenen vorbeisprengenden Reiter im sammtnen Kostüm meine, und nickte beifällig mit dem Kopfe: während Martin nach rechts sprach und ganz Anderes dachte.

Dann flüsterte er leise zu Lávay gewendet:

— Das Fräulein ließ sich gestern Abends vom Gesinde schwarzes Brod holen, und sagte, sie werde sich nunmehr an ein solches gewöhnen.

Lávay konnte seine Augen von der Silphydengestalt Judith's nicht abwenden.

— Nicht um die Welt mochte sie herschauen, und doch weiß sie es, daß Jemand in ihrer Nähe ist; — brummte Martin.

Jetzt erdröhnen drei Schüsse auf der Insel, sechs antworten darauf von der Festung, dann folgt Schuß auf Schuß, es gibt auch Leute, welche diese Schüsse zählen.

Von den Kirchthürmen ertönt Glockengeläute, der Jubellaut der Thürme übertönt den menschlichen Freudenruf, welcher aus tausend und tausend Kehlen das ankernde buntbeflaggte Schiff begrüßt. Alles tönt vom Jubel, von der Erde bis zu den Spitzen der Pappeln und den Hausdächern, die Wogen des Jubels wälzen sich immer weiter und weiter, so wie der Festzug sich bewegt.

Welcher Glanz! welch' wahre Begeisterung! Unter den Triumphbögen erscheinen einzeln die Abtheilungen der Bürgermiliz, an der Spitze eine Musikbaude, welche den „Hunyady=Marsch" aufspielt, dessen Refrain „es lebe, lange lebe der König!" . . . Hinter ihnen ritten die adeligen Banderien, deren Musikkorps Zigeunertrompeter bilden in scharlachrothem Anzug auf schneeweißen Schimmeln. Die Banderien reiten mit stolzer, martialischer Haltung über die Brücke. Diesen folgten die Herren auf prächtig geschirrten Pferden, in gold= und silberverzierten Gallaanzügen, stolzen Reicherbüschen auf den kostbaren Kalpags; die goldenen Säbelscheiden, schlagen an silberne Hufeisen an . . . . Inmitten all' dieser Pracht fährt im vergoldeten Gallawagen der Palatin einher, ein schöner, ritterlicher und noch junger Mann. Seine hohe Stirn, sein längliches Gesicht, die sanften Augen, der magyarisch gewichste kohlschwarze Schnurbart und seine männlich freundlichen Züge zogen unwillkürlich Aller Blicke an.

Wer konnte es hemmen, daß sich Alles um den Wagen drängte, um dem ersten und höchsten gewählten Beamten des Landes ein freudiges „Éljen" zuzurufen, und eines jener freundlichen Lächeln zu erhaschen, womit er den Gruß des Volkes zu erwiedern pflegt .

Die sich um den Wagen des Palatins

schaarende Menge, wurde, als sie von der breiten Straße in die Brücke einbog, plötzlich zusammengedrängt. Hier vermehrte sie sich auch durch jene Elemente, welche früher die Aeste der Pappeln besetzt hielten, und deren Ueberzeugung war, daß an einem solchen guten Tage es die Pflicht eines jeden Bürgers ist, nicht zu gehorchen.

Die zwei Komitats-Panduren am Ende der Brücke gaben eine zu schwache Wehr ab gegen die anstürmende Fluth. Wie es vorauszusehen war, hatte die jubelnde Menge, sobald der Wagen des Palatins auf die Brücke gelangte, im Moment hatte sie den Fußsteig besetzt, indem sie die Widerstand leistende Wache, wie der Sturm die Spreu, mit sich riß. Einige Minuten lang konnte man noch die wehenden Federbüsche an den Tschako's der kämpfenden Panduren und die gehobenen Säbel über den Köpfen des Volkes sehen, aber auch diese verschwanden, wahrscheinlich hatte man die Tschako's und Säbel in's Wasser geworfen, dann widerstand nichts mehr. Wer sich auf dem Fußsteige der Brücke befand, wurde unaufhaltsam gegen die Tribüne gedrängt.

— Gnädiger Herr, hier wird's ein Unglück geben! — brummte Martin sich an Lávay wendend.

— Das ist gewiß. Aber jetzt heißt es helfen, wie wir können. Geben Sie mir Ihre Hand, Martin: vielleicht können wir das Volk nur so lange zurückhalten, als der Palatin von

den Damen den Kranz empfängt, denn eine Minute später wird man diese leichte Barriere wie Spreu zerbrechen; derweil werden aber die Damen bis an das andere Ende der Brücke gelangen können, wo sie sich dann in ihre Kaleschen setzen.

— So wird's gut sein, — sagte Martin, und nun versuchte er's mit Lávay und zwei wackeren Schiffsknechten den Druck der aus Tausenden bestehenden gedrängten Kolonnen auf einem Raum von einer Quadratklafter zurückzuhalten, was auch auf einige Minuten gelang, aber sowie die drückende Masse immer dichter und kompakter wurde, mußten sie Schritt für Schritt nachgeben.

Die Damen, von den Flügeln des Baldachin bedeckt, hatten keine Ahnung von der Gefahr; sie hörten nur das Jubelgeschrei, und ihre Blicke waren auf das Antlitz des Palatins gerichtet.

In diesem unheilvollen Moment fiel es der Frau von Hargitay, welche an der Seite ihrer Tochter stand, ein, statt des einfachen „Éljen sokáig" bei Ueberreichung des Kranzes eine zierliche Begrüßungsrede anzubringen.

Schon waren Lávay und Martin bis knapp an die Tribüne durch die unwiderstehliche Volksmacht zurückgedrängt, und das Geländer fing zu krachen an.

Frau von Hargitay sah und hörte von Allem nichts. Sie begann mit feierlicher Stimme:

Höchstverehrter . . . . .

In diesem Momente erfolgte ein kurzer Kracher, darauf ein kurzes, furchtbares Gebrüll, wie das letzte Angstgeschrei von hundert und abermals hundert getödteten Menschen. . . .

Der Fußsteig der Brücke stürzte in einer Länge von dreißig Klaftern, mit all' den Damen, Fahnen, dem Baldachin und der heiligen Statue in die Tiefe der Donau.

Im nächsten Augenblicke sah man auf der Wasserfläche nichts als herrenlose Hüte, Kränze und Fahnen schwimmen. Das Uebrige war unter Wasser.

Auch Béla und Judith befanden sich dort.

Unter dem Wasser.

Zweihundertdreißig Menschen stürzten mit der eingesunkenen Brücke in den Fluß.

Inmitten des Siegestaumels, des festlichen Glanzes, vor den Augen des Palatins, kaum eine Klafter weit von den Rädern seiner Kutsche stürzten sie in das Wogengrab. Der Gefeierte konnte noch die bekränzten Engelsgesichter sehen, den hochschallenden Éljenruf hören — nach einer Minute schwammen diese Kränze auf der Oberfläche des Wassers, und ein tausendstimmiges Wehgeschrei erfüllte die Luft.

Ach! welch eine Feierlichkeit war das!

Die wehklagende Menge rannte in wahnsinnigem Schrecken nach jeder Richtung, durch die beflaggten Triumphbögen sprengten goldbedeckte, in Sammet gehüllte Reiter davon, die Namen ihrer Frauen, ihrer Kinder rufend! Die schöne bewaffnete Bürgerwehr stob auseinander, wie ein alarmirtes Lager von Soldaten! und all' dies längs dem Ufer, welches noch seinen vollen Fahnenschmuck trug.

—Eilen Sie zu den Kähnen! —rief der Palatin seinem Gefolge zu, und er sprang selbst von seinen Wagen. Ein Mann, dessen Frau vor seinen Augen in das Wasser fiel, wollte ihr nachstürzen: der Palatin hielt ihn zurück, und zog den Wahnsinnigen mit sich fort.

— Zu den Kähnen, zu den Kähnen! — rief er, — Jemand soll zum Dampfschiff sprengen, daß es den Fluß herauffahren möge. Rufet die Fischer mit ihren Netzen! Jedermann zur Arbeit!

Was in der Nähe war, und seine Befehle vernehmen konnte, beeilte sich, dieselben zu vollziehen; die entfernter stehende Menge aber wogte hin und her, wie Einer, der sich keinen Rath zu geben weiß. Eine Schaar, schon recht weit in die Gassen vorgerückt, marschirte noch unter Siegesmarschklängen vorwärts. Ein Reiter holt sie in Galopp ein. Er sagt ihnen ein Wort und die Schaar lös't sich sogleich auf, und Musiker und Festtheilnehmer rennen alle zur Donau zurück . . . Ach welch' eine traurige Festlichkeit war das!

Unterdessen harrte Johann von Hargitay an der Spitze des gewählten Komité's des feierlichen Momentes, wo er die Gefühle des Volkes, dem so heiß ersehnten Gaste verdolmetschen wird.

Seine Rede soll heute hinreißend werden, weil er es auch fühlt, was er spricht. Seine Ausdrücke werden die des nationalen Stolzes,

der altehrwürdigen Vaterlandsliebe und der treuen Anhänglichkeit sein.

Wer weiß, was darauf folgen wird, wenn diese aus der Mode gehen? Heute ist wahrlich ein passender Tag für solche Gefühle.

Nicht Johann von Hargitay, sondern die durch ihn vertretenen Prinzipien sind es, welche heute ihr Jubelfest feiern.

Hargitay hielt die abgeschriebene Rede in der Hand, und warf eben noch einen flüchtigen Blick in die Schrift, als der erste Kanonenschuß vom Monostor erdröhnte.

„So lange ich athme, so lange mein Körper nicht zusammenbricht, solange werden auch diese Ideen und diese Worte leben.“

Und wahrlich, auf dem Gesichte Hargitay's strahlt das Leben selbst. Solche Gesichter haben sich nicht um das Schicksal des morgigen Tages zu kümmern, bei ihnen hat die Redensart „so lange wir leben“ keinen Sinn.

Sein ritterlicher Anzug, läßt ihn um zehn Jahre jünger erscheinen, die festlichen Ideen des heutigen Tages hatten jede Furche von seiner Stirne gestreift. Seine ganze Haltung ist derart, als wenn dieser Tag einzig und allein für ihn da wäre.

Wieder ein Kanonenschuß. Der Schall macht die Fensterscheiben erzittern.

Johann von Hargitay berechnet die Reihen=

folge der kleinen Ereignisse, welche in einiger Ferne von ihm vor sich gehen. Jetzt hat der Dampfer gelandet. Jetzt findet der festliche Empfang statt. Jetzt ertönen die Glocken, der Festzug hat nun den ersten Triumphbogen passirt. Der Jubelruf der Menge erschallt, vermengt mit den kräftigen Klängen der Musik: jetzt sind sie auf der Brücke angekommen. Der Klang der Musik und die Éljenrufe werden mit jeder Minute vernehmbarer, von dem Ufer her. Auf einmal ertönt ein starker, langer Schrei; stärker, schärfer, durchdringender als alle bisherigen; man fühlt etwas wie einen Schauer in die Glieder fahren. Plötzlich tritt Stille ein, nur die Klänge der Musik und das Glockengeläute ist vernehmbar.

Hargitay aber betrachtet ruhig; nun steht seine Gattin und seine Tochter vor dem hohen Gaste, dessen gnädigstes Lächeln ihnen zu Thei wird.

Plötzlich stockt die Musik, und die Glocken hören auf zu läuten.

Einen Augenblick darauf läutet man wieder, — es ist das aber ein Sturmgeläute.

Wie wenn große Gefahr droht, wo Jedermann zur allgemeinen Rettung Hand anlegen muß, erschallen alle Glocken in allen Kirchthürmen, eine mit feiner, die Andere mit tiefer Stimme, aber alle traurig, und alle scheinen zu rufen: „Wehe! wehe! wehe!“

Von den Kirchthürmen konnte man die ganze furchtbare Szene überblicken.

Was kann dort geschehen sein? frugen einander die erbleichten Herren in den glänzenden Gemächern. — Ist vielleicht ein Feuer ausgebrochen?

Von den Fenstern des hochliegenden Gebäudes konnte man in keiner Richtung eine Feuersbrunst erblicken, und doch riefen die Glocken fortwährend: „Wehe! wehe! wehe!“

Einen Augenblick später kündete dasselbe ein lautes Gemurmel der Menge an.

Dieses Gemurmel war aber ganz verschieden von dem vorherigen. Es war das nicht jener lange anhaltende Ton, welcher durch das Wiederholen des Éljenrufes von Mund zu Mund entsteht, sondern es war ein stürmisches Geschrei, welches fortwährend erstarb, sich aber nicht nähert, das nicht Begeisterung, sondern einen Schauer erzeugt.

Und kommt Niemand, der Nachricht brächte? Jedes Fenster ist voll von besorgten Gesichtern, und alles frägt, was denn geschehen sei? Und Niemand ist im Stande Auskunft zu geben; alles drängt sich aus der Stadt hinaus, gegen die Donau. Niemand weiß was Seiner dort wartet.

Nach langer Zeit des bangen Wartens erscheint ein altes Weib händeringend von der Richtung des Ufers kommend, und mit fieberhaft

zittender Stimme rufend: „Ach, Jesus Maria! ach, Jesus Maria!“

Das Weib eilt dem Stadthause zu, den Stadtchirurg zu avisiren, daß er mit seinen Instrumenten den Unglücklichen zu Hilfe eilen möge. Seine eigene Gattin hatte man auch todt aus dem Fluthen gezogen.

Johann von Hargitay beugte sich aus dem Fenster des Komitatshauses, und rief der eilenden Frau nach: „Was ist geschehen?“

Die Arme wurde schon von hundert Fenstern herab mit derselben Frage bestürmt; sie hörte aber nichts, und konnte nichts anders vorbringen, als: „Ach, Jesus Maria!“

Als sich das herzzerreißende Wehklagen des Weibes in der Ferne verlor, kamen einige Männer mit großem Geschrei auf das Komitathaus zu, sie mußten bei jedem Fenster stehen bleiben, dann drang ein Reiter durch den Haufen; einer jener berittenen Komitatshußáren, die zur Aufrechthaltung der Ordnung beordert gewesen waren. Die Kleider voll Staub, das Gesicht voll Blut, als wäre er sammt seinem Pferde durch die blindstürmende Menge niedergetreten worden. Unbedeckten Kopfes sprengte er dem Thore des Komitatshauses zu, wo sein scheu gewordenes Pferd kaum mehr zu bändigen war.

— Was ist geschehen? Rede! — rief ihm Hargitay entgegen.

Der Hußár konnte sich kaum im Sattel halten, und hatte nicht Zeit, den Fragenden anzublicken, — vielleicht würde er gar nicht geantwortet haben, wenn er ihn erkannt hätte.

— Die Brücke ist eingestürzt; die Damen sind alle in der Donau umgekommen.

Johann von Hargitay stieß einen Schrei aus, als hätte er einen tödtlichen Stoß erhalten.

— Meine beiden Judithe! (Seine Frau und seine Tochter führten denselben Namen.)

Und dann fing an sein schönes lebensfrohes Gesicht zu lächeln und sich roth zu färben, und wurde immer röther, und lächelte immer mehr. Einige Augenblicke konnte man nicht wissen: ob er wahnsinnig wird, oder ob er stirbt? Aber dann auf einmal verging das Lächeln, die Farbe seines Antlitzes ging in das Fahle über, die stattliche Gestalt stürzte so wie er stand: in goldbeschnürtem und reichverbrämten Galakleide, in der Hand den Paradesäbel mit dem silbernen Griff — zusammen, und schlug im Hinsinken erst mit den Knieen, dann mit den Ellbogen, und endlich mit der Stirne an den Marmor des Fußbodens.

Wahrlich! er hatte recht! Alle seine Vorfahren starben dem Tode kühn in's Auge sehend. Jetzt ist auch er in ihrer Gesellschaft.

Und wenn seine beiden Judithe die Reise in

das Jenseits angetreten, so konnte er doch besser eilen, als jene, — er kam ihnen zuvor.

Ob sie aber auch dahin unterwegs sind?

*
* *

Als der vermorschte Querbalken der Brücke entzweibrach, fiel die eine Hälfte des niederfallenden Theiles mit allen dort Stehenden unter das Joch, während der andere Theil durch eiserne Bänder festgehalten, in der Luft hängen blieb, nur die Menge rollte in's Wasser. Ein Theil des Geländers fiel ihnen nach, wen ein Stück traf, der war todt.

Nach einigen, eine Ewigkeit dauernden Minuten tauchte der hinuntergestürzte Theil der Brücke mehrere Klafter abwärts auf die Oberfläche der Donau.

Welch' ein schauerlicher Anblick.

Mehr als zweihundert Menschen, Männer und Frauen in einem wirren Knäuel verwickelt, wie ein Haufe Gewürm, welcher sammt dem Obste, an welchem er saß, vom Sturme weggerissen worden, klammerten sich die Unglücklichen in ihrer Verzweiflung an die hinabgestürzten Balken und aneinander. Hie und da taucht aus dem Wasser oder unter dem Gebälke eine flehende Hand empor, während der Kopf nicht mehr sichtbar wird. Das aufgelöste Haar ohnmächtiger Frauen schwebt in dunklen Linien über den Wellen.

Kein einziger Ruf um Hilfe erschallt. Das Entsetzen hat sie Alle stumm gemacht. Der ganze Menschenknäuel läßt sich lautlos in tödtlicher Betäubung auf dem gefährlichen Flosse durch die Fluthen langsam fortschwemmen.

Diese sind noch leicht zu retten. Was geschieht aber mit Jenen, die von der entgegengesetzten Seite der Brücke, ohne ein rettendes Holzstück erfaßt zu haben, in einen Knäuel verworren, hinabgestürzt sind, und welche durch die eigene Last untertaucht, unmittelbar in jene Tiefe sinken, wo am Grunde der Donau die Muschelthiere leben!

Zwischen diesen Unglücklichen befanden sich die beiden Judith und Johann von Hargitay, die Frau und die Tochter und mit ihnen Béla, der abgewiesene Freier.

In dem Augenblicke, als die ganze Menge sammt der Brücke mit fürchterlichem Geprassel im Sinken war, wurde die ganze Seele Judith's von einem Gedanken erfaßt: ach! also jetzt sterben wir!

Dies ist also die Lösung der peinlichen Frage: der Tod. Das Mädchen erschrack nicht vor dem Schreckbilde, in dessen Gewalt sie war; dieses Schreckbild war ihr schon seit langer Zeit bekannt. Oft dachte sie schon darüber nach, oft fragte sie sich: welche Empfindung es sein kann, wenn man von einer Höhe in das unbekannte Wellengrab sich hinunterstürzt? wie es dort unten

aussehen mag? ob es lange dauert, bis man dort unten anlangt? ob es Schmerzen verursacht? ob die Seele mit den Wasserblasen wieder in die Höhe kommt? ob es das Herz ist, welches zuerst bricht, oder der Kopf, welcher zu denken früher aufhört? Sie war längst mit allen diesen schauerlichen Gedanken vertraut, nur Eines hielt sie zurück: daß es doch eine Feigheit wäre, sich selbst zu tödten. Nun ist aber das Schicksal selbst da, es zu vollbringen. Um so besser!

Während sie dies alles noch einmal durchdachte, behielt sie ihre volle Fassung, auch dann noch, als die Wellen über ihrem Kopfe zusammen schlugen.

Es war ihr nicht möglich, ihre Augen unter dem Wasser zuzuschließen.

Und wie entsetzlich war das!

Sie sah neben sich, unter sich, über sich überall bekannte Gesichter, in der verzweiflungsvollen Agonie des Todes; manche sanken langsam hinunter, mit starr geöffneten Augen, mit aufgedunsenen Wangen, leicht wie eine Feder, andere zuckten, das Gesicht verzerrt, die Augen krampfhaft geschlossen, mit ohnmächtiger Anstrengung nach einem Gegenstand toppend, an den sie sich anklammern könnten. Am schrecklichsten waren zwei ihrer Freundinnen, welche einander umschlangen und so mit einander abwärts schwebten. Und der das Wasser durchdringlnde Sonnenschein ließ

ihr jedes Gesicht, jede Figur schauerlich grün erscheinen.

Und alle diese Hunderte von menschlichen Gestalten lebten noch! Sie bewegten sich, sie warfen sich hin und her, sie zuckten in dem flüssigen Lichte eines grünlichen, flüssigen Elementes; die Hände haschten noch nach einander, die Lippen öffneten sich zum Hilferuf, die Augen bewegten sich in ihren Höhlen, und doch war das hier schon das Reich des Todes.

Judith sah den Tod, aber sie fühlte ihn noch nicht. Sie hielt den Mund fortwährend geschlossen. Sie fühlte nichts Anderes, als den schweren Druck der Menge Wassers auf ihre Brust.

Und dabei schien ihr, als wenn ihr Körper langsam sich emporheben würde, — vielleicht eben weil sie gar keine Anstrengung machte. Die grüne Masse über ihrem Kopf wurde immer lichter, und sie fing an das Treiben jener kleinen Fische zu unterscheiden, welche zu Tausenden auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, sich an den Sonnenstrahlen wärmen, und auf winzige Insektlein lauern.

Die Gestalt der Sonne drang wie das Konterfei einer vergrößerten Feuerkugel durch das Wasser, und ihre in Millionen aufsteigenden Bläschen gebrochener Strahlen vereinigten sich zu einem Regenbogen unter dem Wasser.

Auf einmal schien ihr, als wenn eine Ge-

stalt wie eine himmlische Erscheinung inmitten dieser Glorie zu ihr hinabstiege. — Es war die Gestalt ihres Geliebten.

Und als diese Gestalt dem Mädchen erschien, als diese Retterarme ihren Arm erfaßten, als nach einer Minute die Wellen sich ihr öffneten und sie Gottes schöne Welt wieder erblicken konnte, wie sie die gesunde Luft mit entfesselten Lippen wieder einathmen konnte, und ihren Kopf auf der Schulter ihres Geliebten ruhen ließ, — ach! da dachte sie mit inniger Wollust, wie das Leben doch so schön sei.

Gerettet werden! Entrissen werden aus dem Tode gerade durch die Hand dessen, um dessenwillen sie sich den Tod wünschte! Dieser Gedanke, dieses Gefühl machte sie glücklich. Aber nur für einen Augenblick.

Einen Augenblick nachher durchzuckte ein anderer Gedanke ihr Wesen, — ein Gedanke, der Hölle gleich.

— Was ist aus meiner Mutter geworden?

Und gleich darauf, als eine prompte Antwort auf jene Frage aus diesem tiefen Todtenreiche, fühlte sie, wie eine krampfhafte Hand unter den Wellen sie beim Fuße ergriff.

Judith fühlte alle ihre Sehnen erstarren. Sie dachte an nichts Anderes, als daß jene Hand, welche sich zwischen sie und ihre Liebe drängte, sogar jetzt aus der tiefsten Grabestiefe zu ihr

herauf greift, die Tochter zu erfassen, eben als sie durch den Geliebten dem Leben und den unendlichen Räthseln des Lebens zurückgeraubt wird; daß diese gewaltthätige Hand die Rettung verhindern will, und sie mit sich zurückzieht in das stille, ruhige Grab.

Judith leistete keinen Widerstand, sie faltete die Hände auf ihrer Brust, und schloß nun die Augen. Einen Augenblick darauf fühlte sie, daß das Wasser über ihrem Kopf wieder zusammenschlug.

Im nächsten Augenblicke war sie durch den Arm Béla's abermals auf die Oberfläche des Wassers gezogen, aber die gewaltige Hand zog sie immer abwärts, hielt sie immer fest.

Sie fühlte, welche Anstrengungen es ihrem Geliebten koste, um bei diesem Kampfe Herr über die Wogen bleiben zu können. Sie meinte: Verlasse mich, und rette Dich selbst! . . . Es waren dies keine Worte, nur der Gedanke, aber sie glaubte ihn auch ausgesprochen zu haben; oder daß ihr Geliebter selbst ihre Gedanken höre.

Die gewaltthätige Hand zog sie aber fortwährend abwärts.

Sie war mit dem Kopfe schon länger unter, als ober dem Wasser. Sie begann bereits die Besinnung zu verlieren. Ein dumpfes Summen umsauste ihr Gehirn. Es war dies jener

Augenblick, wo die Seele und der Körper bereits getrennt von einander leben. Die Seele ist sich noch bewußt, sie denkt, aber die Nerven gehorchen bereits einem andern Herrn. Die Seele hat ihre Ruhe gewonnen, aber der Körper windet sich noch im Todeskampfe, zittert und sträubt sich gegen das Zunichtswerden.

Die Hand, welche sie in den Tod zog, wollte nicht loslassen.

Das Bewußtsein schwand gänzlich, sie fühlte nichts mehr . . . die mit dem Tode ringende Gestalt unter dem Wasser hatte sie in den Fuß gebissen.

Dieser Schmerz machte ihren Körper unwillkürlich zucken; sie stieß sich mit einer krampfhaften Bewegung auf die Oberfläche des Wassers. Nach diesem Stoß ließ die sich anklammernde Gestalt ihren Fuß los. . . Wer mag sie gewesen sein? . . todt ist sie jedenfalls.

Und jetzt wurde Judith von jener unbewußten Gewalt ergriffen, welche die mit einem schmerzhaften Tode Ringenden zu überraschen pflegt. Ihre Gedanken schwanden gänzlich. Sie umarmte krampfhaft ihren Geliebten, der sie bisher am Arme haltend, und mühselig schwimmend über den Fluthen hielt. Beide Arme hatte sie mit starrer Gewalt um seinen Leib geschlungen, um ihn mit sich unter das Wasser zu ziehen; dann preßte sie ihre Lippen an die seinigen, um

ihm mit einem letzten sterbenden Kusse auch den Athem zu rauben; so senkten sich die beiden Gestalten langsam hinab auf den Grund der Donau und flogen zwei Seelen hinauf zum Himmel. . .

— Haho! . . Béla! . . Hieher! — rief eine bekannte Stimme von der Fläche des Wassers. Ein Nachen glitt schnell über die Fluthen. In dem Nachen ruderte ein Mann. Dieser Mann war Pußtafi.

Während Andere sich beeilten den Lärm der Festlichkeit zu vermehren, saß er in diesem Kahne und angèlte ruhig; er war der Erste, welcher an die unglückliche Schreckensstätte eilte.

— Béla, hieher, hieher! — Von weitem schon erkannte er seinen Freund, der eben mit den Fluthen rang, und eilte ihm zu Hilfe. Béla hörte seinen Ruf nicht mehr, die tödtliche Umarmung hatte auch ihn in den Tod hinabgerissen.

Aber der Dichter läßt Diejenigen, die er liebt, nicht zu Grunde gehen.

Er suchte mit seinen Schifferhacken so lange, bis er sie fand. Das Mädchen hielt auch jetzt noch ihren Geliebten umschlungen, nichts konnte die Beiden mehr von einander trennen.

Der Dichter hob sie Beide mit seinen kräftigen Armen aus den Fluthen, wie man ein Kind aus der Wiege hebt; dann legte er sie in ihr Brautbett: auf den Boden des Kahnes.

Die beiden aneinandergeschmiegten Köpfe legte er in seinen Schoß, und strich ihnen das triefende verwirrte Haar von den Stirnen. Das Mädchen hatte den Myrthenkranz noch immer am Kopfe. Wie paßte er ihm jetzt so gut!

Keines gab ein Lebenszeichen: sie ruhten unbeweglich neben einander.

Am entgegengesetzten Ufer des Stromes ging es lustig zu, Kähne, Pletten stießen vom Ufer; Jene, welche sich an die Balkentrümmer geklammert hatten, trieb die Donau langsam abwärts. Am Ufer der Insel jedoch war Alles ruhig. Dorthin lenkte Pußtafi seinen Kahn, ohne sein Auge von den bleichen, erstarrten Gesichtern seiner Lieben abzuwenden.

„Nun gehört Ihr einander für immer.“ . .

— — — — — — — — — —

Sonst begünstigte das schönste Wetter das Fest. Vom klaren Himmel lachte und brannte die Sonne, auf den Gassen und Plätzen duftete das verstreute frische Gras.

Einer, der das Schicksal bezwingt.

Pußtafi wohnte in irgend einem dreistöckigen Hause im innern Theile der Hauptstadt Natürlich im dritten Stockwerke, und zwar deshalb dort, weil es, wie er selbst zu sagen pflegte, keinen vierten gab.

Seine Wohnung besteht aus einem Vorzimmer für seinen Diener, aus einem Arbeits- und einem Schlafkabinet.

Die Einrichtung ist äußerst einfach, den einzigen Luxus bildet der Bücherschrank, worin in prachtvollen Einbänden die klassischesten Werke der englischen, französischen und deutschen Literatur prangen.

An den Wänden hängen verschiedene Portraits in Stahlstich; aber nicht jene, welche man auf ungarischem Boden in allen Häusern findet, nicht jene schnurr- und kinnbärtigen Gestalten, welche, als sie dem Maler saßen, ihre Säbel umgürteten, ihre Fäuste fest an den Griff drückend, als wollten sie verhindern, daß die feurige Klinge nicht von selbst aus der Scheide springe.

Diese Stahlstiche stellen glattrasirte Gesichter mit fremden Zügen vor, mit hohen, weißen Halskrausen, in antiken Fracks. Nicht einer der ländlichen Besucher des Dichters frug sich selbst bei Betrachtung dieser Wandzier: weßhalb denn sein Freund diese vielen Deutschen halte? Als er aber dieselben näher betrachtend die Unterschriften las, konnte er sich eines leichten Schauers nicht erwehren. Der mit dem gefurchten, gallichten, satyrischen Gesicht, mit dem zurückgeschlagenen Hemdkragen, welcher Hals und einen Theil der Brust offen läßt, ist: Marat; — dieser erhobene Kopf mit den massiven Zügen, dem offenen Blick und jener Mauerbrecher gleichenden Stirne ist: Danton; — jene geschmiegelte Gestalt: Robespiere; dieses junge, beinahe kindliche, ovale Gesicht gehörte einst dem furchtbaren Saint Juste; und der geistreiche Frauenkopf mit dem altgriechischen Haarschmuck stellt Madame Roland vor. Ueber dem Schreibtisch hängt das Portrait Beranger's. Auf dem Tische selbst liegt die Lieblingslektüre des Dichters, das Buch der Girondisten, aufgeschlagen.

Der Dichter selbst sitzt an seinem Tische, die Fensterläden sind geschlossen, die Kerzen in den Leuchtern bis an den Stumpf abgebrannt. Vor ihm liegt ein begonnenes Gedicht, dessen Titel:

„Cassius,“ „Tell,“ „Desmoulin.“

Wer wird der Vierte sein?

Der Dichter erhebt sich von seinem Tische und beginnt unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen, währenddem er eine große Denkmünze in die Luft schleudert, um sie mit der flachen Hand aufzufangen; dann setzt er sich abermals und schreibt weiter.

Das Gedicht ist bereits zur Hälfte fertig, aber der Schluß will nicht gelingen. Nein, nein, es gibt keinen Gedanken, welcher dazu passen würde . . . Er liest, was er schon geschrieben. „Elendig," murmelt er dann in sich hinein, zerreißt das Ganze und knittert es in den Fäusten zusammen um es hinter den Ofen zu werfen. So pflegte er seine Werke zu korrigiren.

Da klopft der Diener an die Thüre.

— Was gibts? — rief Pußtafi, den Riegel zurückziehend.

— Zwei Damen wünschen einzutreten.

— Zu mir? . . In der Nacht?

— Schöne Nacht das, — brummte der alte Diener — es ist bereits 11 Uhr Vormittag.

Dann öffnete er die Fensterläden. Es war ein regnerisch-düsterer Märztag, man konnte schwer gewahr werden, wann es Tag geworden.

— Nun, so lassen Sie die Damen herein, wenn sie mich durchaus sprechen wollen.

— Wollen Sie sich früher nicht ankleiden?

— Hab' ich mich denn ausgezogen seit gestern?

— Wenigstens sollten Sie andere Stiefeln nehmen, diese sind ja ganz kothig.

— Wenn die ganze Welt kothig ist, warum könnten es meine Stiefeln nicht sein.

Der Dichter hatte seine mürrischen Stunden, wo bei ihm die Verachtung der Eitelkeit bis an den Cynismus grenzte.

Nach einigen Minuten konnte man das Rauschen von Frauenkleidern vernehmen, bald darauf wurde leise an die Thüre geklopft.

— Herein!

Zwei Damen, eine junge und eine ältere traten ein.

— Ah, Sie sind es?! — rief Pußtafi mit freudiger Stimme, der jungen Dame die Hand entgegenstreckend — wie freut es mich, Sie zu sehen.

Die Dame war Judith von Hargitay.

— Wissen Sie, daß ich abergläubisch bin, — sagte Pußtafi, indem er seine Gäste zum Divan führte und Platz nehmen hieß, — denn ich prophezeihe mir meinen Tag, ob er angenehm oder unangenehm sein wird, daraus, ob ich ein liebes, oder ein verhaßtes Gesicht zuerst zu sehen bekomme. Heute werde ich daher einen epochal guten Tag haben.

— Sie werden verzeihen, daß ich Ihnen Ihre Zeit und Ihre Gedanken raube, — sprach Judith, die Hand des Dichters drückend.

— Dann haben Sie sich auf den Raub sehr werthloser Gegenstände verlegt.

— Meine Tante Charlotte v. Gyöngyi — führte Judith ihre Begleiterin auf.

Die kleine lebhafte Frau, die sich trotz ihrer Jahre noch im Besitze vieler Reize fühlte, hatte sich bereits entschlossen, ein geistreiches Kompliment anzubringen, als Pußtasi, dies aus ihren Zügen herauslesend, den zu entfesselnden Redestrom staute, und gerade auf die Sache losging.

— Mit was kann ich zu Diensten stehen?

— Mit Ihrem guten Rathe!

— Den können Sie im Voraus haben; bevor ich den Gegenstand gehört hätte . . . Was Sie wünschen . . . ist nur billig.

— Ich wünsche Schauspielerin zu werden.

Pußtasi zog gewaltig die Augenbrauen zusammen und dachte, daß es doch nicht gut gewesen sei, den Wunsch seines Gastes „in bianco" zu unterschreiben.

— Sie bereuen, daß Sie meinen Willen in Voraus billigten?

— Wahrlich Sie besitzen eine gute Polizei in Ihren schönen Augen . . .

— Und Sie einen sehr schlechten Sekretär

in Ihren Zügen . . . Mein Entschluß hat keinen Gefallen bei Ihnen gefunden? . . .

—Weßhalb nicht? — sprach der Dichter mit Ironie, — gegen den Beruf habe ich keine Einwendung; denn dieser steht um eine bürgerliche Rangstufe höher, als der meinige; hinsichtlich seines Glanzes übertrifft er Alles, und was die Befriedigung der Leidenschaften anbelangt, so gibt es keine Laufbahn, keine gestaltende Kunst, welche im Momente des Schaffens so viel wahren Genuß bieten möchte. Doch wollte ich früher wissen, ob Sie mit sich selbst und Ihren Fähigkeiten abgerechnet haben. Wissen Sie es, haben Sie es reiflich erwogen, was Alles die Laufbahn einer Schauspielerin erfordert?

Die gute Tante beeilte sich in dieser heiklen Angelegenheit mit der Antwort Judith zuvorzukommen; da diese sich ihrer eigenen Talente schicklich nicht rühmen konnte.

— Ach! Herr Pußtafi, wenn Sie sie hören möchten, als sie Ihre Gedichte deklamirt! . . . diese Stimme, dieses Gefühl! . . . . .

— Bitte, bitte, ... beschwichtigte sie Pußtafi, — ich fragte nicht nach der Stimme, nach dem Gefühl. Das sind Dinge, ohne welche man beim ersten Auftreten durchfällt und von seiner Krankheit geheilt wird. . . Ich frage ob Sie waschen, biegeln, nähen und kochen können? denn das ist die Hauptsache. Die Zivilliste un=

serer Bühnenköniginnen ist nicht so hoch bemessen, daß es zur Erhaltung eines Ministeriums genügte. Hat die Königin eine große Rolle zu spielen, muß sie vor dem Grauen des Morgens bereits auf den Beinen sein; denn ihre auswärtige Wärterin schläft noch. Dann kocht Ihre Majestät ihr Frühstück, während welcher Beschäftigung sie ihre Rolle einstudirt, um auf acht Uhr, wo die Probe stattfindet, fertig zu sein. Um eilf Uhr kehrt die Königin nach Hause, macht Feuer und Einbrenn, denn die Wärterin versteht sich hiezu nicht, und die Gasthauskost kömmt zu hoch. Während des Kochens werden die Hauptmomente der Rolle durchdacht, dann beeilt sie sich mit dem Diniren schnell fertig zu werden, was um so leichter geschieht, als das Diner sehr kurz ist. Jetzt müssen die Garderobestücke hervorgenommen werden; dieses Kleid braucht einen neuen Aufputz, jenes muß dem Zeitalter des Stückes angepaßt, umgeändert, das dritte aber gar gebiegelt werden. Während dieser Beschäftigung vermag sich die Königin ganz in ihre Rolle hineinzuleben. . . . Dann kommt die Herrlichkeit, der Ruhm! . . Die Königin wird mit Applaus, mit Triumphgeschrei empfangen, nach jedem Akt dreimal gerufen, und die Königin seufzt; wenn man sie nur nicht so oft rufen möchte, daß sie noch vor der Thorsperre nach Hause käme, um dem Hausmeister die zwei

Groschen Sperrgeld nicht zahlen zu müssen. . . . Verstehen Sie sich zu Alledem.

— Ja, weil ich mich dazu verstehen will.

— Das sind sehr kräftige Worte. Aber es wird Ihnen auch gut sein zu wissen, daß die Musen sammt ihrem Vater Apollo schon in den Zeiten der Arachen und des Marsias einander neidig gewesen sind. Apollo läßt auch heute seinen Nebenbuhlern die Haut abziehen. Es gibt unangenehme, unausstehliche, undankbare Rollen, welche hier und dort dem Regisseur an den Kopf geschleudert werden, bis sich eine Hand findet, welche sie behält. Die Königin kann nicht immer Königin sein; morgen z. B. muß sie einer anderen, viel geringeren als sie ist, die Schleppe nachtragen. Unmuthig betritt sie die verhaßten Bretter, und wandert nach Plätzen, die Andere verlassen hatten; spielt Ammen, alte Weiber, drollige Schwätzerinnen, lauter Rollen, die ihr widerlich sind. . . .

Was macht sie jetzt? . . . Sie duldet, schweigt und schaut ruhig zu, wie schön man Jemanden lebendig begraben kann . . . Oder sie duldet nicht, sondern verlegt sich auf's Intriguiren: sie fängt sich einen Zeitungsschreiber, der für sie jammert, das kostet wenig, ein gutes Wort, ein Lächeln, . . . nützt aber auch nicht viel. Besser ist es, wenn sie sich an eine von zwei wetteifernden Parteien anschließt, oder auch an beide; sie hetzt eine Primadonna gegen die andere, erobert

sich einen der Korifäen, oder auch mehrere, vielleicht auch den Regisseur, oder gar den Direktor selbst, wo nicht den ganzen siebenköpfigen Drachen? Ihr Ruf leidet dadurch nichts . . . Will sie aber großen und schnellen Erfolg ernten, da wäre eine höhere Protektion . . . . . Sie erröthen: Verzeihung, ich spreche nicht weiter, wollte auch nur im Allgemeinen gesprochen haben . . . Sie können dulden . . .

— Ja, ich will dulden, und durch Fleiß mich auszeichnen.

— Jetzt sagen Sie mir die Ursache, welche Sie zu Ihrem Entschluße bewog?

— Ich wollte eben dort beginnen. Sie ließen mich nicht sterben, als ich es thun wollte. Sie gaben mich dem Leben zurück, wo ich schon im Tode mein Ziel erreicht hatte. Jetzt sehen Sie zu, was Sie mit einem Weibe anfangen, welches sich ihr Leben einrichten will . . . Als ich nach jenem fürchterlichen Tage meine Besinnung wiedererlangte, frug ich: wo ist mein Vater, wo ist meine Mutter? . . Die Umstehenden antworteten nicht, sondern wandten sich ab, und trockneten die Augen. Draußen im Hofe sang und betete man; in den Thürmen läuteten die Glocken; damals begrub man sie Beide. Ich hörte, wie die zwei Todtenwägen über das Pflaster holperten, und hörte die Schritte des Trauergeleites, als es paarweise vor den Fenstern vorüberschritt . . .

Ich konnte sie nicht einmal als Todte mehr sehen. Sie schieden im Zorn von mir, mit der fluchenden Hand über meinem Haupte.

Wenn ich einen Gedanken habe, der oft wiederkehrt, und den ich dadurch bannen will, daß ich seine ganze Schauerlichkeit ausbeute, so ist es der: ich glaube noch immer, daß die Hand, welche mich an jenem bösen Tage unter dem Wasser ergriff, die Hand meiner Mutter gewesen ist, und ich stieß sie von mir, ich ließ sie sterben, während ich gerettet wurde, daß ich lebe, daß ich nach dieser fürchterlichen Stunde nicht wahnsinnig wurde, macht mich glauben, daß mir das Schicksal eine Mission beschieden hat. Es kann dies eine lächerliche Schwärmerei von mir sein, doch bin ich so überzeugt.

Nach Ablauf des Trauerjahres werde ich Lávay's Gattin. In der Stunde, wo dies geschieht, kann ich nichts mehr mein Eigen nennen, als mich selbst. Meine Eltern hinterließen ein Testament, welches sie bloß zu meiner Einschüchterung verfaßt hatten, nicht ahnend, daß der morgige Tag schon der Tag der Ewigkeit sein werde. Dieß drohende Schriftstück ist im Archive des Komitates hinterlegt, laut dessen Sinn ich am Tage wo ich Béla die Hand zum ewigen Bunde reiche, auch die Armuth mit mir in sein Haus bringe. Arm zu sein ist noch kein so großes Uebel; weder Er, noch ich schrecken davor zurück, denn Er lebt bescheiden nach seiner Arbeit und

auch ich begnüge mich mit meinem bescheidenen Loose. Aber das viele Unglück, das mich heimgesucht, hat mich zur Profetin gemacht. Womit mir einst meine Eltern, meine Bekannten gedroht, daß Béla wegen seiner Prinzipien, für die er kämpft einst ein Verfolgter, ein Verbannter, ein Gefangener sein wird, das ist in mir zum Glauben geworden.

Man hat jedoch damit nicht das Bezweckte erreicht. Statt mich zurückschrecken zu lassen, habe ich mich entschlossen, mein Schicksal von dem seinigen nicht zu trennen. Er wird Jemanden benöthigen, der ihm beim Wanken aneifert, im Unglücke schirmt, und wenn er seinem Verderben entgegeneilt, rettet.

Deßhalb ist mir eine Laufbahn nöthig, welche ich mir selbst schaffe, und von welcher ich dem Schicksal muthig ins Auge blicken kann, wenn es die Laune anwandeln sollte, mit einem Weibe zu kämpfen.

— Ach Weib, wie erhaben bist Du in deiner Liebe! — rief der Dichter mit Begeisterung und drückte die Hände des Mädchens. — Einem solchen Willen gegenüber ist mein Wort nur ein Hauch!

— Ich habe es von Ihnen erwartet, daß Sie mir nicht widerrathen werden. Ich kam um mir Ihren Rath zu erbitten, um Sie zu fragen, wie ich es anfangen, wohin und an wen ich mich wenden soll?

Pußtafi dachte einen Augenblick nach, dann fuhr er plötzlich in die Höhe.

— Ich habe eine Idee. Kennen Sie die beste, die erste ungarische Tragödie?

— Ich kenne sie, aber wenn ich nicht irre, ist deren Aufführung verboten.

— Dann meinen Sie schon dieselbe, die ich. Lernen Sie diese Tragödie. Bis Sie damit fertig sind, wird jene Zeit bereits herangerückt sein, wo Schauspiele nicht mehr verboten werden.

— Dann müßte diese Zeit schon morgen heranbrechen.

— Wer weiß es? Morgen werde ich Sie aufsuchen. Wo ist Ihre Wohnung.?

— Bei meiner Verwandten in der Hatvanergasse, vis a vis der Landerer'schen Druckerei.

— Ich werde Sie besuchen.

— Ich bitte Sie aber mit Béla kein Wort darüber zu sprechen.

— Dann ist es gerathen, wenn Sie sich auf der Gasse nicht zeigen, denn wenn er erfährt, daß Sie hier sind, wird es Ihnen nicht möglich sein, Ihr Geheimniß vor Ihm zu bewahren. Auf Wiedersehen . . .

Pußtafi gab seinen Gästen bis zur Stiege das Geleite, dann kehrte er in sein Zimmer zurück und blieb vor dem Portrait der Madame Roland stehen, welches er lange, und sinnend betrachtete.

— — — — — — — — — —

Abermals folgte ein düsterer, regnerischer Märztag.

Die Gassen waren schwarz vom Koth, der Himmel weinte bittere Thränen. Wen sein Schicksal nicht hinaustreibt, verhält sich schön ruhig zu Hause. Judith hielt das Wetter sehr passend dazu, um die dramatische Rolle, welche ihr Pußtafi aufgegeben, einzulernen. Sie hatte auch die Nachdamit zugebracht, nun braucht sie nur einzelne Partien nachzuholen.

Mit dem Buche in der Hand saß sie am Fenster, ganz versunken in die in ihrer Phantasie lebendig gewordenen Bilder und Gruppen einer großen Zeit, welche ein riesiger Geist in massiven Gestalten nun geschaffen hatte.

Plötzlich dünkte es ihr, als wäre das Toben, welches den Thron des Königs Andreas von Jerusalem gleich wüthenden Meereswogen erschütterte, wirklich hörbar . . . Dies rührt nicht von den heraufbeschwörten Geistern her, dies ist nicht mehr Einbildung, sondern Wirklichkeit . . . Das Toben kömmt von der Gasse, als wäre es die Fortsetzung der Worte Petur-Bán's . . .

Wäre sie nicht so stark in ihr Studium vertieft gewesen, wenn sie es der Mühe werth gefunden hätte, einen Blick durch das Fenster auf die Gasse zu werfen, müßte sie es wahrgenommen haben, daß seit einer Viertelstunde trotz des Regens einzelne Männergruppen hastig vorüber

eilen, einem bestimmten Ziele folgend, welches sehr dringend scheint. Nach kurzer Zeit kehren dieselben Gruppen mit neuen vermehrt durch die Hatvanergasse zurück.

Das dumpfe Getöse, das unbekannte Toben nähert sich immer mehr und mehr. Judith sah die Volksmasse heranziehen, und konnte sich nicht erklären, was es zu bedeuten habe? War dieser Lärm ein Jubel, eine Huldigung, rührte er von Zorn oder Entrüstung her? . . . Nichts von alledem.

Der größte Theil der Masse bestand aus jungen Männern.

Den Fenstern Judith's gegenüber stand ein drei Stock hohes Haus, in dessen erstem Stockwerke sich das Nationalkasino, in den ebenerdigen Räumen aber die Landerer'sche Druckerei befand.

Dieses Haus war der Brennpunkt der Geschichte jenes Tages.

Und dieser Tag war der erste Tag der Geschichte der freien Presse.

Wer ein sehr gutes Gedächtniß hat, wird sich vielleicht noch erinnern, daß dieser Tag der 15. März gewesen. Viele werden seiner schon längst vergessen haben.

An diesem Tage waren zwei Namen von beinahe allen Lippen hörbar: Pußtafi und Lávay. Wie lange sind diese Namen schon verklungen sammt allem, was damals geschah.

Doch wir schreiben ja keine Geschichte, sondern einen Roman.

An diesem Tage also war es Mode für Jedermann auf der Gasse zu sein.

Solche Tage haben kein bestimmtes Programm, aus welchem man ersehen könnte, ob das Ende ein Schauspiel, oder eine Tragödie sein wird?

Im größten gedränge begegnete Pusztafi Judith. Ersterer mußte natürlich überall dort zu finden sein, wo sich Béla befand. Pusztafi dachte darauf, daß sich das arme Kind hier nicht am rechten Orte befinde; vielleicht bangte es ihm auch für Béla, daß, wenn dieser Judith gewahr wird, seine Seele die Kampfbereitschaft verliert. Er näherte sich daher schnell dem Fräulein, und zog es unter eine Thorwölbung.

— Wo gehen Sie hier herum?

— Dort wo Sie.

— Sie sollten aber anderswo sein.

— Haben Sie schon vergessen? Gestern kamen wir überein, daß Sie in einer Tragödie Ihr erstes Theaterdebut versuchen werden, welche gestern noch verboten war. Heute ist sie es nicht mehr. Sehen Sie, ich habe auch daran gedacht. Ich habe bereits mit dem Direktor gesprochen. Man erwartet Sie zur Probe. Besinnen Sie sich nicht zu lange. Sie sehen ja, daß heute ein Tag ist, wo jede Stunde ein Jahr gilt. Heute ist

Alles möglich, selbst das Unmögliche. Folgen Sie mir in's Theater, damit ich Sie dem Direktor vorstelle.

Der Regen fiel in Strömen. Judith lief ohne Regenschirm auf der Gasse herum. Pußtafi erhaschte einen kleinen hinkenden Mann, der einen Regenschirm trug.

— Halten Sie, lieber Bürger, wie ist Ihr Name?

— Heiße Melchior Glanz — zu dienen, bin Gehilfe im Rochusspital.

— Nun, geben Sie Ihren Regenschirm her. Mein Name ist Pußtafi.

— Ach ich bitte, mit tausend Freuden. Habe die Ehre. Wer würde Sie nicht kennen? Bitte, belieben.

— Beim Theater erhalten Sie ihn zurück.

— Hat keine Eile, keine Eile. . . .

Der kleine Mann übergab seinen Regenschirm, und hinkte von dannen, indem er sich vor Freude die Hände rieb, daß ihm ein solches Glück widerfahren. Pußtafi aber eilte mit Judith dem Theater zu. Je näher sie kamen zu jenem zauberhaften Heiligthum, zu jenem heißersehnten Olymp so manches jugendlichen Herzens, umsomehr zitterte Judith an allen Gliedern. Sie war gezwungen, sich in die Lage zu fügen, welche sie selbst heraufbeschworen; ein neues Leben zu beginnen auf den weltbedeutenden Brettern, zu einer Zeit, wo auch

die Außenwelt ein neues Leben begann. Sie sollte spielen, während das Schicksal mit ihr sein Spiel trieb.

Nachmittags zog das bewegte Volk nach Ofen hinüber.

Was kann dort geschehen sein? davon wußte Niemand.

Viele der Schauspieler, welche ihre Rollen bei der Probe beendet, liefen hinüber, um zu sehen, es kam aber keiner zurück.

Und Judith war genöthigt zu bleiben, ohne Nachricht von Béla zu erhalten. — Während dem liefen die Vorbereitungen im Theater ihren Gang; es kam der Abend, und die Lampen wurden angezündet.

Noch wußte Niemand, was in Ofen geschah.

Nur Judith wußte, welch' ein zweifelhaftes Drama da drüben abgespielt wird, von dessen Ausgange es abhängt, ob man ihr heute einen Kranz, oder das Haupt ihres Geliebten vor die Füße werfen werde.

Die Zeit der Vorstellung rückte heran. Das Theater begann sich zeitig zu füllen. Man gab ja gewissermaßen zur Krönung des Tages ein Stük welches seit zehn Jahren verboten war.

Judith mußte über ihre Rolle nachdenken; über jene Rolle, welche voll der schmerzlichen

Beziehungen zu einem Empörer ist, deren jedes Wort ihre Seele an die Ereignisse des heutigen erregten Tages knüpft.

Und in einem solchen Zustande aufzutreten, das erste Mal, vor einem glänzenden Publikum! . . .

Man läutete bereits vor den Ankleidezimmern; zwischen den Koulissen begannen sich die glänzend kostümirten Gestalten mit den historischen Nasen und Bärten zu gruppiren. Auch Judith legte ihre Rolle bei Seite, zog ihr goldgesticktes Kleid an, setzte sich das Diadem auf den Kopf und trat in den beleuchteten papierenen Palast hinaus. . . Wie gerne hätte sie ihr glänzendes Kostüm von sich geworfen, um mit aufgelöstem Haare durch die kothigen Straßen zu eilen und anstatt den klingenden Jamben auszurufen: laßt i h n, thut i h m nichts zu Leide! . . . .

Oh! wie wird sie heute mit ihrer Rolle durchfallen! Man läutete bereits das erste Mal den Koulissen-Maschinisten.

— Judith! . . Hier bin ich! rief eine Stimme hinter den Koulissen.

— Béla! schrie Judith auf: und in demselben Augenblick war Alles vergessen, ihr Kostüm, ihr Rolle, das Theater, die sie umstehenden historischen Gestalten . . . . . sie warf sich ihrem Geliebten in die Arme.

Hätte ein Weib anders thun sollen.

In den Zügen Lávay's spiegelte sich der Triumpf des Tages ab. Man brauchte nicht zu fragen, was geschehen sei; wer ihn ansah, mußte es wissen.

Im nächsten Augenblicke war Béla den Armen Judiths entrissen; und sie mußte zusehen, wie er von den papierenen Königen mit den historischen Nasen, von den Herzoginen mit dem falschen Schmuck ebenso behandelt wird, wie sie ihn vor einem Augenblick behandelt hatte . . . Es war ja dies ein Tag, wo sich zwanzigtausend Menschen abküßten, die sich im Leben nie gesehen. Gleich nach Lávay erschien Pußtafi; auch ihm widerfuhr es, wie seinem Freunde.

Es wurde zum zweiten Mal geklingelt.

Die Helden mußten von der Bühne flüchten, der Vorhang ging in die Höhe.

Das Theater war voll, Alles kam zufrieden, mit freudigem Gemüth. Vor ein solches triumphbeseeltes Publikum mußte Judith treten; doch sie war die Seeligste, die Stolzeste von Allen.

Welcher Beifall! . . .

Gegen Ende des ersten Aktes gab es schon mehr Applaus unten als Reden auf der Bühne. Als der Akt vorüber, wurde Judith sechsmal, die Uebrigen einzeln einmal, und wieder Alle insgesammt gerufen. Das war nicht genug. Das Publikum wollte das Gedicht Pußtafi's von der Bühne herab hören . . . Einer der glänzenden papierenen Fürsten mußte

es unternehmen, dasselbe ex impromptu zu deklamiren. Auch das genügte nicht; das Publikum wollte Pußtafi sehen, dann Lávay, dann alle Redner des heutigen Tages. Diese gaben dem Volkswillen nach, und erschienen auf der Bühne mit kothigen Stiefeln und Kleidern, zerquetschten Hüten; ... das Volk verlangte, daß sie sprechen sollen; sie thaten es mit heiseren Kehlen, das Volk verlangte den Rákóczy, er wurde aufgespielt ... Unendlicher Jubel .... das Theater, welches schon beim Beginnen voll gewesen, füllte sich noch mehr. Einer klammerte sich auf den Rücken des Anderen und klatschte, jubelte und deklamirte; aus den Logen langten die herrschaftlichen Gäste mit ihren Händen herab, um die im Partere Erstickenden zu sich hinauf zu ziehen; und als auch die Logen schon vollgepropft waren, als man vor dem unendlichen Getöse nicht einmal mehr die Klänge des Rákóczymarsches unterscheiden konnte, da trat Pußtafi vor den Souffleurkasten und erhob die Hand ...

„Stille!"

Pußtafi will sprechen .....

Im Momente herrschte Stille.

— Bürger! — sprach Pußtafi mit, in Folge der Tagesmühen angegriffener Stimme — der heutige Tag ist beendet ... Kehren wir ruhig nach Hause .....

Und Alles ging ruhig nach Hause, wie es der Held des Tages gewünscht.

Es folgte ein so stille, ruhige Nacht, daß man nicht einmal einen verspäteten Ruf vernehmen konnte.

Aber Judith konnte auch diese ruhige Nacht nicht in den Schlaf wiegen.

Als sie nach Hause kam, und auf ihrem Lager die Augen schloß, da bemerkte sie erst, daß diese Finsterniß bevölkert ist, daß die Stille vom Echo widerhalle. Alles sauste ihr in den Ohren, Alles stand vor ihren Augen, — das Bild des heutigen Tages: die Töne, ihr Zittern und ihre Freude.....

Vor ihrem Geiste wogten noch immer die Volksmassen, sie hörte noch immer ihr Geschrei, sie empfand noch immer die verzweifelnde Furcht, den seligen Stolz über die Auszeichnung ihres Geliebten; da stand vor ihr die Bühne, ihr erster Versuch, der glänzende Erfolg, die Tausende von Gaslichtern und die tausendfachen Empfindungen des Momentes.... Alles dies lebte, athmete und tobte vor ihrer Seele. Das war eine Lebensgeschichte für sie, deren Katastrophen ein Jahrhundert ausfüllen könnten, und die in einen einzigen Tag zusammengedrängt sind.

Ist es ein Wunder, wenn ein solcher Tag keine Nacht hatte?

Neues Leben.

Einige Monate hielt sich jene Mode, wo Jedermann schöne, prächtige Federn am Hute trug; der Eine eine weiße, der Andere eine schwarze, Viele wieder rosenfarben, von denen sie freilich glaubten, daß sie eigentlich roth seien. Es war eine förmliche Wette darum: wer schönere, wallendere Federn habe. Was die National-kokarden betraf, da entfaltete sich schon ein förm-licher Luxus; diese wurden aus Sammet ver-fertigt, mit dem silbernen Wappen Ungarns in der Mitte. Man begann auch, sie sternartig zu bilden, damit sie von Weitem sich wie der Orden eines mediatisirten Fürsten ausnähmen. Und als sogar die Union Siebenbürgens mit Ungarn aus-gesprochen wurde, da fügte man zu den roth-weiß-grünen Farben noch die blaue und goldgelbe, was dann buntschimmernd genug aussah.

Gegen das Ende des Sommers schien es aber, daß die Feder doch nicht denjenigen Dienst leiste, den man von ihr erwartete; weder diejenige, welche den Hut schmückte, noch jene, mit welcher die zornsprühenden Leitartikel geschrieben wurden,

am wenigsten aber die, auf deren Pflaum sich so süß träumen ließ. Die Mode begann zu wechseln, man fing an, kleine beschnürte Kappen zu tragen.

Vor Judith's Fenstern zieht gerade die Werbung mit Musik vorüber, welcher ein Haufe junger Rekruten folgt; Viele unter ihnen gehören zu Freunden, zu den Kollegen Lávay's: Advokaten, Aerzte, gelehrte junge Männer.

Das Eintreten des Briefträgers rief sie vom Fenster. Er überreichte zwei Briefe, einen an sie, einen an die Tante adressirt. Judith erkannte an beiden die Schrift Fertöy's. Den Brief ihrer Tante trug sie in deren Zimmer, mit dem ihrigen kehrte sie zurück.

Als sie den Brief öffnete, fühlte sie einen unerklärlichen Abscheu gegen diese Buchstaben, welche so schön, so kalligraphisch sein wollten, als wären sie das Konterfei ihres Schreibers mit dem geschminkten, glattrasirten Gesicht; ein trügerisches Aeußere des bösen Inhalts.

Der Abscheu war nicht unbegründet, der Brief lautete: „Liebe Nichte! Sie scheinen vergessen zu haben, daß Unterzeichneter Ihr Onkel, und nach dem Tode Ihrer Eltern, als nächststehender Verwandter, auch Ihr gesetzmäßiger Vormund ist. Sie haben, die bewegten Zeiten benützend, ohne um die vormundschaftliche Bewilligung einzukommen, ohne dieselbe abzuwarten, eine Laufbahn gewählt, die Sie zu emanzipiren scheint.

Emanzipiren nämlich von der Meinung der Welt, von den üblichen Forderungen, und sonstigen alterthümlichen Anschauungen, denen unter geregelten Umständen lebende Damen unterworfen zu sein pflegen, welche aber die Göttinnen der Theaterwelt am Wenigsten geniren. Bei Schauspielerinnen pflegt man nicht zu fragen, ob sie Mädchen oder Frauen seien. Das ist dort bereits ein überwundener Standpunkt, und wird nicht strenge genommen. Es gibt aber unangenehme Leute, die das Gesetz als Vormunde bezeichnet, und zu gleichen unangenehmen Fragen berechtigt ... Sie werden sich vielleicht noch erinnern, daß in diese Woche der Jahrestag fällt, an welchem Ihre unglücklichen Eltern an einem und demselben Tage eines so traurigen Todes gestorben sind. Ihr seliger Vater hat in das Komitatsarchiv ein Testament hinterlegt, auf dessen Couvert geschrieben steht: „Nach einem Jahre zu öffnen.“ Der Inhalt dieses Testamentes wird Ihnen wohl bekannt sein, da meine selige Schwester denselben Ihnen mittheilte. Aus ahnungsvoller Besorgniß, deren prophetische Worte die Zeiten bereits bewahrheitet, haben Ihnen Ihre Eltern verboten, mit einem Manne in Verbindung zu treten, über dessen Haupte die Hand des Fatums schwebt; und haben Sie für den Fall, als Sie dessen Gattin werden sollten, e n t e r b t. Sie haben aber eine sehr geschickte und spitzfindige Art zur Eludirung die=

ses Testamentes gefunden. Sie dachten: ich wähle weder das Eine, noch das Andere, sondern werde Schauspielerin und behalte Beide, die Erbschaft und meinen Geliebten. Dies fällt dort bei Ihnen gar nicht auf, man kann sogar vor der Welt, auf dem Theaterzettel den Namen eines Jemanden führen, ohne daß das Gesetz oder der Altar etwas davon wüßte. Es wäre dies ein ganz hübsches Manöver, wenn nicht auch andere Leute Verstand hätten. Bei Ihnen ist Lávay ein täglicher Gast; er besucht Sie auf der Bühne, Sie dutzen einander, spazieren Arm in Arm u. s. w. Vor der Welt gibt es kein Geheimniß. . . . Nun aber rufe ich Sie im vollsten amtlichen Ernste auf, binnen vier Tagen mir darüber Bescheid zu geben: „ob Sie die Gattin Lávay's sind oder nicht? . . . Und wenn Sie es nicht sind, sind Sie gewillt, ihn von sich zu entfernen oder nicht?" . . . Wenn Sie Béla Lávay weder heirathen, noch sich von ihm trennen wollen, dann erkläre ich Ihnen mit fester Entschlossenheit, daß ich meiner Pflicht nachkommen werde, um einem Skandale, welcher mich verwandtschaftlich nahe berührt, ein Ende zu bereiten!"

Die Seele Judith's war niedergedrückt von diesen Zeilen.

— Welch' eine niedrige Verleumdung welch' eine grausame Kabale! . . .

Das ist also der Nimbus des Theaters?! .

Eine jede Knospe darf ihren Busen dem Sonnenstrahle entfalten; ein jedes Mädchen darf im Geheimen seufzen, einem jeden Herzen ist es erlaubt zu schwärmen, nur einer Schauspielerin nicht, denn sie wird dadurch ehrlos. Wenn eine Dienstmagd sich unterm Thore mit einem jungen Manne unterhält, sagt man: sie ist seine Braut; wenn es eine Schauspielerin thäte, würde man sagen, sie ist seine . . . . „Geliebte“.

Was nun beginnen, wohin sich flüchten?

Soll sie den Brief Béla zeigen? . . . Nie!! . .

Es würde ihn zur Rache reizen, ihn einer Gefahr aussetzen . . . und was das Wichtigste, ihn davon belehren, was die Welt spricht, und ihn dazu bemüssigen, es gut zu machen. . . Ach; das ist unmöglich. Dieser Gedanke paßt nicht in den Rahmen dieser stolzen, klaren Seele. Und demnach darf sie die Drohung Fertöy's nicht in Erfüllung gehen lassen! . . Ach, wie theuer wäre hier ein guter Rath! . . .

Da trat die Tante in das Zimmer. Man sah es ihrer Miene an, daß sie etwas Unangenehmes zu berichten habe, aber sie weiß die Sache nicht wo anzupacken.

— Liebe Judith . . . begann sie endlich, das Wort erhaschend; — ich habe heute eine prächtige, ganz für Dich passende Wohnung gefunden.

— So? . . Sie haben mir eine Wohnung gesucht? . . .

— Nun, Du weißt ja, diese ist Dir zu eng, und im zweiten Stocke; sie ist für Dich zu einfach, . . bist eine sehr hervorragende Künstlerin, es gebührt Dir schon eine elegantere Wohnung. . .

Judith schlug die Augen nieder und schwieg.

— Das ist die Wirkung des zweiten Briefes, dachte sie, Fertöy schrieb auch der Tante, um sie mit seinen Drohungen zu erschrecken. Die Tante will mich nun entfernen, um nicht in Skandal hineinbezogen zu werden.

Ist also mein guter Ruf dahin gekommen? So viel kostet ein freundliches Lächeln, ein Händedruck? . . . Und alles dies darf Béla nicht wissen.

Soll ich ihn also verlassen? . . Soll ich meiner Dienerin den Auftrag geben, daß wenn er kömmt, sie ihm antworte: es sei für ihn Niemand zu Hause?! . .

Judith hatte keine Zeit sich selbst Antwort zu geben.

Die Thüre ging auf, und herein trat Béla.

Und als ihn Judith erblickte — lächelte sie ihm eben so freundlich zu, drückte ihm eben so zärtlich die Hand, als damals, wo sie noch nicht wußte, welchen Preis sie dafür geben müsse. . .

— Hast Du Zeit mit mir zu kommen? — frug Lávay zärtlich.

— Mit Dir zu gehen?

Und es fiel ihr ein: mit Dir über die Gasse zu gehen, daß man sage, ich sei Deine .. Geliebte ... doch setzte sie hinzu:

— Ja; wohin willst Du mich führen.

— Es gilt eine Spazierfahrt. . .

— Ach zu Wagen! Tante wird mithalten.

Diese beeilte sich aber zu antworten, daß sie keine Zeit habe.

— Also allein! . . .

Und Hunderte werden mich sehen und sagen: es ist wirklich so! . . . dachte Judith.

— Ich gehe mit Dir! . .

Sie nahm ihren Hut und ihren Shawl, grüßte die Tante, welche den Gruß sehr kalt erwiederte, dann nahm sie Béla's Arm und ging.

Lávay half ihr in den Fiaker, welcher vor dem Thore stand, und stieg dann ebenfalls ein.

— Du weißt ja wohin? — rief er dem Kutscher zu, und der Wagen brauste von dannen.

Judith hatte nicht einmal den Schleier über ihr Gesicht herabgelassen.

Béla griff nach ihrer Hand; sie zog dieselbe nicht zurück.

Im Innern dachte sie aber:

„Wenn dein Herz wirklich die entsprechende Hälfte des meinigen ist; wenn deine Seele und meine wahrhaftig eins sind, dann muß dein Herz durch meine und deine Hand erfahren, was ich jetzt denke; und wenn du jenen Gedanken fühlst, der mir jetzt so wehe thut, dann ist es unmöglich, daß nicht deinem Auge eine Thräne entrinne.

Und als sie bei diesem Gedanken krampfhaft die Hand ihres Geliebten drückte und unversehens einen Blick auf sein Antlitz warf, sah sie in seinen Augen zwei helle Thränen erglänzen.

Aber es waren dies keine Thränen des Schmerzes, denn er lächelte dabei.

— Judith, meine Liebe! ... weißt Du wohin wir gehen? — frug er mit bewegter Stimme.

— Wohin?

— In die Kirche ..... zur Trauung.

In demselben Moment hielt der Wagen vor der Kirche.

Ist es also doch eine Wahrheit, daß eine Seele der andern antwortet? .....

Vor der Kirchenthüre wartete Pußtafi und der kleine, hinkende Assistent, welcher Judith an jenem denkwürdigen Tage seinen Regenschirm geliehen. Diese beiden sollten die Beistände der Zeremonie sein.

Diese letztere war still und kurz. Außer dem Beamten war Niemand in der Kirche zu dieser ungewohnten Stunde, als der Seelsorger,

der Kirchendiener, und ein altes Bettelweib, welches an den Stufen der Kirche wohnte .....

..... Und Gott .....

Wer möchte es glauben, wie viel Poesie eben in der Prosa des Lebens liegt!

Wenn der junge Gatte seine junge Gattin von der Hochzeit in seine bescheidene Wohnung führt und den zärtlichen Arm um ihren Nacken schlingend, sie in den Räumlichkeiten herumführt: „Hier ist die Küche, hier die Speiskammer; in diesem Kasten steht das Service, dort das Geschirr; hier dein Schemelchen vor dem Armstuhl dein Teppich vor dem Bette; bei diesem Schreibtisch arbeite ich, deinem Porträt vis-à-vis; — das sind die Blumen, welche Du liebst — hier die Bücher, welche Du gerne liest; die Fenster gehen auf den Garten .... Wir sind zu Hause." Immer „wir" und nie „ich", nie „du".

Das glückliche Doppelleben, der „königliche Plural" beginnt, der Eigenname hat aufgehört zu sein.

Und in diesem Labyrinthe der prosaischen Kleinigkeiten findet die Seele doch ihre unerschöpfliche Poesie; das plumpste Geschirr scheint zu lispeln: wie muß dich jener Mann geliebt haben, der auch an so etwas dachte, der während den Stürmen, welche ein Land zu vernichten drohen, jenen Privilegien des Mannes entsagte, welche ihn über die häusliche Prosa des Fami=

lienlebens stellen; der entgegengesetzt jede Kleinigkeit herbeischaffte, um dann, wenn er seine Braut heimgebracht, sagen zu können: „Du bist zu Hause!“

Judith trug ein kleines Medaillon an ihrem Busen. Die eine Seite barg das Porträt eines Mannes, die andere das einer Frau.

Der Mann war Béla, die Frau ihre Mutter.

Als sie von Béla nicht gesehen werden konnte, zog sie das Medaillon aus dem Busen und küßte zuerst das Portät ihres Gatten, dann jenes ihrer Mutter, indem sie bei Letzterer sprach: „Siehe, Mutter, ich bin glücklich!“

— — — — — — — — — — — — —

Béla hatte auch einen Hochzeitsschmaus arrangirt. Der Gäste waren nicht viele da: Pustafi, der kleine, hinkende Arzt — Melchior Glanz — ein braver, ungarischer Junge aus der Zips, dann die Tante Gyöngyi.

Letztere behauptete, Alles im voraus schon gewußt zu haben; die wunderlichen Einkäufe Béla's hätten sie ja dazu bewogen, die Aeußerung bezüglich der neuen Wohnung zu thun. . . . . . Judith fühlte die Unwahrheit heraus; aber das Ganze war so geschickt vorgetragen, und die Tante war sonst eine so gute Seele, daß man ihr unwillkürlich eine goldene Brücke überlassen mußte, über welche der geschlagene Gegner sich zurück-

zuziehen pflegt. — — — Selbst die kleine Lerche hängt mit ihrem Käfig im Fenster und singt dasselbe Volkslid, welches die Lerche Judith's sang. Wie viel hatte Béla zu thun gehabt, bis er ihr's einlernte, daß es einen so ernsten Mann nicht verdrießt, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen. . . . .

Derselbe Vogelsang weckt Judith aus ihren Träumen, welcher sie zu Hause zu wecken pflegte; und der Morgenstrahl der Sonne stiehlt sich mit eben denselben Schattirungen in ihr Gemach, wie er sich durch die Akazien ihrer früheren Wohnung stahl. . . . Alles war so, nur die Träume waren glücklicher. . . . .

Als Judith aus dem ersten Schlafe ihres neuen Lebens erwachte, drückte sie das Medaillon mit den zwei Porträts an ihre Lippen und lispelte: „Siehe, Mutter, wie glücklich ich bin."

Doch die Zeit muß vorgerückt sein, denn Béla ist schon fort, er muß zeitlich aufgestanden sein. . . .

Vielleicht dachte er mich noch als Schlafende zu überraschen, und mit einem Kuße zu wecken; wie wird er erstaunt sein, wenn ich ihm schon angekleidet entgegeneile.

Judith kleidete sich schnell an, und trat in das Zimmer ihres Gatten. Dort war Niemand mehr; die Kerze brannte jedoch noch immer auf dem Tische. . . .

Judith beeilte sich die Kerze auszulöschen, doch trat sie betroffen zurück, als sie einen Brief dort erblickte, mit der Aufschrift:

„An meine Judith!“

Dies war schwer zu erklären. Mit zitternden Händen erbrach sie den Brief, und las:

„Geliebte meines Herzens! Du ahntest es kaum, daß, als Du mich zum letzten Male küßtest, dies Dein Abschiedskuß gewesen sei. Ich habe Dir gelobt, daß ich Dich nie verlasse, und siehe, kaum ist noch ein Tag verflossen, und ich habe schon meinen Schwur gebrochen. Der Trompetenschall, welcher Dich aus Deinem Traume wecken wird, gilt mir, ich ziehe mit meinen Kameraden in's Lager. Ich finde keine Entschuldigung, Du wirst eine für mich suchen. Ich wollte den Tag unserer Trauung und den Ablauf des Trauerjahres erwarten; die blutdürstige Zeit wartet aber nicht.... Gestern war der letzte Tag daher die fast überstürzte Eile..... Heute marschire ich ab..... Der Name, den ich Dir gab, darf keine Makel bekommen; ich gehe. Du wirst auf mich warten und mich lieben.... Gott mit Dir und meine ewige Liebe. Dein Béla.“

Judith taumelte mit dem Briefe in der Hand in ihr Zimmer zurück, warf sich auf ihr

Witwenlager, und weinte, weinte lange, wie nur ein Weib weinen kann.

Ueber ihrem Bette hing das Porträt ihres Gatten in einem kleinen runden Rahmen; sie nahm es von der Wand und küßte es tausendmal: ob nicht mehr Thränen als Küsse auf das Bild fielen?... Wer weiß es, wer konnte das zählen?!

Dann saß sie lange mit gefalteten Händen und das Bild betrachtend ... sie trocknete zuweilen die langsam herabperlenden Thränen, und als das Bild ihr so traulich zulächelte, wie Einer, der den auf sich gerichteten Blick nicht scheuet, da wiegte sie langsam ihren schönen Kopf und lispelte:

— „Recht hast Du gethan: so mußtest Du handeln."

Dann löste sie eine Epheuranke von ihrer Blumenetagère, wand dieselbe zu einem Kranze, umrahmte damit das Bild und hing es wieder so an die Wand.

Ein Weib, dessen Gatte beim Grauen des Morgens nach der Hochzeitsnacht auf dem Trompetenruf ins Feld des Todes zog!

Dann stärkte sie ihr Herz, ging in das Arbeitszimmer ihres Gatten, setzte sich an den Schreibtisch, auf welchem die Kerzen noch immer brannten, nahm die Feder, welche Béla dort liegen gelassen, und schrieb zwei Briefe.

Den einen an Béla, welcher nicht viel ent=

hielt, vielleicht nur die Worte: „ich liebe Dich, ich bete Dich an, meine Seele folgt Dir überall hin.“

Der andere war an Fertöy gerichtet.

„Mein Herr!

Ich beantworte Ihren Brief mit der Anzeige, daß ich die Gattin Béla Lávay's bin. Ueber mein Vermögen können Sie nach Belieben verfügen, aber meinen guten Ruf dürfen Sie nicht antasten. Dies verbiete ich mir. Dies sind meine letzten Worte an Sie in diesem Leben. Ich erwarte keine Antwort, werde auch keine annehmen. Judith Lávay.

So.

Dann steckte sie beide Briefe in Couvert's und versiegelte sie . . . Wohin sie den Brief an Béla richten solle, wußte sie noch nicht.

Dann erhob sie sich, athmete auf, und blickte mit ihren großen dunklen Augen in die Höhe, als wollte sie hiemit sagen, daß von nun an das schwere Los zweier Menschen ihren Schultern aufgebürdet ist; und dennoch sagte sie in ihrer Seele: Mutter ich bin glücklich! . . .

Die Kerze blieb auch jetzt brennend auf dem Tische. . .

Hatte auch sie es so vergessen? oder daß sie gedacht hatte: was Du angezündet, kann i ch nicht löschen.

— — — — — — — — — —

Glaubt Ihr etwa, daß solche Dinge auf der Welt nicht vorkommen? daß es nicht geschehen konnte, daß junge Gatten am Tage ihrer Trauung dieselbe Gattin verließen, und dem Kanonendonner nachgingen? . .

Wer da zweifelt an der Wahrheit des Gesagten, komme zu mir, und ich werde ihn zu jenen Gräbern führen, unter denen solche Helden ruhen.

Eine Stadt in der Festung.

Wenn man in jenen Zeiten in den Donaugegenden reiste, konnte man vor den Dörfern eine Menge Bauersleute sehen, wie sie in Reih und Glied aufgestellt, mit hölzernen Gewehren militärische Exerzitien auf das Kommando anderer Bauersleute vornahmen, marschirten, schwengten, zielten, als wären sie wirkliche Soldaten.

„Rechts schaut! Links schaut! Schultert das Gewehr! Marsch! Halt!" so schallte es von allen Seiten.

Ging man über die Brücke in die Stadt, welche auf beiden Seiten von der Festung umgeben ist; so begegnete man in jeder Gasse geordneten Haufen mit hellblauen Dolmány's bekleidet, den Tschako auf dem Kopfe; die hatten schon wirkliche Flinten; freilich altmodische, noch mit Feuersteinen versehene; auch diese machten Kriegsübungen.

Wieder erscholl es: Rechts schaut!" Links schaut! Schultert das Gewehr! Marsch! Halt!"

In den geräumigen Schulhöfen machten die Kinderschaaren militärische Uebungen, nach dem

Beispiele der Alten, mit hölzernen Flinten; die Anführer Papier-Tschako's auf dem Kopfe. Jeder, Vater, Großvater, Sohn und Enkel üben alle das: „Rechts schaut! Links schaut! Schultert das Gewehr! Marsch! Halt!"

Das Bild der stillen, ruhigen Stadt ist ganz verändert. Die Frauen halten Reden, Die Männer klirren mit den Waffen, die Wagenbesitzer üben ihre Pferde auf's Kanonenziehen ein.

Nur Major Kolbay ist der Alte geblieben.

Derselbe Hußár-Dolmány, dieselbe steife Kravatte, dieselbe Weltanschauung sind ihm noch jetzt eigen.

Auch jetzt durchschreitet er so steif die Gassen, ohne Stock, was für einen Soldaten, hauptsächlich für einen Hußaren, eine Schande wäre; er schaut weder nach rechts noch nach links; er beachtet die an ihn vorübereilenden Nationalgardisten = Banden kaum, als ob sie für ihn gar nicht existirten; nur hie und da schüttelt er das Haupt, wenn er an eine Barrière gelangt, die jetzt mit den Nationalfarben angestrichen ist, vielleicht auch nur darum, weil die Farben noch frisch und auffallend sind.

Der alte Herr disputirt mit Niemandem, läßt jeden sprechen und thun, was ihm beliebt; stellt sich der Fluth nicht entgegen, daß er nicht mit ihr schwimmt, das hält ihm Niemand vor. Wie er so ruhig in der Nähe der Häuser hin-

schlendert, damit Niemand an ihn stoße, kommt ihm eine lärmende Gestalt entgegen. Ein grüner Dolmány, ringsherum feuerroth verbrämt, bis an den Ellbogen goldgeschnürt; voll goldener Posamentirung; auf dem grünen Csáko eine ungeheure Adlerfeder.

Man würde unsern Freund Bársing so kaum wieder erkennen. Er hat auch einen Säbel, und dieser macht ungeheuern Lärm, wenn er durch die Gasse schreitet; außerdem stecken zwei Pistolen in seinem Gürtel.

Nicht weit ist das Haus der Frau Lávay; die alte Dame ist zum Thore herausgekommen, um nach dem klirrenden Ritter zu schauen; denn es ist wirklich der Mühe werth, ihn anzusehen. Sie sieht, wie er mit dem ihm entgegenkommenden Veteranen zusammentrifft, und hört, wie nach kurzer Zeit zwischen den Beiden ein großer Lärm entsteht; anfangs als ob sie blos raisonnirten, später fängt das Gespräch an gröber zu werden; endlich stößt Kolbay voller Aerger Bársing von sich, und geht herwärts, während jener hinwärts geht, sich umkehrend und dem Alten mit der Faust drohend.

Der Veteran geht brummend bis an's Ende der Gasse. Er sprach in sich hinein — doch so, als richtete er seine Worte an Jemanden.

— Schaut den nichtsnutzigen Naseweisen an! er wagt es, so mit mir umzugehen.

— Was ist Ihnen geschehen, tapferer Herr Major? — fragt die alte Dame den an ihr Vorübereilenden.

— Was? Ach! Sie sind's, meine Liebe? Guten Morgen! So ein Taugenichts! Haben Sie das gehört?

— Ich hörte, daß Sie einen großen Lärm machten. Was hatten Sie mit dem Grünspecht?

— Hahaha! Sie haben recht. Wahrhaftig ein Grünspecht.

... Stellen Sie sich vor, mein Kind, ich gehe schön ruhig an der Mauer, da tritt mir dieser Säbelschepperer plötzlich entgegen, gibt mir einen vertraulichen Schlag auf die Schulter und ruft: Servus, Alter! ...

... Servus, Alter?! .. Ich?. Mir das?! .. fragte ich ihm; Amice, Sie scheinen zu glauben daß wir miteinander Schweine gehütet haben! .. Worauf er mir antwortete, daß sich Soldaten zu dutzen pflegen ... Ja, die wirklichen Soldaten, aber was sind S i e? ... Er meinte, er sei Unterverpflegskommissär ..... So, also Kommisbrod-Kommissär? Gott befohlen, gehen Sie ihrer Arbeit nach. Schauen Sie, daß Ihre Leute nicht verhungern und Sie fett werden ... Da packte er mich beim Arme, und sagte: es sei die Pflicht eines jeden Patrioten Dienst zu leisten, auch die meine; ich solle daher nur den Schießprügel nehmen, und über Nacht auf die Wache, auf Pa=

trouille gehen, wie es andere Leute thun; morgen aber hinaus, auf dem Monostorer Berg, um Schanzen zu graben ..... Ich auf Wache gehn, mit einem Schießprügel mich in die Reihen des Fußvolkes stellen und auf Trommelschlag marschiren .. ich der jubilirte Hußären-Major, der den französischen Feldzug zu Roß beendet?! Ich der uralte Edelmann, auf Robot gehen, Schanzen graben?! ..... Aber ich sagte ihm von dem Nichts, nur so viel, daß er einer Katz' befehle! .. Da setzte er sich auf das hohe Roß und rief zornig, jetzt habe er hier zu befehlen, er werde mir schon zeigen, wie man mit solchen verknöcherten Reaktionären umgehen müsse, wie ich einer sei ... Er drohte mir mit Ketten, Gefängniß und Aufhängen! ... Mich aufhängen! Mich, den Edelmann, aufhängen wie einen räudigen Hund ... Donner noch einmal, das war zu viel, und ich stieß ihn mit der Faust von mir, daß er taumelte .. Er droht mir mit Ketten, Gefängniß! .. Er!!! — Hätte ich diese Stadt nicht so lieb, möchte ich heute gehen, um nimmer wiederzukehren. Aber ich kann mich nicht trennen von hier. Ich bin dieses schlechte Pflaster, diese bösen Zungen, und die Pappeln dort drüben auf der Insel so gewöhnt; obwohl ich höre, daß man letztere umhauen wird, um Pallisaden aus ihnen zu machen.

— Wenn sie's brauchen, sollen sie's nehmen in Gottes Namen, — sprach die gute alte Frau

mitruhiger Resignation. — Auch aus meinem Garten haben sie alle Haselnußstreiche ausgehackt, sie sagten, man wird sie zum Schießpulver verwenden. Der Mensch gibt zu solchen Zeiten sein Alles hin.

— Das sehe ich. . 'S ist eine wunderliche Zeit. Ein Jeder gibt Alles hin. Sein kleines erspartes Silber, selbst sein einziges Kind. Auch Sie haben Ihren einzigen Sohn hergegeben? . .

— Und zwar nach dem Tage seiner Hochzeit. Gott hat es so gefügt.

— Hm, — sprach der Alte — wenn er schon mit Gewalt Soldat geworden, dagegen habe ich nichts, hab's auch so gemacht; er hätte aber wenigstens mit mir reden sollen. Ich hätte ihm eine Rekommandation zu meinem alten Regimente gegeben. Habe viele gute Bekannte noch dort. Er wäre Kadet geworden. . . Aber so, nur als Gemeiner eintreten, das ist entsetzlich! . Dort wäre er in ein paar Jahren Lieutenant geworden, hätte sich hieher transferiren lassen oder mit Charakter quittirt, wenn seiner Gattin das Zigeunern von Garnison zu Garnison zuwider geworden war. . . Aber ein Gemeiner ex propriis, das ist zu arg. . .

— Wenn es Gott so angeordnet hat!

— Schon gut, schon gut, mein Kind! . . Gott segne Sie. . .

. . . Welchen Spott man mir zufügte! . . .

Wünsche guten Appetit! .. Er will mir Eisen anlegen lassen, Er! mir! ...

Und der mürrische alte Herr brummte im Nachhausezehen in Einem fort: Mir will Er Eisen anlegen lassen! ..

Frau Lávay kehrte von der Gasse in ihren Hof zurück; in der Küche entstand großer Lärm, die zwei Dienstmädchen hatten sich über ein nationales Gericht, welches eine derselben verspottete, zerkriegt und blutig geschlagen; kaum waren sie zu besänftigen.

— Barmherziger Gott — murmelte die ehrbare alte Frau, nachdem sich der Kampf gelegt, — was wird aus dieser Welt werden. Gestern hat sich das Mastvieh mit den Kälbern zerkriegt, ein Kanarienvogel den andern im Käfig umgebracht, und heute fangen auch schon die Mägde an zu schlagen. Ueberall Krieg, Alles will raufen. Selbst mein Sohn zog in's Feld. ... Auch er ist Soldat geworden, mein Sohn Béla! ... Und doch hab' ich ihn nicht hiezu erzogen.

Dann seufzte sie tief, setzte sich an ihr Tischchen, schlug die „Stunden der Andacht“ auf und begann zu lesen; gewahrte aber bald, daß die Buchstaben vor ihr zusammenfließen; zusammenfließen in den Thränen ihrer Augen.

„Allmächtiger Gott, was bringt Dein Zorn noch Alles über unsere Häupter!“

— — — — — — — — — —

Herr Bärsing aber schepperte stolzirend der Festung zu.

Zwischen der Stadt und den Schanzwerken der alten Festung ist eine kleine Promenade angebracht, welche den stolzen Namen „englischer Park" führt. In der Mitte dieses Parkes ist ein kleiner, mit Bänken und Geländern versehener Hügel, auf welchem in glücklicheren Zeiten die Musikbande zu spielen pflegte. Damals war es Mode, hier zu spazieren. Beim Tage pflogen Ammen und Dienstmägde idyllischen Umgang mit zarteren Soldatenseelen. . . . .

Heute war dieser Park ungewöhnlich zahlreich besucht, auf der Musiktribüne unterhielt man eine sehr lebhafte Konversation, als eben Bärsing hinzukam.

Er wußte es recht gut, von was die Rede war; eben deshalb eilte er hieher.

Eine Anzahl von Nationalgarde-Offizieren, deren Bataillone in der Festung lagen, hielt über einen sehr wichtigen Gegenstand Kriegsrath.

Die Anwesenden waren sämmtlich tüchtige Männer, begeisterte Patrioten, und ganz gewiß auch tapfere Soldaten.

Auch hatten sie sich ganz gewiß mit dem Entschlusse in der Festung festgesetzt, dieselbe, wenn es nöthig, auch mit ihrem Blute zu vertheidigen.

Es gibt aber verschiedene Gattungen des Blutvergießens, welche Einem nicht immer lieb sind.

Auch werden solche Festungen nicht mit solchem Komfort gebaut, daß Derjenige, welcher seine häusliche Bequemlichkeit verlassen hatte, dieselbe hier allsogleich wiederfinden könnte.

Gleich in der ersten Nacht, wenn man noch kaum eingeschlafen, kommen sie schon, um von seinem Blute Etwas zu verlangen. Nicht viel: einen Tropfen, dann den zweiten, den dritten u. s. w.

Man träumt von der Schlacht, erwacht, greift nach dem Gewehr, — findet Niemanden. Man legt sich wieder auf's Lager. Da kommen sie wieder Blut zu verlangen — ein, zwei Tropfen. Man träumt von der Folterbank, wo man gebraten, gestochen wird; man zuckt, schlägt mit Hand und Fuß um sich, fällt schließlich vom Feldbett auf die Erde; der ganze Körper ist voller Blasen. Ein Licht wird angezündet.... der böse Feind ist nirgends....

Sobald man sich aber niedergelegt, ist er, wieder da!....

Und wer ist dieser böse Feind? ... Oh er ist der Fluch großer Städte, Festungen und Kasernen, die amerikanische Geißel, welche Moses noch nicht gekannt, sonst würde er über ihn, als über die achte Plage Egyptens gesprochen haben; dieser Feind ist die — Wanze.

Die Patrioten haben erst bemerkt, was sie in der Festung bekommen haben, als sie d'rinn

waren. Unzählbare Milliarden dieses abscheulichen Ungeziefers.

Die Einwohner kleiner Städte kennen diese Bestien nicht, daher der furchtbare Abscheu vor ihnen, welchen wir selbst theilen.

Die Versammlung berieth daher über nichts Anderes, als daß die Stellung, respektive die Lage in diesen Festungspavillons unhaltbar sei.

Ein Riese, mit silbernem Majorskragen und donnernder Stentorstimme, deklamirte vor dem Dirigentenpulte des Orchesters:

— Meine Herren! Wir scheuen die Waffen des Feindes nicht; wir stürmen dem heftigsten Kartätschenfeuer entgegen, aber beißen, stechen lassen wir uns nicht. Man möge uns mit Hunderttausend Bajonneten angreifen, aber nicht mit ebensoviel Stechnadeln! Wir haben uns freiwillig gestellt, um für's Vaterland zu kämpfen, aber nicht um uns für's Vatertand zu kratzen. Unsern Tod kann die Nation verlangen, aber unsern Schlaf nicht. Seitdem ich hier bin, habe ich nur am Sonntag während der Predigt geschlafen. . . . So muß man rein untergehen! Was nützt uns alle Kriegswissenschaft, was die heldenmüthigste Aufopferung, wenn einem ekelhaften, geheimen Feinde die Helden zum Opfer fallen. — Leonidas kämpfte gegen eine Million Perser, und errang sich eine Berühmtheit; aber er kämpfte nicht gegen eine Million von Unge=

ziefer, wie wir; Nikolaus Zrinyi konnte Szigetvár gut gegen zweimalhundert Tausend Türken vertheidigen, da er nicht ebensoviel Wanzen in seiner Feste hatte. Meine Herren, es ist am Ende gleich, ob wir in der Festung oder in der Stadt wohnen. Wir können deshalb unseren Pflichten getreu nachkommen. Hier und dort braucht man uns, und wenn die Stunde schlägt, werden wir alle auf unseren Plätzen stehen!

Der Redner wurde mit „Éljen's“ begrüßt, Bársing schrie am meisten.

Es wurde nur noch darüber debattirt, wem der Beschluß: daß es von den Offizieren unnütz ist, die Aufopferung so weit zu treiben, mit der Mannschaft in der Festung zusammen zu wohnen, anzumelden sei: ob dem Festungskommandanten, oder dem Kriegsminister?

Es wurde beschlossen, daß die Meldung an den Kriegsminister zu senden sei.

Bis dahin, und in Anhoffnung nachträglicher Genehmigung, werden sich die Offiziere in der Stadt einquartieren. Bársing trug selbst für vier Offiziere seine Wohnung an, was mit allgemeiner Anerkennung aufgenommen wurde.

Von hier schlenderte Herr Bársing in die Festung.

Beim Festungsthore stand ein Nationalgardist in blauer Uniform auf der Wache, das dreizehnpfündige Feuerschloßgewehr drückte ihm

die Schulter schief; hatte sich trotzdem so in die bunte Uniform des Herrn Bársing vergafft, daß er das Präsentiren vergaß, weshalb er auch von dem stolzen Offizier tüchtig niedergedonnert wurde.

Im ersten Hofe konnte man eine Abtheilung Männer in verschiedener Kleidung sehen, die in Reihe und Glied aufgestellt, von einem Manne in blauer Jacke einexerzirt wurden.

Diese Abtheilung bestand aus verschiedensten Leuten. Bauern in Gattien, Bürger in Tuchkleidern, Kommis, mehlbestaubte Müller, Studenten, Schustergesellen, reihten sich in bunter Abwechslung aneinander.

Der Mann, welcher kommandirte, schien den Fünfzigen schon nahe zu stehen; seine hagere, jedoch robuste Gestalt ließ vermuthen, daß er seinen Unterhalt durch Arbeit verdiene; jetzt herrschte auf seinem Gesichte ein seinem Stande angemessener Ernst. Er stand ja vor seiner Abtheilung.

Obwohl es aber die erste Regel der Kriegskunst ist „dreinzuhauen", so scheint es doch nothwendig zu sein, daß man wisse, wie ausschreiten, wie man sich rechts oder links wenden, wie man schwenken, wie das Gewehr halten müsse, um kein Aergerniß hervorzurufen.

In solchen Zeiten erlernt man auch das schnell. Es gab keinen Schmiedegesellen — und diese sind bekanntlich die schlechtesten Geher —

der es nicht erlernt hätte, wenn es ihm Kapor András ein- zweimal gezeigt hatte. Und doch war Letzterer ein Soldat gewesen, auch er hatte seine ganze taktische Wissenschaft von einem Don-Miguel-Korporal erst vorige Woche gelernt; jetzt ist er der Meister.

In seiner Abtheilung gab es einen dummen Ackerknecht, welcher den linken Fuß von dem rechten nicht zu unterscheiden weiß: diesem hatte er dadurch zu Schanden gemacht, daß er ihm zur Unterscheidung seiner Füße auf den einen Stroh, auf den andern Heu band, und so kommandirte: Heu! .. Stroh! ..

Als Herr Bársing in den Hof hineinschepperte, war Kapor András eifrig mit seinen Rekruten beschäftigt, indem er in einemfort rief:

— Eins, zwei! eins, zwei! rechts schaut! links schaut! rechts schwenkt euch! ... Halt! Marsch! Eins, zwei! Heu! Stroh! Nicht aus dem Glied treten! ...

Herr Bársing sah mit hohem Wohlgefallen den Evolutionen zu, und wartete bis Kapor von irgend einem Sturmlaufen zurückgekehrt sein wird, da er nicht Lust hatte, ihm nachzulaufen.

— Bleiben Sie steh'n, auf ein Wort, Kapor!

— Feldwebel Kapor! Feldwebel zu Diensten! ... sagte dieser, sich in die Brust werfend und militärisch salutirend.

— Also Sie üben fleißig Ihre Rekruten ein? . .

— Ja, so ist es, so ist es! . . . zu Diensten.

— Ich wollte Sie um etwas bitten.

— Stehe zu Diensten, zu Diensten! . . .

— Sie haben noch Ihre Pferde, Herr Kapor, nicht wahr?

— Zu Diensten, sie führen Steine für die Fortifikation.

— Ich möchte gerne nach Totis reisen. Könnte mich Ihr Wagen nicht dahin führen?

— Kann geschehen. Ich bin bereit.

— Wann könnten Sie mit den Pferden kommen?

— Nach zehn Monaten und fünfzehn Tagen.

— Sind Sie verrückt?

— Durchaus nicht . . .

— Wollen Sie mit mir Spaß treiben, oder was? Haben Sie an die schuldige Subordination vergessen?

— Eben an diese halte ich mich. Denn, als ich vor sechs Wochen als Freiwilliger auf ein Jahr in die Festung kam, habe ich den Eid geleistet, diese Festung während dieser Zeit ohne Befehl nicht zu verlassen; darum werde ich vor zehn Monaten und fünfzehn Tagen keines Menschen Kind nach Totis fahren.

Damit machte Herr Andreas Kapor ein rasches „Halb rechts“, kommandirte ein furchtbares „Habt acht!“ ein noch furchtbareres: „Fällt das Bajonnet!“ und stürmte mit seinem Zuge davon, daß ihm Bärsing kaum mit den Augen folgen konnte.

Die Besatzung der Festung bestand zu jener Zeit aus einer sehr geringen Anzahl regulärer Truppen; es wurde daher ein Bataillon Nationalgarde dahin beordert, welches meist aus Städtebewohnern bestand.

Allein dieses, in die Festung eingenestete Bataillon vermehrte sich wunderbar auf unmerkliche Weise. . . .

Das ging so zu: Eine Abtheilung des Bataillons marschirte täglich mit klingendem Spiel entweder an das Donauufer oder auf die Insel, um Feldübungen vorzunehmen. Diese Uebungen pflegten stets viele Bewunderer zu haben.

Solche Bewunderer wurden nun von Kapor und anderen lustigen Patrioten während des Heimmarsches umrungen; da hieß es dann: Herr Gevatter, Herr Schwager, kommt Ihr mit uns, da drinnen gibt's ein lustiges Leben; der Bataillonskommandant konnte es sich dann freilich nicht erklären, wie es komme, daß die Reihen bei jeder Aufstellung länger werden? Die Leute müssen aus dem Boden wachsen, meinte er.

Und doch war die Sache natürlich, der Eine

kam dem Andern zu liebe; der Zweite, Dritte aus Patriotismus, aber sie kamen . . . . .

Unter den Leutchen war Andreas Kapor ein förmliches Orakel, zugleich aber auch, wie wir soeben gesehen haben, ein strenger Soldat.

Als Bársing den Platz verließ, führte Kapor seine Uebungen weiter aus, indem es sein unabänderlicher Entschluß war, die Rekruten bis Schlag zwölf Uhr in den Rudimenten der Kriegskunst zu unterrichten.

In einem Momente der Ruhe trat Gevatter Schlosser aus Reihe und Glied, und meldete, respektvoll salutirend, daß es vom Thurme der kalvinischen Kirche soeben zwölf geschlagen habe. Kapor war jedoch ein rechtgläubiger Katholik, und antwortete, daß der kalvinische Thurm nichts mit der Mittagszeit zu thun habe; diese werde anderswo bestimmt. Da fing die Glocke der St. Johanneskirche zu schlagen an. Man zählte die Schläge, es waren deren dreizehn.

— Na, das kann nicht richtig sein! rief Kapor, und in dem Momente ertönte es auch vom Kirchthurme der St. Andreaskirche. . . . . Das soll authentisch sein. Man zählte . . . Hier schlug es gar vierzehn! . . .

Die Leute sahen einander betroffen an. Das war kein Mittagsgeläute, kein Stundenschlag . . . das ist Feuerlärm! . . .

Eine plötzlich emporwirbelnde Rauchsäule

zeigte, daß die Glocken die Wahrheit verkündeten. Sechs Kanonenschüsse wurden auf der Allarmbastion gelöst, während sowohl in der Festung als auch in der Stadt die Trommeln zu wirbeln begannen. . . . . Alles wußte, daß Gefahr im Anzuge sei. Auf den Trommelwirbel traten Soldaten und Gardisten schnell in Reih' und Glied, und schlossen sich einander an. Die Offiziere gingen vor der Front, Befehle austheilend, auf und ab; auch Kapor knüpfte sich das Sturmband seiner Kappe unter dem Kinne fest, und kommandirte seinen Leuten, scharf zu laden und sich nicht aus dem Gliede zu rühren.

Auf der Bastei stand ein Wachtposten, welcher die Stadt übersehen, und über die Ausdehnung der Feuersbrunst den im Hofraume Stehenden Bericht erstatten konnte.

— Das Feuer brach in der Megyacsergasse aus! — rief der Posten.

Dort hatte Kapor sein Haus, sein Weib, seine kleinen Kinder wohnten darin; . . ob sie sich retten werden können! . . . seine Pferde, sein Vieh im Stalle, wird es nicht zu Grunde gehen?

Kapor lehnte sich auf sein Gewehr und seufzte leise:

„Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, gepriesen sei sein heiliger Name!“ . . .

Die Wache rief abermals:

— Der Wind bläst die Flammen gegen die Stadt.

Gott erbarme Dich unser! . . .

Nach einigen Minuten trug der Wind glühende Funken und heiße Asche auf die Häupter der Garden. . . Es war die Asche ihrer eigenen Häuser. Die Leute fingen an, ungeduldig zu werden: „unsere Häuser, unsere Familien, unser ganzes Hab!?“ . .

Kapor bemerkte die Bewegung und sagte kalten Blutes:

— Wer sich übrigens aus dem Gliede rührt, wird erschossen!“

Niemand rührte sich mehr.

Der Posten rief von Minute zu Minute schauerlichere Nachrichten herab:

— Zwei Gassen brennen schon! Jetzt lodert es an drei Orten zugleich auf . . Das Feuer wüthet schon in der Mitte der Stadt! Auch das Feldspital brennt; von dort schlagen die Flammen hinüber auf das Komitatshaus! Das Feuer wendet sich der Festung zu; die feurigen Funken überschütten deren Dächer.

— Auf's Dach! — rief Kapor, und in einigen Minuten stand die Mannschaft auf dem Dache des sogenannten Pavillons, um es zu schützen.

Es bot sich von hier aus ein furchtbarer Anblick; die Stadt schien ein Meer mit flam=

menden Wogen zu sein. Der Wind steigerte sich zum Orkan, der Wirbel erfaßte die Feuergarben und trug sie hoch gegen den Himmel empor.

Aus dem Rauch- und Feuermeere ragten die Thürme der Kirchen und des Rathhauses wie schauerlich brennende Fackeln empor; sechs Thürme stürzten zugleich, nur der siebente stand noch unversehrt und ließ sein trauriges Geläute ertönen.

In einer Stunde brannten drei Viertheile der schönen Stadt; das entfesselte Element schlug auf das jenseitige Ufer des breiten Flußes hinüber, verzehrte die Brücken und das gegenüberliegende Dorf.

Zu diesem höllischen Schauspiel gesellte sich noch der Verzweiflungsschrei des Entsetzens, die herzzerreißenden Hilferufe, das Weinen und Schluchzen der Kinder und Weiber, welches weder das Prasseln der Flammen, noch das Hohnlachen des wüthenden Orkans übertäuben konnte.

Und Diejenigen, die am meisten zu verlieren hatten, die dieser furchtbare Anblick am schmerzlichsten berühren mußte, diese Männer standen auf den Dächern der Festungspavillone und schützten dieselben unter dem feurigsten Sprühregen. Sie hörten es nicht, wie die Ihrigen da drunten weinten und jammerten.

Kapor saß auf dem Dachgiebel des Pavil-

lons, wie auf einem riesigen Rosse, und murmelt in sich hinein:

Jetzt brennt das Komitatshaus, jetzt das Stadthaus; nun ergreifen die Flammen das Dach der Kirche, beide Thürme brennen schon, nun brennt die ganze Donaufronte, die Brücken, die Mühlen, Schiffe und Flöße, welche rauchend und knisternd die Donau hinabschwimmen.

Wir werden zu Bettlern. Ich und Andere, Alle. Dennoch vergessen wir unsere Pflicht und Schuldigkeit nicht . . . Vielleicht wird es einst Jemanden geben, der sich unserer hiefür erinnert.

Und nicht ein Augenlied zuckte ihm, als er dem furchtbaren Schauspiel zusah.

Diesem Tage folgte weder in der Stadt, noch in der Festung eine Nacht. Die sich immer mehr ausdehnende Feuersbrunst ersetzte die untergegangene Sonne; auf eine Meile in der Runde blieb es Licht, die Thürme brannten gleich Fackeln noch immer lichterloh. Keines Sternes matter Schein konnte durch den flammenrothen Purpur des Himmels dringen, nur der Halbmond schwebte oben, wie ein harmloser Kahn auf feurigem Meere . . .

In dieser schauerlich erleuchteten N a cht jagte am jenseitigen Ufer ein vierspänniger Bauernwagen den Almáser Gebirgen zu. Dieses Fu hrwer k nannte man in jener eisenbahnlosen Zeit „Vorspann.“

Im Wagen saß ein Mann in einem grauen Mantel gehüllt, der sich mit beiden Händen an den Wagenleitern festklammerte, und den Kopf jeden Augenblick gegen die brennende Stadt umwendete. Der Feuerschein beleuchtet seine Züge, diese tragen ein solch' dämonisches Gepräge, daß wir es kaum zu bekennen getrauen, dieselben irgendwo gesehen zu haben. Die in die Schreckensszene hineinstierenden Augen scheinen in Blut zu schwimmen, und das aus der Ferne erglänzende, mit Schatten abwechselnde Licht scheint die Zuckungen seiner Züge wiederzuspiegeln.

Manchmal schien es, als rüttelte ihn ein heftiger Fieberfrost, da wickelte er sich enger in seinen flatternden Mantel; bald wieder schien es, als fühlte er die Hitze des eine Meile weit hinter ihm leuchtenden Feuers, und da trat ihm der Schweiß vor's Angesicht, und er begann seine Kleider von sich zu werfen.

Dörfer, Pußten, Brücken bleiben hinter dem Reisenden zurück; er blickt nie vorwärts, immer nur rückwärts, bald auf die brennenden Thürme, bald zum gerötheten Himmel empor, oder auf die Rauchwolken, auf den Fluß, in welchem das Bild der brennenden Stadt meilenweit sich wiederspiegelt.

Von diesem Schauspiel kann er sich nicht trennen, obwohl es scheint, als würde der verzerrte Ausdruck seines Gesichtes sich mildern, je

weiter er sich von dem entsetzlichen Lichte entfernt, und je mehr sich das Dunkel der Nacht über die Gegend ausbreitet.

— Halt! Wer da! — rief es plötzlich vor den Pferden.

Der Reisende fuhr erschrocken zusammen, sein Gesicht, jetzt vom Mondschein beleuchtet, ist blaß wie der Tod.

Jetzt erkennen wir ihn. Es ist Bársing.

Die Vedette der Almáser Vorposten hielt seinen Wagen an.

In jener Zeit gab es am Ende eines jeden Dorfes Vorposten, welche die Reisenden anhielten.

Bársing vermochte kaum mit den zitternden Händen seine Pässe hervorzusuchen. Er stammelte etwas, daß er ein Kourier sei, er müsse schnell nach Pest, man möge ihn passiren lassen. Beim ersten Hause wurde sein Paß visirt. Man frug ihn, was in der Stadt geschehen sei? .. Er konnte keine Antwort geben; die Zähne klapperten ihm... Er deutete mit der Hand nach der Stadt... Sie sahen es! ..

Man spannte frische Pferde vor den Wagen, und Bársing fuhr schnell davon.

Er fuhr in einem Hohlweg, die Gegend begann gebirgig zu werden. Die brennende Stadt verschwand aus dem Gesichtskreise; der Reisende blickte zuweilen zurück, auch die flammenden Thürme

waren nicht mehr sichtbar, sie konnten ihm eben nicht folgen; der Fluß mit seinem schrecklichen Spiegelbilde blieb auch zurück, nur eine blutrothe Wolke über seinem Haupte wollte nicht zurückbleiben, sie flog mit ihm um die Wette; in dieser Wolke konnte er fortwährend schauen, was Berg und Wald verbarg; die Schreckensszene malte sich nun am Himmel ab.

Diese Wolke begleitete ihn die ganze Nacht hindurch.

Am Morgen trübte sich der Himmel, der herabstürzende Regen färbte die Gegend monoton grau.

Der Reisende gelangte in ein Städtchen, welches am Ufer eines kleinen See's lag. Dort zahlte er den Fuhrmann aus, und begab sich in das Gasthaus hinauf.

Ohne zu fragen, öffnete er die Thüre eines Zimmers, in diesem Zimmer befand sich Fertöy.

— Ach, Sie sind angekommen! — rief freundlich der ewig lächelnde Herr. — Wie geht es Ihnen? . .

— Ich friere, befinde mich unwohl, — wortete Bärsing schaudernd.

— Trinken Sie ein wenig Rum, das wird Sie herstellen.

Bärsing ließ sich dies nicht zweimal sagen.

er griff zu; allein vom Rum wurde seine Stimme nur noch mehr heiser.

— Also, was gibt es Neues zu Hause?

Auf das Wort „zu Hause“ fuhr Bärsing erschrocken zusammen und blickte um sich.

— War es nicht bis hieher sichtbar? . . die Stadt brennt.

— Nur die Stadt? — frug der lächelnde Herr.

— Die ganze Stadt: Kirchen, Spitäler. Alles steht in hellen Flammen. Nicht der vierte Theil der Stadt ist unversehrt.

— Hm, wenn der Wind sich wendet, kann auch dieser Theil noch verbrennen.

Bärsing fand es für gut, abermals nach der Rumflasche zu langen.

— Es gibt dort also großen Schrecken, nicht wahr? — fragte Fertöy.

— Oh! — machte Bärsing.

— An das Löschen konnte man natürlich bei dem Sturme gar nicht denken. Sind Sie über die Brücke gekommen?

— Ach nein. Auch diese brennt ja. Ich ließ mich in einem Kahne herüber fahren.

Ueber diese Meldung lächelte Fertöy nicht mehr.

— Was machen unsere bekannten Herrschaften?

— Sie weinen und jammern. Wer denkt bei solcher Gelegenheit an einen Andern, als an

sich selber. Ich sah Frau Lávay, als sie aus ihrem brennenden Hause lief und anstatt ihres Silbers ein Körbchen voll Weizen zu retten suchte.

— Ach! — machte Fertöy abermals lächelnd. Diese Frau hat mich einst beleidigt, indem sie mich interpellirte, weshalb ich mich in die Angelegenheiten der Stadt mische, obgleich ich keinen Besitz in derselben habe. . . . Geschieht ihr Recht.

— Frau von Holdváry wurde ohnmächtig auf den Rosalienplatz getragen, wohin das Feuer nicht drang; auch Fräulein Serafine sah ich ohne Hut über die Gasse laufen.

— Hm! Bin auf ihre Toilette neugierig. Bei solchen Gelegenheiten kann man nicht auf Alles achten.

— Das Komitatshaus schützte man lange Zeit, konnte es aber doch nicht retten.

— Ach! . . Wo werden jetzt die Herren ihre glänzenden Reden halten?

Beim dritten Glase Rum begann auch Herr Bärsing die Sache von der scherzhaften Seite zu nehmen.

— Unter Anderen ist auch das Hargitay'sche Haus zu Asche verbrannt.

Das Lächeln Fertöy's verwandelte sich auf diese Nachricht in höhnisches Grinsen.

— Das ist Judithchens Schaden. Sie wissen, Freundchen, daß ihr der alte Herr, als er sie enterbte, nur dieses Haus ließ, wohin sie sich in

der äußersten Noth zurückziehen könne. Dieses Haus war ihr einziges, letztes Eigenthum.

— Fräulein Judith also?

— Ist kein Fräulein mehr: sie hat geheiratet — sagte Fertöy, den Brief Judith's aus der Tasche ziehend. — Lesen Sie diesen Brief.

Bärsing wurde roth vor Zorn, als er die Zeilen überflog. Er hoffte bisher noch immer, daß Judith unter dem Zwange des Testamentes ihrem Geliebten entsagen, und ihm die Hand reichen werde. Die früheren Ereignisse hatten ihm die Lust keineswegs genommen.

Als er den Brief auf den Tisch niederlegte, dachte er sich: So geschieht's ihr Recht! Möge sie nun Bettlerin, verfolgt und unglücklich sein! Möge sie den Wermuthsbecher bis auf die Neige leeren!

— Nun erübrigt uns nur noch die Eröffnung des Testamentes zu urgiren — knurrte er aus den zusammengepreßten Zähnen hervor.

— Ich habe hiezu bereits alle Verfügungen getroffen — versicherte Fertöy seinen saubern Freund. — Das Testament befindet sich in den Händen des Komitatsfiskals, und wird morgen eröffnet.

— Morgen? . . . die Stadt ist ja verwüstet . . .

Was hindert Sie daran, als mein Stellvertreter bei der Eröffnung zugegen zu sein? Es

wird doch wohl in der Stadt noch einen Platz geben, wo man dies bewerkstelligen kann.

— Aber das Feuer, mein Herr, das Feuer!

— Was geht mich Ihr Feuer an! . .

— Was es Sie angeht? Nun so erfahren Sie es. Wenn das Testament im Komitatsarchive deponirt war, so ist es auch ganz gewiß verbrannt! . . .

Das Lächeln verschwand von dem Gesichte Fertöy's.

Eine sehr knappe Haushaltung.

Der Winter kam, die niedergebrannte Stadt aber war noch nicht aufgebaut.

Dieser Winter war nicht von der Art wie andere Winter zu sein pflegen. In diesem Winter war es, wo hunderttausend und abermal hunderttausend Menschen es für nothwendig fanden, das Land zu Fuß und zu Pferd in Kreuz und Quere zu durchstreifen, in der Nacht auf hartgefrorner Scholle oder im weichen Schnee zu schlafen, während die Hunderttausende weiblichen Geschlechtes ihre Faschingsunterhaltungen darin fanden, daß sie Leinwandstücke in Fäden zerzupften.

Von Tanzunterhaltungen zu sprechen, war heuer nicht Sitte, andere Töne, als die der Musik, begeisterten die Gemüther.

Allein ich will die glänzenden Thaten der Männer nicht schildern, da ich einen Roman schreibe, und in diesem Roman die Geschichte der Frauen, welche gegen einen viel hartnäckigeren Feind kämpften als die Männer, die auch dann noch fortkämpften, als ihre Männer schon zur Ruhe gegangen.

Den Männern gehört die Geschichte, für die Frauen möge der Roman sprechen . . .

. . . Die Ruinen der abgebrannten Stadt hatten noch immer keine Dächer. Wo sind also die Einwohner? Ach! diese hatten gute Ursache, sich nicht zu entfernen, sie verblieben in der Stadt, jedoch nicht zwischen den kahlen Mauern der Häuser, welche keine Dächer hatten; denn da war es nicht geheuer in diesem Winter, wo vom Himmel feurige Sterne herabflogen, welche die üble Gewohnheit annahmen, in die Zimmer der dachlosen Häuser zu fallen.

In einer Ecke der umschanzten Stadt gab es jedoch eine kleine Wiese, wohin die fatalen Sternschuppen nicht zu gelangen vermochten; man nannte sie die Zigeunerwiese; und zwar deshalb, weil seit Menschengedenken die elenden Hütten der armen Zigeuner hier gestanden. Eine Reihe Baracken aus Lehm und Stroh. . . Was Baracken?! . . . Sage Paläste. Wie glücklich, wer in einer solchen Unterkunft findet. Da gibt es ja einen Lehmofen, einen Herd, sogar ein Fenster wo man hinaussehen kann. . . Die Tausende von obdachlosen Bürgern können jedoch nicht alle in denselben unterbracht werden. Nun hilft man sich aber, wie man kann. Viele hatten sich mit ihren Nachbaren zusammengethan und für gutes Geld eine jener hölzernen Hütten erworben, welche von Wiener und Pester Kaufleuten wäh=

rend der Märkte benützt wurden; diese Hütten stellten sie an der geschützten Seite der Wiese neben dem Damme auf, und richteten sich ein, so gut es ging.

In einer solchen Markthütte wohnte die alte Frau Lávay mit der einst so stolzen Familie Holdváry zusammen.

Wer hätte es je gedacht! In den Tagen des Glückes ist es ihnen nie eingefallen, einander zu besuchen. Die glänzenden Piqueniques der hohen Familie konnten gut stattfinden, ohne daß man die alte Frau zu denselben geladen hätte. Als jedoch Beide auf die Gasse gehetzt wurden, sagten sie zu einander: bauen wir uns gemeinschaftlich eine Hütte, und wohnen wir darin zusammen! . . .

So geschah es auch.

Die Markthütte war in der Mitte durch eine bretterne Wand in zwei Theile getheilt; die innere Abtheilung diente zum Schlafzimmer; in der äußeren stand ein kleiner Sparofen, welcher in irgend einem Hause unversehrt geblieben; dieser erwärmte die ganze Räumlichkeit.

Ohne Dienstboten konnte man füglich sein; es gab auf der Gasse genug der Hände und Füße, die Magd oder Knecht ersetzten. Frau Lávay kochte selbst. Hinter der Hütte stand ein kleiner Stall mit Rohrwänden, und mit Laubwerk und Stroh bedeckt; in diesem befand sich

ihre einzige Kuh, welche sie selbst melkte, und von deren Milch sie das Frühstück für die ganze Gesellschaft besorgte.

Frau von Holdváry stand ihr nicht viel im Wege; diese konnte seit dem großen Unglück nur weinen und schlafen. Ließ man sie nur ruhig liegen, so hatte sie weiter keinen Wunsch.

Fräulein Seraphine half jedoch der alten Lávay beim Kochen, und bei sonstigen häuslichen Verrichtungen.

Wie? Fräulein Seraphine am Herde?! . Ja wohl! . . Ihre schönen weißen Hände sind an vielen Stellen verbrannt oder versengt, wie es denjenigen zu geschehen pflegt, welche das Kochen erst erlernen.

Der alten Lávay kostete es gar viel Mühe, um ihre Gehilfin in die Geheimnisse des Einbrennmachens einzuweihen; wie oft hatte sie ihr das theure Mehl verbrannt.

— Ja, mein liebes Kind, — pflegte die Alte sie scherzweise zu schelten — das ist keine Kotillonfigur, — und wenn, während die Alte draußen das Grünzeug putzte, Seraphine drinnen die Suppe überlaufen ließ, da bekam sie eine ganze Vorlesung über Musik, französische Romane, Landschaftmalereien u. s. w. als über Dinge zu hören, derentwegen einem die Suppe über- und davonlaufen könne.

Die alte Frau brummte draußen beständig.

Mama Holdváry dagegen lag, ohne sich zu rühren, in ihrem Bette, ächzte und seufzte ununterbrochen, erfand die verschiedensten Krankheiten und Uebel, als hätte sie an dem wirklichen nicht genug. „Seraphine! — rief sie — mein Fuß ist zu Stein geworden; . . Seraphine! dieses Bett hebt sich immer höher und höher mit mir! . . . Seraphine! . . Es hat mir geträumt, daß, wenn der Feind in die Stadt dringt, er alle Weiber zusammenfängt, diese müssen dann vor ihm gegen die Festungsmauern marschiren, damit die ersten Schüsse die Weiber treffen; wäre es nicht besser, wenn Du mir früher mit dem Küchenmesser den Hals abschnittest?“

Seraphine war inmitten dieses Kreuzfeuers stets heiter und guter Laune. Im Kochen hatte sie zwar der alten Lávay keine wesentlichen Dienste geleistet, umsomehr trug sie aber durch ihren schalkhaften Humor zur Erheiterung ihres Gemüthes bei.

Im Grunde gibt es nichts Scherzhafteres als das Elend.

Wie lachenerregend ist es zum Beispiel, wenn man des Morgens sein Glas vom Tische nehmen will und es an den Tisch gefroren findet; oder wenn man den Schuh anzieht, und an der Spitze desselben ein artiges rundes Loch wahrnimmt, welches ein kleines Mäuschen über Nacht hineingefressen hat. Wie reizt dies die Lachmus=

keln; wenn man vollends bedenkt, daß dies der einzige Schuh auf der Welt ist, der den Beschädigten seinen Eigenthümer nennt. Oder wenn Gäste da sind, und Seraphine wegen Mangels an Löffeln sich des großen Schöpflöffels zum Essen bedienen muß.

Wie? Es gibt noch Gäste?

Allerdings. Es gibt der Bekannten genug, die ihr Leben nicht anders fristen können, als daß sie von Hütte zu Hütte auf Besuch wandern, und heute hier, morgen dort sich zu Mittag laden. — Außer diesen beherbergt die gastfreundliche Hütte noch zwei permanente Passagiere, und zwar Männer, jedoch verheiratete Männer, die es für gut fanden, sich in die Festung sperren zu lassen, den Einen nannte man Herr Stuhlrichter, den andern Herr Fiskal. Der Eine ist mit den Lávay's, der Andere mit den Holdváry's verwandt. Diese Beiden fanden nirgends Unterkunft, Frau Lávay bot ihnen solche an. „Hier ist die Küche, — sagte sie, — da können Sie beide schlafen und über uns wachen.“

Fiskal und Stuhlrichter waren übrigens ganz brauchbare Menschen. Der Fiskal begab sich jeden Morgen in die Festung, wo man Fleisch und Mehl austheilte, ging dann zur Waag hinab um irgend einen Fisch zu requiriren; alles dies trug er sorgfältig nach Hause, um die Küche damit zu versorgen, während der Herr Stuhlrichter

das Abenddunkel benützte, um unter seinem Mantel Holz und Heu herbeizuschaffen. Das Heu dient in der Nacht als — Streu für die Herren, bei Tag aber als Futter für die Kuh.

Wenn sie dann des Abends alle beisammen sind, und theils auf den ungestürzten Schränken, theils auf dem Boden Platz genommen haben, da wird so herzlich über den Jammer gelacht, als wäre das Ganze die beste Anekdote der Welt.

Frau Lávay hatte auch keine andere Sorge, als diejenige, welche sich nach jedem belachten Scherze in einem Seufzer offenbarte: Ach wäre nur mein Béla unter uns! . .

Ja, wenn der auch da wäre!

Dann würde sich der enge Raum zwischen den vier Bretterwänden zum Paradies verwandeln, dann würde dieses irdische Glück so vollkommen sein, daß es nichts zu wünschen übrig ließe.

Wer weiß es aber, wo sich jetzt Béla befindet? Wer weiß es, ob er lebt, welches Schicksal ihn ereilt? Die Welt ist voll der Gefahren. Man hat nur die Wahl, in welche der Gefahren man sich begeben; keineswegs aber, welche man vermeiden will.

Und doch könnte auch er jetzt unter uns sein. Wäre er doch nicht in die Welt gegangen, um sich Ruhm zu erwerben; hätte er doch nicht ein Mädchen geliebt, das zu lieben man ihm

verwehrte; würde er doch seinem Schicksale keinen Zwang angelegt haben!

Solche Gedanken beschleichen die gute Frau, wenn sie nach des Tages Mühen mit Seraphinen noch allein wacht, und ein über das andere Mal den Seufzer ausstößt: Mein armer Béla! . . . Und da fällt stets ein vorwurfsvoller Blick aus den thränenden Augen auf Seraphine, als wollte die Alte damit sagen: „Und an alledem hast Du die größte Schuld; warum vermochtest Du es nicht, ihn an Dich zu fesseln?! . . . Es war ja auch mein Wunsch, daß er Dich liebe. Jetzt wäre er Dein Gatte — und unter uns.“

Und wie wohl thut es ihrem Herzen dann, wenn Seraphine, den stummen Vorwurf verstehend, das Amen auf ihr Gebet spricht, welches sie für ihren Sohn zu Gott gesandt. . . Seraphine hat es ja verstanden, für wen das leise, von Seufzern unterbrochene Gebet zum Himmel gesandt wurde.

In jenen Zeiten war es sehr schwer, etwas über die Abwesenden zu erfahren. Der Postverkehr war gänzlich abgeschnitten. Und wenn es doch einem Kourier nach unsäglichen Mühen und den raffinirtesten Künsten gelang, sich in die Festung zu schleichen, so bildete dies ein seltenes und großes Ereigniß, welches sämmtliche Bewohner der Stadt in Bewegung setzte. Zwei Wochen hatte man denn nichts Anderes zu thun,

als von den Nachrichten zu sprechen, die er gebracht. Solch' ein Kourier wurde hoch geschätzt; man suchte ihn auf, schleppte ihn mit sich, fragte ihn hundertmal über hunderterlei Dinge: was es da d'rüben über der Donau gebe? Wer noch lebt, wer bereits gestorben sei? Ob er diesen oder jenen gesehen, mit ihm gesprochen habe... Er konnte dann erzählen, was er wollte, man glaubte ihm auf's Wort... Solche seltene Posttauben pflegte auch Frau Lávay in ihrer bretternen Behausung zu bewirthen.

Als Frau Lávay die erste dieser Posttauben über ihren Sohn befragte, bekam sie zur Antwort: „der ist gut geborgen, sitzt in der Festung Essegg, dort kann ihm nichts widerfahren.“ Die gute alte Frau war hierüber sehr beruhigt.

Nach einigen Wochen kam ein anderer Bote, auch der wußte von Béla zu erzählen: Er habe ihn in der Umgegend von Schemnitz getroffen, der Arme friere und strapaziere sich zwar viel, sei aber in guter Gesellschaft.

Dieser hatte zufällig die Wahrheit gesprochen; zufällig sagen wir, denn er sprach, ohne es zu wissen.

Nach einigen Wochen kam abermals Jemand, welcher steif behauptete, Lávay sei sammt Pußtafi in Siebenbürgen, was um so wahrscheinlicher klang, als die beiden unzertrennliche Freunde gewesen. Pußtafi sei jedenfalls dort, er hatte ja

auch schon ein Schlachtlied in Siebenbürgen geschrieben.

Die alte Frau bemerkte hiezu seufzend: wenn er nur lieber zu Hause als zu gleicher Zeit an drei Oertern wäre! . .

Es war bereits gegen den Frühling, als es in der Stadt laut wurde, daß abermals ein Kourier auf wunderbare Weise in die Festung gelangt sei. Dieser Kourier war Herr Bársing.

— Diesen werde ich über Béla befragen, — sagte Frau Lávay mißmuthig als sie den Namen Bársing's vernahm. — Dieser Mensch lügt immer. Er würde mir, um mich nur zu kränken, ganz gewiß schauerliche Dinge berichten: daß man meinem Béla den Fuß weggeschossen, daß man ihn gefangen oder gar getödtet hat.

Da kam ihr der Fiskal zu Hilfe.

— Warten Sie, Tante, ich werde ihn aufsuchen, mich kennt er nicht. Wenn ich ihn frage, wird er vielleicht die Wahrheit sagen.

Der Stuhlrichter schloß sich dem Anerbieten an; auch er wollte dabei sein, als testimonium legale.

Kaum waren diese Worte gesprochen, als die kleine vielwissende Blum in die Hütte trat. Ihr Mann bekleidete noch immer sein Amt, nur um einen Grad höher, und mit einem ungarischen Titel. Sie kam eigentlich, um Seraphine auf Nachmittag in ihre Festungswohnung zur

Jause zu bitten, bei welcher auch Herr Bársing zugegen sein werde, und wo sie dann aus erster Quelle die Wunderdinge, die geschehen sind, erfahren könne.

Auch Frau Lávay bat Seraphine zu gehen. Das Wetter sei ja so angenehm, der Spaziergang über den Gombaer-Damm von den tödtlichen Sternschuppen, welche auch bei Tage fallen, sicher. Sogar Mama Holdváry gab ihre Erlaubniß, nur hatte sie Furcht, die Stadt könnte unterdessen erobert, und Seraphine in der Festung zu bleiben gezwungen sein; wie und durch wen könnte man ihr dann Weißwäsche nachsenden?

Man mußte Seraphine nicht lange zureden, sie selbst hatte große Lust, von Bársing etwas zu hören.

Nachmittag kam die Blum abermals um ihren Gast abzuholen, die beiden Neffen, der Fiskal und Stuhlrichter begleiteten sie; während sich die alte Frau vor die Thüre der Hütte setzte, um in der angenehmen Märzsonne die Wiederkehr der Ihrigen zu erwarten.

Sie hatte nicht lange zu warten. Die Leutchen kamen gar bald, und mit einer Eile, als würden sie verfolgt. Die beobachtende Mutter hatte an Seraphinens Gesicht die Aufregung allsogleich bemerkt, während die Herren Neffen ihre Niedergeschlagenheit nicht zu verbergen mochten. Beide waren schlechte Komödianten geworden.

Die alte Frau Lávay ergriff hastig die Hand des Stuhlrichters und frug:

— Nun, was habt Ihr über Béla gehört? . . .

Der gute Mann mit dem runden Gesicht wurde feuerroth über diese Frage. Er kam in die größte Verlegenheit, vermuthlich dachte er daran, daß es ihm als „testimonium legale“ nicht zustehe, etwas zu sagen, von dessen Gegentheil c überzeugt ist.

— Was haben Sie von Béla gehört? Sagen Sie es doch um Gotteswillen.

Da übernahm der Fiskal die Beantwortung der Frage: ihm sind ja Verdrehungen von Amtswegen und diplomatisch gestattet.

— Béla lebt und ist gesund! liebe Tante.

Die alte Frau wollte jedoch mehr erfahren, und paßte mißmuthig auf die karg gespendeten Worte.

— Wo ist er aber? Ist ihm kein Unglück widerfahren?

— Nein, o nein, Unglück ist ihm nicht widerfahren, — riefen beide Neffen, wie aus einem Munde. Man konnte es ihrer Eile ansehen, daß sie etwas verheimlichen oder vertuschen und dem Gespräch eine andere Wendung geben wollen.

— Wenn ihm also nichts widerfahren, warum sprechen Sie nicht mehr über ihn? Er wird wohl nichts Schändliches begangen haben, oder . . feige geworden sein?

Wie ergreifend war diese letzte Frage der alten Frau, welche so für das Leben ihres Sohnes zitterte, und nun mit aufflammendem Gesichte frug, ob er nicht feige geworden.

Die beiden Neffen sahen sich abermals verlegen an, keiner vermochte schnell genug die Frage zu beantworten.

— Nun so sprechen Sie! . . Was hat dieser Mensch über meinen Sohn erzählt?

Abermals übernahm es der Herr Fiskal, die Hauptfrage zu umgehen, indem er unter lebhaftem Achselzucken sprach: Bärsing hätte keineswegs gesagt, daß Béla als Soldat feige gewesen wäre. . . . Das Wort Soldat hatte er besonders betont.

Die Augen der alten Frau füllten sich mit Thränen; sie wußte, sie sah es offen, daß man sie täuschen wollte. Seraphine erbarmte sich ihrer, und platzte mit dem, was sie bisher zurückgehalten, heraus.

— Eh! was ziehen wir mit der Geschichte herum, meine Herren. Bärsing hatte Béla vor einer ganzen Gesellschaft verleumdet. Er sagte: Béla sei Verräther geworden.

— Was? Ein Verräther! . .

Auch das war dazumal Mode, daß, wenn Zweie mit einander in Streit geriethen, der Eine den Andern alsogleich einen Verräther schalt.

— Ja, ja — fuhr Seraphine fort —

Bársing hat erzählt, daß auch Béla zu Denjenigen gehöre, die mit dem Feinde einverstanden sind, die sich immer nur zum Schein schlagen und neben ihren Tschako's weiße Federn tragen, die nach Grafentiteln jagen, und die radikalen und republikanisch gesinnten Offiziere verfolgen. . Die Regierung hätte auch bereits einen Befehl erlassen, daß diese Leute ihrer Porteépée's verlustig erklärt und vor das Kriegsgericht gestellt werden sollen. . . . Das erzählte Bársing mit bunten Illustrationen, und daß er's nicht zum ersten Male erzählt, konnte ich daraus entnehmen, daß es die Anwesenden bereits als alte Geschichte hinnahmen. . . Da Sie, meine Herren, nicht den Muth hatten, Béla zu vertheidigen, war ich genöthigt, den saubern Herrn Bársing zurechtzuweisen: Hören Sie Bársing — sagte ich zu ihm — Sie können Jemanden sehr schön anschwärzen; trotzdem es aber gegenwärtig Niemanden in dieser Stadt gibt, der für Lávay Ihnen gegenübertreten möchte, so rathe ich es Ihnen doch nicht, der alten Lávay unter die Augen zu treten, denn wenn diese erfährt, was Sie über ihren Sohn sprechen, so können Sie sich auf sichere Prügel gefaßt machen. . . .

Die alte Frau drückte die Hand Seraphinen's.

— Das war gut gesagt, mein Kind! und wahr gesagt! . . Wo befindet sich jetzt dieser Mensch?

Der Stuhlrichter erschrack sichtlich.

— Was haben Sie mit ihm vor? Tante.

— Was? was? — stammelte die Alte, ihren abgetragenen seidenen Hut aufsetzend und ihren schleußigen Mantel aus grünem Merino hastig um die Schultern werfend.... Was ich mit ihm will? — murmelte sie während des Ankleidens leise — Was ich mit ihm will... Erschießen will ich ihn, den Schuft! — platzte sie dann heraus, während ihre Augen im beleidigten Mutterstolze Funken sprühten, und indem sie den alten Mantel auseinanderschlug, zeigte sie in dessen Taschen die Schäfte zweier Pistolen.

Bevor die beiden Herren sich von ihrer Ueberraschung erholt hatten, war die bewundernswerthe Frau schon auf der Gasse und schritt eilig der Stadt zu.

Die Männer liefen der Frau nach, um sie zu beschwichtigen, diese wies sie zornig zurück.

— Gehen Sie und schauen Sie nach, daß die Milch nicht überläuft. Wenn Sie nicht Männer waren, wo es galt, Mann zu sein, werde i ch diese Rolle übernehmen. Ich verlange nach Ihrer Hilfe nicht, werde den Menschen schon selbst finden, über das Wasser wird er nicht geflogen sein.

Die beiden Männer blieben betroffen

zurück. Die aufgeregte, lärmende Frau hatte bereits die Aufmerksamkeit der Patrouillen auf sich gelenkt.

Sie folgten der alten Frau aus der Ferne, hoffend, daß man sie nach sechs Uhr ohnehin nicht mehr in die Festung einlassen werde.

Eines der abgebrannten Häuser, welches vor den Belagerungsgeschossen sicher war, hatte man mit einem provisorischen Dach versehen und als Kaffeehaus eingerichtet. Dies war der einzige damalige Versammlungsort sowohl der Einwohner als der Eingewanderten. Die alte Frau eilte durch die dunklen, mit Trümmern bedeckten Gassen gerade auf dieses Haus zu.

Ihre heimlichen Begleiter konnten sie gut sehen, wie sie in das Kaffeehaus trat.

Die ehrsame bejahrte Dame, welche noch nie das Innere eines Kaffeehauses gesehen, stürzt sich in ein mit fremden Männern und Soldaten angefülltes Lokal, um dort ihren Beleidiger herauszusuchen und Genugthuung von ihm zu fordern! .. Sonst würde sie nicht um alle Schätze der Welt auch nur einen Kaffee dort genommen haben.

Mitten in diesem großen Lärm und Tabakqualm, unter so vielen fremden Gesichtern, würde auch ein Anderer sich schwer zurecht finden. Frau Lávay brauchte Zeit, bis sie einen Kellner in dem

Gewirre erhaschen konnte, welcher vierzehn Gläser auf einer Tasse balancirte.

— Kennen Sie Herrn Bársing?

— O ja! Gerade jetzt ging er in's Spielzimmer! . . .

— Ich bitte Sie, mein Lieber, ihm zu sagen, daß Frau Lávay hier sei; . . . er möge sich heraus bemühen, wenn es ihm aber zu viel Mühe kostet, werde ich zu ihm hinein gehen. — Der Kellner that, wie ihm gesagt wurde.

Nach einigen Minuten kehrte er kichernd zu Frau Lávay zurück, welche ihn in einer Ecke des Zimmers an der Mauer lehnend, erwartet hatte.

— Ich möchte wohl bitten — sagte er — ist Herr Bársing nicht Ihr Schuldner?

— Nein. Weshalb?

— Weil er, als ich ihm sagte, Frau Lávay wünsche ihn zu sprechen, allsogleich vom Tische sprang, und mich zu sagen beauftragte, er sei schon in die Festung gegangen, worauf er durch die kleine Thüre davon lief. Ich glaube kaum, daß Sie ihn noch einholen können. . .

Der Kellner und einige Umstehende lachten über den Scherz, während Frau Lávay sich schnell auf die Gasse begab und in der Richtung, welche Bársing genommen haben mußte, davon eilte.

Sie, die sie dreißig Jahre in der Stadt gewohnt, und noch nie die Richtung nach der Festung eingeschlagen, nie einen Soldaten ge=

sprochen, soll es jetzt in finsterer Nacht unternehmen, in die Festung zu dringen.

Als sie in die Allee kam, konnte man der Dunkelheit wegen die Leute, die da gingen und kamen, kaum mehr unterscheiden; aber der scharfe Blick des Hasses ließ ihr die rothverbrämte Uniform Bärsing's dennoch erkennen. Sie sah es recht gut, wie er das Festungsthor passirte, konnte ihn jedoch nicht mehr einholen.

Als auch sie zum Thor gelangte, wurde sie von der Wache angehalten.

— Wer da! . . .

— Eine Frau, und zwar eine alte. Ich will in die Festung.

— Kann nicht mehr geschehen . . .

— Ich muß aber hinein.

Sie sprach diese letzten Worte mit einer solchen Entschlossenheit, daß ihr die Wache nicht widerstehen konnte, und den Eintritt unter dem Thorgang gewährte: hier versperrten ihr jedoch mehrere Soldaten den Weg.

— Wohin gehen Sie, — scherzten diese, — wollen Sie vielleicht Soldat werden?

— Ich wünsche den Festungskommandanten zu sprechen! — erwiederte die Alte, sich schnell fassend.

Da trat ein Korporal vor, verneigte sich ehrerbietig vor Frau Lávai und bat sie, ihm zu folgen, er werde sie zum Kommandanten geleiten.

Als sie zum Thore des Pavillons gelangt waren, meinte der Korporal, die Frau möge nun weiter fragen, denn er dürfe seinen Wachtposten nicht verlassen.

Die beiden Posten jedoch, welche beim Thore des Kommandanten standen, wußten kein Wort ungarisch. Beide waren walachische Rekruten aus dem Biharer Komitat. Frau Lávay konnte sich ihnen durchaus nicht verständlich machen.

Da setzte sie sich auf die steinerne Bank neben dem Thore, mit dem Entschluße, so lange zu warten, bis Jemand käme, der sie versteht.

Nach geraumer Zeit kam wirklich ein junger Offizier, welcher eine trikolore Schärpe trug. Dieser frug sie verwundert, wie sie hieher kam, und was sie wünsche.

— Ich bin die alte Lávay, und wünsche den Kommandanten zu sprechen.

— Allsogleich?

— In diesem Augenblick.

— In einer wichtigen, in einer Landesangelegenheit?

— In einer solchen.

— Gut. Dann bitte ich Sie, mir zu folgen.

Der junge Offizier führte sie mit argwöhnischen Blicken, über große gepflasterte Höfe, durch lange spärlich erleuchtete Gänge, bis er endlich die Thüre eines von Tabakrauch erfüllten Zimmers öffnete, in welchem einige Gemeine auf

den Feldbetten herumlagen. Außer den Betten gab es im Zimmer noch einen Strohstuhl und einen unangestrichenen Tisch.

Der Offizier ließ hier die Frau zurück.

Nach einigen Minuten kam er mit der kurzen Meldung, daß der Kommandant dringend zu thun habe.

— Gut, — sagte die alte Frau, — dann werde ich warten, bis er fertig ist. Worauf sie sich auf den zerrissenen Strohsessel niederließ und ihre Ellenbogen trotzig entschlossen auf den ölbefleckten Tisch stemmte.

Der Adjutant kehrte um, und warf zornig hinter sich die Thüre zu.

Nach einer Weile kam er abermals zurück.

— Haben Sie eine sehr dringende Mittheilung zu machen?

— Eine so dringende, daß sie keine Minute Aufschub leidet.

— Ist sie auch wichtig?

— Die wichtigste, die nur im Leben vorkommen kann.

— Wollen Sie mir dann folgen. Der Kommandant will so freundlich sein, auf einige Augenblicke seine inneren Gemächer zu verlassen.

Der Offizier führte hierauf die Frau in ein zweites Zimmer, welches ein wenig reiner,

aber eben sehr einfach eingerichtet war; man sah es, daß es für Soldaten ist, mit denen man stehend spricht.

Aus dem dritten Zimmer drang, während man die Thüre auf und zu machte, ein sehr laut geführtes Gespräch. Bald darauf vernahm man Sporengeklirr, und der Kommandant trat ein.

Er war ein Mann mit freundlichem Gesicht und hatte eine jener scharf geformten Nasen, von denen Napoleon I. zu sagen pflegte, daß die Besitzer derselben Männer von unverbrüchlicher Treue seien.

— Was wünschen Sie mir mitzutheilen, meine Dame, — frug der Kommandant, der ihm fremden Frau nahe tretend.

— Ich habe ein kurzes Wort an Sie zu richten, Herr Kommandant — sagte die Alte in ruhigem Tone. — Heute langte einer ihrer Kouriere an, welcher falsche Nachrichten verbreitet.

— Zum Beispiel?

— Er sprengt aus, daß mein Sohn, welcher in der oberen Armee dient, ein Verräther sei. Der Name meines Sohnes ist Béla Lávay.

Der Kommandant begann ein wenig mißmuthig zu werden.

— Aber, meine Dame, Sie haben ja gesagt, daß Sie mich in Landesangelegenheiten sprechen wollen?

— Mein Herr, ich glaube, daß die Soldatenehre immer eine Landesangelegenheit gewesen ist.

Wie diese Worte auf die Lippen der alten, einfachen Frau kamen? Welch fremder Geist ihr dieselben zugeflüstert? Das konnte sie sich selbst nie erklären. Es gibt außergewöhnliche Lagen, in welchen ein Moment die Menschen größer macht.

Der Festungskommandant war selbst überrascht, und bat höflich die Frau, sich zu setzen.

— Ich danke, will nicht ruhen, bis ich nicht vollzogen, weswegen ich gekommen. Ich bin eine ruhige, friedliebende Frau; komme nie aus meinem Hause; daß ich es jetzt gethan, daß ich in finsterer Nacht hieher, in die Festung kam: daraus können Sie ersehen, welche furchtbare Beleidigung mir widerfahren mußte, die mich zu diesem Schritte zwang.

Der Kommandant war ein Mann von guter Erziehung, und wußte den Schmerz der alten Dame zu würdigen.

— Gut — sagte er — ich werde die Sache gleich morgen untersuchen lassen.

— O, mein Herr — ich kam nicht wegen einer Untersuchung, wegen Dinge, die erst morgen geschehen sollen; was ich will, muß gleich geschehen.

— Was wünschen Sie also eigentlich?

— Was? Genugthuung wünsche ich. Ja

eine Genugthuung, wie man sie in unsern Tagen zu geben und zu nehmen pflegt. Ueber eine solche Beleidigung kann man nicht erst schlafen, um sie zu vergessen. Der Verleumder ist in der Festung, ich sah ihn hereinkommen, deshalb kam auch ich zu Ihnen, mit der Bitte, Sie mögen ihn hieher bescheiden.

— Nichts leichter als das, da er im Nebenzimmer ist, damit winkte er seinem Adjutanten, er möge Bársing aus dem Zimmer rufen.

Der eintretende Bársing gab mit allen möglichen Zeichen zu erkennen, daß er sich die Anwesenheit dieser Dame nicht erklären könne.

— Mein Herr — frug der Kommandant, sich an den Eintretenden wendend — kennen Sie diese Dame?

— N . . . nein, ja, ich kenne sie . . . . . Was wünscht diese Dame?

Frau Lávay trat an ihn heran.

— Diese Frau wünscht, Sie daran zu verhindern, daß Sie den guten Ruf ihres Sohnes vernichten. Sie beschuldigen einen ihrer einstigen Freunde, einen gewissen Béla Lávay, des Verrathes. Das wissen Sie recht gut, daß man dieses Wort heutzutage sehr leicht glaubt . . . Nachdem sich in der ganzen Stadt kein Einziger gefunden, der gegen diese Verleumdung protestirt hätte — denn es ist ja Niemand verpflichtet, das Gegentheil dessen zu glauben, was man über Je=

manden sagt, — so bin ich genöthigt, mich in eigener Person zur Vertheidigung meines Sohnes Ihnen entgegenzustellen.

Bärsing wollte sich aus der Schlinge ziehen und unterbrach die Frau kurz.

— Ich achte diesen Ort viel höher, als daß ich mich hier in Zank einlassen sollte.

— Es ist hier von keinem Zank die Rede, mein Herr, — antwortete Frau Lávay mit festen Tone. — Es handelt sich hier um etwas Militärisches, und das paßt gerade hieher. Gegen die Verleumdung gibt es jetzt nur eine Waffe: Genugthuung mit der Waffe, und ich bin gekommen, eine solche von Ihnen zu fordern! . . .

Diese Worte erregten allgemeines Lachen. Die Szene streifte zu sehr an's Komische. Eine bejahrte, gebeugte Frau, mit ihrem antiken grünen Mantel, und den alten seidenen Hut auf dem greisen Haupte, fordert einen jungen, starken Mann zum Zweikampfe heraus.

Doch wollte Frau Lávay den komischen Eindruck gar nicht wahrnehmen, sondern zog ruhig ein weißes Sacktuch aus ihrer Tasche, welches sie dann an einem Zipfel fassend, der Länge nach herabhängen ließ.

— Antworten Sie mir nicht, mein Herr, daß ich eine Frau sei, und man sich mit Frauen nicht zu schlagen pflegt; auch der Hündin ist es erlaubt, ihre Jungen zu vertheidigen; — als Sie sich der

Waffe der Weiber, des Tratsches bedienten, entsagten Sie jenem Stolze, welcher dem Manne den Vorzug über das Weib gibt . . . Antworten Sie mir auch nicht, daß ich alt, und meine Augen schwach seien, daß ich nicht zielen könne . . . Hier, nehmen Sie das eine Ende dieses Schnupftuches, das andere werde ich halten. . . . So können wir auf einander schießen.

Damit zog sie die beiden Pistolen aus den Taschen ihres grünen Merinomantels und legte dieselben auf den Tisch.

Die Männer lachten nicht mehr.

Die Matrone strich hierauf die spärlichen grauen Haarlocken, welche sich auf ihre Stirne verirrt hatten, zurück und stand mit der Erhabenheit einer Märtyrin aus alten Zeiten vor den staunenden Männern.

— Ich habe mit meinem Gott abgerechnet — sprach sie dann in leidenschaftslosem Tone. — Ich verspreche mir nicht mehr viel vom Leben; da ich Alles verloren habe. Mein Gatte ist längst todt, mein Haus in Schutt und Asche, mein Sohn in der weiten Welt, nur die Ehre blieb mir noch, diese gebe ich nicht her. . . . Sie können Ihr Pistol an meine Brust setzen, ich werde nicht zittern . . . Ich aber . . . ich werde Sie nicht tödten, da ich meine Seele mit der Schuld Ihres Todes nicht belasten will; aber auf Ihre Füße werde ich zielen, und diese lahm

schießen, damit Sie die Verleumdung meines Sohnes nicht im Lande herumtragen können.

War die Matrone beim Beginne ihrer Rede ganz ein Mann, so wurde sie am Schlusse derselben wieder vollkommen zum Weibe. Als sie Bársing damit gedroht hatte, ihm die Füße zu verstümmeln, brach aus ihr der ganze weibliche Zorn hervor, und als sie eine der Pistolen in die Hand nahm, würde man darauf geschworen haben, daß sie ihre Drohung auch ausführen werde.

Herr Bársing befand sich noch nie in einer solchen tragikomischen Situation. Mag es Scherz oder Ernst sein, jedenfalls war die Sache unangenehm. Sein guter Geist flüsterte ihm aber im entscheidenden Momente zu: leugne das Ganze ab. . .

— Aber, liebe Tante, ich habe ja nie so etwas über Béla gesprochen.

Frau Lávay sah ihn erstaunt an.

— Sie haben meinen Béla nie einen Verräther genannt? . . .

— Nie in meinem Leben. Im Gegentheil pries ich Ihn immer und überall als einen braven, begeisterten Patrioten.

— Die Herren haben es gehört? Gut. Geben Sie mir das schriftlich.

— Vom Herzen gerne.

Und Bärsing ergriff allsogleich die Feder auf dem Tische, tauchte dieselbe hastig in das Tintenfaß, und zog Papier hervor.

— Ich werde Ihnen in die Feder diktiren, was Sie zu schreiben haben — fuhr die alte Frau fort, indem sie ihre Mordgewehre in die Taschen ihres Mantels schob. . . . „Ich . . . . (schreiben Sie Ihren Namen) bestätige, daß Béla Lávay ein braver, ehrlicher Patriot und ein guter Soldat ist; Derjenige, welcher das Gegentheil zu behaupten wagt, ist ein niederträchtiger Lügner. . . .“

— Herrn Bärsing schien dies doch ein wenig zu viel. . .

— Gefällt es Ihnen nicht? — frug die Alte, in ihren Mantelsack langend. . . .

. . . . „Ein nichtswürdiger Verleumder“! — So! Nun wollen Sie Ihren Namen unterfertigen; die Herren werden die Güte haben, die Urkunde als Zeugen zu unterschreiben.

Nachdem dies geschehen, faltete sie die Schrift zusammen, wickelte dieselbe in ihr Sacktuch und verbarg sie in ihrem Busen.

— Nun bin ich zufrieden gestellt. Entschuldigen Sie, Herr Kommandant, die Ungelegenheit. Was hier geschah, bleibt unter uns.

Der Kommandant drückte der alten Frau freundlich die Hand.

— Wenn Ihr Sohn auch „ein solcher Soldat“ ist, dann beglückwünsche ich Sie und uns dazu.

Dann gab er seinem Adjutanten die Weisung, die Dame bis in ihre Wohnung zu geleiten. Er selbst begleitete sie bis zur letzten Thüre.

Herr Bársing wollte das Geschehene als bloßen Scherz gelten lassen, indem er sagte:

— Diese Frau ist verrückt, wir müssen sie auf irgend eine Art uns vom Halse schaffen.

Der Kommandant erwiederte dagegen, daß es räthlich wäre, wenn Herr Bársing, die Dunkelheit der Nacht benützend, noch in dieser Stunde auf gute Manier die Stadt verlassen würde. . .

Es war bereits späte Nacht, als Frau Lávay in der gemeinschaftlichen Hütte anlangte. Die Ihrigen waren über ihr langes Ausbleiben in Verzweiflung.

— Wo waren Sie?! — riefen ihr Alle entgegen.

— In der Festung!

Man wollte ihren Worten kaum Glauben schenken.

— Damit Sie mir glauben, lesen Sie hier.

Hiebei zog sie das zusammengefaltete Papier aus dem Busen und reichte es hin.

Während nun die Uebrigen das charakteristische Dokument lasen, setzte sich die alte Frau an ihr Spinnrad, und begann bei dem Scheine eines dünnen Talglichtes ihren feinen Faden zu spinnen und sang leise dabei den Psalm: „Der Herr ist meine feste Burg.“

———

Andere Zeiten

andere Menschen.

Roman in vier Bänden.

Von

Moritz Jókai.

Zweiter Band.

2

Pest,

Druckerei des „Athenäum".

1869.

Berlin. Verlag von Otto Janke.

Zweiter Band.

Wozu ein Lahmer gut ist?

Die außerordentlichen Zeiten haben alles Bestandene aus den Angeln gehoben. Wer sonst mit den Geschicken des Krieges, mit den großen Erschütterungen des politischen Lebens nichts zu thun hatte, mußte nun in der ungewohnten Atmosphäre leben.

Es war dies eine eigenthümliche Atmosphäre! den Einen zwang sie, den Wanderstab zu ergreifen, und sich während eines einzigen Monates in vier Städten anzusiedeln, um dann wieder weiter zu ziehen; — währenddem sie einen Andern so an einen Ort fesselten, daß er sich nicht bewegen konnte.

Sie brachte Liebende zusammen, verband und trennte sie ebenso schnell; die Braut wurde an einem Tage zur Witwe, und abermals zur Gattin.

Andere liebende Herzen trennte sie wieder derart, daß sie nie, auch nur ein Sterbenswörtchen von einander hörten.

Sie zeichnete den Menschen neue Laufbahnen vor: der Advokat wurde Auditor, der Richter Monturskommissär, der Arzt Chirurg, der Ingenieur Pionnier; liederliche Leute wurden rehabilitirt, glänzende Zelebritäten unter die vergessenen Menschen gereiht.

Wer hätte es gedacht, wer geglaubt, daß eine Frau, die man wie gewöhnlich nur bei ihrem Spinnrocken traf, oder mit dem heiligen Buche in der Hand, in ihrem Garten zwischen den Blumen, oder das blonde Haar ihres Söhnleins kämmend, auf der Gasse mit demüthig gesenktem Haupte, in der Kirche das thränende Auge himmelwärts gerichtet, daß diese Frau im Stande sei, in dunkler Nacht mit der Waffe in der Hand etwas zu erzwingen, was selbst einem Manne zu erzwingen, selten in den Sinn kommt.

Das stack damals im Geiste der Zeit.

Die Alte sprach aber nie etwas über die Geschichte, sie spann und wirthschaftete ruhig in der gemeinschaftlichen Hütte, und hörte geduldig den Prahlereien Anderer zu.

Hätte es einer der Augenzeugen nicht erzählt, so würde vielleicht noch heute Niemand wissen, wie die Geschichte zugegangen.

Der Reiche lernte entbehren, er konnte

nicht zu seinen Einkünften gelangen; Andere wieder gelangten zu so viel Geld, daß sie es nicht los schlagen konnten.

Und erst wenn Jemand etwas Dringendes zu verrichten oder zu erfahren hatte, wie ging es da zu; wer einen Befehl ertheilte, gehörte einer ganz andern Welt an, als Derjenige, der ihn zu vollziehen hatte. Wenn einer mit seiner Angelegenheit an den gehörigen Ort ging, fand er dort eine neue Behörde, die ihn nicht kennen wollte, ging er weiter, um sich zu helfen, so konnte er sierch sein, bei seiner Rückkehr abermals eine andere Behörde zu finden, welche den neuen Standpunkt nicht anerkannte.

Suchte man einen Richter, den man unumgänglich brauchte, so konnte man bald in Erfahrung bringen, daß derselbe sich ungefähr in solcher Nähe befinde, als wäre er bei den Antipoden. Ging man in ein Archiv, um ein Dokument zu suchen, so konnte man sicher sein, daß sich dieses Archiv, auf Wägen gepackt, auf der Reise befindet, daß es wandert von Ort zu Ort, daß es vielleicht noch einzuholen sei, vielleicht auch nicht. . . .

Herr Fertöy verfiel den Unanehmlichkeiten einer solchen bitteren Beschäftigung, als er seine Hand nach der Erbschaft seiner Cousine Judith ausstrecken wollte.

Die Frucht reifte für ihn, und doch konnte er sie nicht pflücken.

Ueber das Schicksal des Testamentes war nichts zu erfahren.

Ist es bei der großen Feuersbrunst verbrannt, hat es Jemand gerettet, dies zu erfahren war eine an die Unmöglichkeit grenzende Aufgabe.

Fertöy konnte selbst in die belagerte Stadt nicht hinein.

Er hatte daher seinen Freund Bársing bewogen, sich als Kourier in die Festung senden zu lassen, und bei dieser Gelegenheit nach dem Testamente zu suchen.

Herr Bársing betrieb zu dieser Zeit jenes räthselhafte Handwerk, welches mit sehr wenig Geräusch, aber mit umsomehr Erregungen und Abwechslungen verbunden ist, und welches im Falle des Gelingens sehr gut bezahlt — wenn es aber mißlingt, auf sehr kurzem Wege geahndet wird.

Es ist ein altes Axiom der Kriegswissenschaft, daß Derjenige der beste Spion sei, welcher beiden Parteien zugleich Dienste leistet. Welche er dann besser bedient, bleibt sein Geheimniß. Vielleicht bedient er Beide gut. Dies gilt im Krieg sowie im Frieden.

Herr Bársing befaßte sich außer den Landesangelegenheiten auch mit Privatangelegenheiten.

Er diente gerne den Lieferanten mit den nöthigen Auskünften, und ging ihnen an die Hand, natürlich gegen gute Perzente.

Herr Bársing mag über die Gefahren, gegen die er anzukämpfen hatte, um in die Festung zu gelangen, erzählt haben was er wollte, so viel steht jedenfalls fest, daß ihm weder beim Kommen, noch beim Gehen jemals ein Haar gekrümmt wurde.

Was er jedoch in der Testamentsangelegenheit in der verwüsteten Stadt erfahren konnte, hatte für Fertöy wenig Tröstliches.

Er fand zwar den alten Archivar, welcher ebenfalls eine Marktbude auf der Zigeunerwiese bewohnte, was er jedoch von diesem erfahren konnte, war weniger beruhigend, als was er früher wußte.

Bei der großen Feuersbrunst hatte man einige wichtigere Dokumente schnell in eine eiserne Truhe gepackt und dieselbe versiegelt einem jungen Komitatsbeamten übergeben. Dieser hatte die Truhe auf einer Platte nach Neßmély gebracht, von dort ging er während der Retirade weiter, und nahm die Truhe mit sich . . . Wo er dann hingekommen? . . . Was er mit den Dokumenten gemacht? davon wußte Niemand. Möglich, daß er sich irgendwo unter einem falschen Namen verborgen, möglich, daß er mit den ungarischen Truppen herumzog, oder daß er, hart bedrängt,

die eiserne Truhe zurückließ und die Schriften in die Winde zerstreute, oder daß er dieselbe vergraben, oder in die Donau geworfen hatte; es ist auch möglich, daß er sie noch immer behütet, es gehört aber auch nicht zu den Unmöglichkeiten, daß sich das Testament gar nicht unter den geretteten Schriften befindet.

Diese ungewisse Nachricht war schlechter, als die schlechteste Gewißheit.

Denn wenn das Testament verbrannt wäre, so könnte sich ein kluger Mensch noch helfen; wenn es aber vorhanden ist, wie es aufzufinden?

Auf diesem Wege konnte daher Bärsing seine Forschungen nicht mehr fortsetzen; denn wenn sich der Hüter des Dokumentes bei der Armee befand, konnte er ihm dahin nicht folgen. Er hatte gute Gründe, sich von dieser in hübscher Schußweite zu halten.

Einst begegnete Bärsing in Debreczin einem alten Bekannten, dessen Namen er jedoch vergessen hatte.

Dieser war auch einer der Beisitzer des „Tisches der öffentlichen Meinung."

So wurde nämlich ein großer, runder Tisch im Kaffeehause der Herrengasse genannt, an welchem sich alltäglich Morgens Redakteure, Kritiker, Advokaten, Aerzte und sonstige Zelebritäten einzufinden pflegten. An diesem Tische las Pußtafi seine zündendsten Gedichte vor, welche niemals im

Drucke erschienen, hier wurde über Louis Blanc, Michelet, über die Volkssouverainetät debattirt; hier hielt ein junger Mann mit stark pochendem Herzen hinreißende Reden; hieher kamen Vizegespäne, Reichstagsredner, spätere Minister, ihren Imbiß einzunehmen; hier floß allabendlich eine lebhafte Diskussion über Klassizismus und Romantik; von hier aus gingen Beifall und Zischen zuerst gegen die Helden und Opfer der Bühne, dann der Rednertribüne und des Schlachtfeldes; deshalb wurde jenem runden Tische der vielsagende Name: „Tisch der öffentlichen Meinung“ beigelegt. Viel Tragikomisches und Komisches jener Zeit nahm seinen Ausgang von diesem Tische.

Diejenigen, die sich dort jeden Tag zu begegnen pflegten, kannten einander persönlich sehr wohl, ohne daß sie gegenseitig nach den Namen geforscht hätten. Es bildete sich mit der Zeit eine Art Kollegialität unter ihnen heraus. Die Theilnehmer hielten die Versammlung für eine ordentlich konstituirte Körperschaft.

Herr Bársing machte hier die Bekanntschaft eines kleinen, lahmen Jünglings, der an dem Tische der öffentlichen Meinung ordentlichen Sitz hatte, den die Uebrigen Doktor titulirten und für einen guten Jungen hielten, der ein kühner Sozialist war und außerdem, so oft er Gelegenheit fand, den Hörern der Tafelrunde den Einfluß der

Chemie auf die National-Oekonomie eindringlich demonstrirte.

Wir sind dieser kleinen Figur schon zwei Mal begegnet; ein Mal, als er an jenem denkwürdigen Tage Judith den Regenschirm anbot; das zweite Mal, da er als Zeuge bei der Trauung Judith's und Béla's anwesend war. Es ist unser Freund Melchior Glanz.

Wir dürfen ihn in Wahrheit unsern Freund nennen, denn er ist ein wackerer Junge. Eine gerade Seele in einem gebrochenen Körper.

Wozu ist im Leben ein krummer Mensch gut, den im zarten Alter die Amme fallen ließ und der nun wegen des einmaligen Falles das ganze Leben hindurch hinken muß.

Spielen andere Kinder, so muß das lahme Kind seitwärts sitzen und dem Spiele zuschauen, theilnehmen darf es nicht daran. Wenn das junge Herz mächtig pocht im Sturm der Gefühle, wenn die Genossen nachjagen der Liebe des Weibes, so muß er zu Hause sitzen; er wird niemals Tänzer, niemals Herzensstürmer werden — er ist lahm. Und eröffnet sich das Feld männlicher Thaten, und streifen Arm und Herz des Mannes den Starrkrampf der Lethargie ab, da stürmen die Uebrigen dem Rufe der Kriegsposaune nach, offen liegt vor ihnen der glänzende Pfad des Ruhmes; er aber muß zu Hause bleiben, aus

ihm kann kein Krieger werden — denn sein Fuß ist gelähmt.

Kann man also den lahmen Menschen durchaus nicht benützen? Konnte die stiefmütterliche Natur es nicht so einrichten, daß sie dasjenige, was sie den Füßen vorenthält, durch das Gehirn ersetzt? Konnte sie ihm nicht Flügel, Flügel des Geistes verleihen?

War Tamerlan nicht ebenfalls lahm, und kämpfte er nicht trotzdem gegen eine ganze Welt? Und war Byron nicht lahm, und kämpfte er nicht trotzdem gegen die Götter selbst?

Die Welt war aus den Angeln gehoben; jeder Mensch kämpfte mit anderen Waffen, als worin er geübt war. Melchior fühlte sich zu Anfang des großen Jahres unsäglich verlassen, wenn er jeden Morgen ganz allein an dem „Tische der öffentlichen Meinung" saß und nur selten einen Nachbar fand, der ihm eher zum Gehen als zum Bleiben Anlaß gab.

Seine einzige Freude bestand darin, daß er jeden Nachmittag Judith besuchte und ihr erzählte, was er in den Zeitungen las.

Judith hatte lange von Béla nichts gehört. Das hatte seine natürlichen Ursachen.

Melchior sah, wie das schöne junge Gesicht täglich bleicher wurde. Eines Tages sagte er zu Judith:

— Geehrte Frau, Sie sind krank, warum lassen Sie sich nicht heilen?

— Für mein Leiden gibt es keinen Balsam.

— Aber ich weiß, daß es, und wo es einen gibt; ich werde ihn auch holen. Das Heilkraut für Sie wächst in Béla's Fußspuren. Ich gehe, um Béla aufzusuchen und bringe Ihnen Nachricht von ihm.

Judith lächelte zu diesen Worten, und Melchior wäre für dieses Lächeln auch in den Mond gereist.

Er ließ sich eine Krücke machen, die innerlich hohl war, und plötzlich verschwand er aus der Stadt.

Nach Wochen kam er wieder zurück. Wo er war, was er ausgerichtet — das sagte er Niemanden. Sein Fach war die Augenheilkunde, und so erzählte er, er habe Jemanden auf dem Lande den grauen Star gestochen.

Judith war nun nicht mehr so blaß. Von Béla erhielt sie nun auch Briefe, welche alle in der hohlen Krücke des kleinen Lahmen angekommen waren.

Herr Bärsing traf also an einem Tage mit Herrn Melchior Glanz auf dem hölzernen Trottoir Debreczins zusammen.

— Ah, guten Tag, Citoyen, was bringt Sie hieher?

Melchior wollte sich nach einem flüchtigen

Grusse losmachen; allein Herr Bärsing ergriff so sehr die Freude des Wiedersehens, daß er ihn nicht davon ließ, sich an seinen Arm hing, und ihn überall hinbegleitete, wo er nur gehen wollte.

— Ich bin nach Siebenbürgen zu einem großen Herrn gerufen — log Melchior — ich kam hieher, um mir einen Paß zu verschaffen.

— Den werde ich Ihnen ermitteln. Wie lange bleiben Sie dort?

— Bis ich vom Erfolge meiner Operation überzeugt sein werde.

— Und gehen Sie von hier dann wieder nach Pest? Wie steht es dort . . ? Sprechen Sie.

Melchior's kluges Auge hatte es schnell eingesehen, daß eine übertriebene Zurückhaltung nur Argwohn erwecken würde, deshalb erzählte er mit großer Offenheit allerlei Geschichten, unter dem Siegel des Geheimnisses, welche man theils in den Blättern lesen konnte, oder welche er soeben erst erdichtet hatte.

Bärsing ließ ihm so lange keine Ruhe, bis er sich von ihm in seine Wohnung schleppen ließ. Zu jener Zeit war es ohnehin schwer, in dem großen kalvinischen Jerusalem ein Nachtquartier zu bekommen, denn jedes Winkelchen war bereits überfüllt von berühmten Männern und ihren Angehörigen.

— Was wissen Sie, Citoyen, von den Mitgliedern des „Tisches der öffentlichen Mei=

nung;" — von den guten alten Kameraden; wo ist Pußtafi? wo Lávay? wohin ist der kleine Stotternde gekommen?

Melchior erzählte, was er wußte, und auch Manches, was er nicht wußte.

— Sie waren schon öfters hier, nicht wahr? . . Gut, gut, ich weiß schon, das ist ein Geheimniß, werde es auch Niemandem verrathen. Als ich Sie in Pest kennen lernte, gingen Sie noch ohne Krücke! . . .

— Mein Fußübel hat sich seitdem verschlimmert.

— Ich weiß und glaube es. Mit der Krücke ist es leichter zu gehen. Doch, wie leicht diese Krücke ist, als wäre sie inwendig hohl. Mit einer solchen hohlen Krücke könnte man Jemandem gute Dienste leisten. Darin hätten verschiedene Berichte und Landkarten Platz! Nicht wahr? Ha ha ha! . . . Ich weiß übrigens von Nichts und habe über Nichts gesprochen. . .

Melchior lachte, wie Einer, dessen Räthsel man gelöst hatte.

— Darin hat genug Platz.

— Und Niemand kann auf das Geheimniß kommen.

Hierauf lachten Beide.

Bársing war über die Aufrichtigkeit seines

Gastes entzückt, und machte den Vorschlag, einander zu d u tz e n.

— Du bist ein großer Schelm. Du steigst nicht nur in Siebenbürgen, sondern auch anderswo herum. Warst Du noch nicht bei der oberen Armee?

— O! wie oft schon.

— Hast Du dort nicht einen Komitatsbeamten gesehen, der mit einer großen, versiegelten eisernen Truhe der Armee nachzieht?

Melchior dachte ein wenig nach, und antwortete, daß er ihn gesehen habe.

— Könntest mir einen großen Dienst erweisen, Brüderchen. Wenn Du wieder hingehst und den Mann triffst, versuche es, aus ihm herauszubringen, ob unter den Schriften, welche beim Brande gerettet wurden, sich nicht etwa ein Testament befinde, welches ein gewisser Hargitay dort deponirt hatte?

Melchior gerieth über diese Worte in Zorn. Er kannte ja seit lange schon das Geheimniß dieses Testamentes, was jedoch Bársing nicht ahnen konnte . . . Mit der Freundschaft war es plötzlich aus.

— Mein Herr, geben Sie mir meine Krücke zurück. Danke Ihnen für's Quartier; ich werde Ihnen zu keiner Intrigue die Hand bieten, welche gegen Lávay und dessen Gattin gerichtet ist! .

Nach diesen Worten entriß er seine Krücke

den Händen Bärsing's und ließ ihn als Beute seiner eigenen Verwunderung zurück.

Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß man auch im Denken lesen könne.

Bärsing sah dem davon eilenden Lahmen durchs Fenster nach, und drohte ihm mit der Faust: Das sollst Du noch bereuen.

Melchior verließ Debreczin noch an demselben Abend.

— — — — — — — — —

Es gilt vor den akademischen Gelehrtem der Kriegswissenschaft als eines der wichtigsten Probleme, wie zwei an verschiedenen Punkten operirende befreundete Feldherren einander über die einem Dritten vorzubereitenden Ueberraschungen sich verständigen können.

Der menschliche Geist hat Vieles in dieser Gattung erfunden, ohne sich erschöpft zu haben.

Tamerlan ließ die Nachrichten, die er von einem Ende Asien's nach dem anderen sendete, auf den glattrasirten Kopf des Boten schreiben; auf dem langen Wege wuchs diesem das Haar und verdeckte die Schrift; an Ort und Stelle angekommen, wurde das Haar kurzgeschnitten, und man konnte die Schrift lesen. — Ali Telepenti sandte aus Janina seinen Bundesgenossen Nachrichten, welche er auf gesottene Eier mit chemischer Tinte geschrieben hatte. Von Außen war nichts sichtbar, als man jedoch die harte Schale zer=

schlug, war die Schrift auf der inneren Haut sichtbar. Auch ist es historische Thatsache, daß der russische General Sch. . . bei der Belagerung Silistria's zum damals sehr in der Mode gewesenen Expediens der Klopfgeister griff, um geheime Kriegsoperationen zu erfahren.

Ein um so größeres Verdienst ist es, solche Nachrichten pünktlich zu überbringen, je größer die Hindernisse, je verwickelter die Situation und brennender die Gefahr ist, durch welche sich der Betreffende durchzuwinden hat, wenn überhaupt auch der Feind geschickt und wachsam ist.

Der beängstigendste Fall ist, wenn die Nachricht gerade in die Hände des Feindes geräth! Darum pflegt man dafür zu sorgen, daß selbst in diesem Falle der Feind den Inhalt nicht verstehe.

Die einfachste Nachricht wäre freilich die wörtliche, weil sie in der Zunge des Boten verborgen ist! Wie, wenn es aber dieser Zunge einfällt, zum Verräther zu werden! Es gibt große Dinge, die man der Ehre eines Einzelnen nicht anvertrauen kann.

Man benützt daher eine geheime Schrift hiezu.

Es gibt verschiedene Gattungen von geheimen Schriften, es gibt aber auch verschiedene Menschen, deren Aufgabe es ist, diese Schriften lesen zu können; solche Leute sind sehr geübt und schlau. Sie drehen und wenden die Worte so lange, bis sie endlich den Schlüssel gefunden.

Eine jede Sprache hat kleine, aus zwei, drei Buchstaben bestehende Wörter, als da sind „und“, „der“, „ja“ u. s. w.; nur eines dieser allein stehenden Wörtlein ist zu errathen, und man hat den Schlüssel.

Es gibt aber auch eine Gattung der Geheimschrift, deren Schlüssel, trotzdem daß er sehr einfach, nicht aufzufinden ist.

Die Buchstaben des A=B=C werden zweimal niedergeschrieben, in gleichen Zwischenräumen, auf zwei separate Papierstreifen.

Das Wort, welches den Schlüssel zu solcher Schrift gibt, wissen nur ihrer Zwei, der Aufgeber und der Empfänger, der Bote selbst hat keine Idee davon, und geriethe er auch in Feindes Hände, so hat doch der Feind keinen Nutzen.

Wenn man nun z. B. das Wort H e l i o n als Schlüssel gebraucht, und bei dem oben beschriebenen doppelten Alphabet anwendet, kann man aus folgenden Buchstaben:

„nacut zb klbvlblznczju cbkíxnoa“ — den ungarischen Satz herausbringen: „Guyon, der neue Festungskommandant, ist auf dem Wege“; ohne jenen Schlüssel bleibt aber das Ganze ein sinnloser Buchstabenhaufe.

— — — — — — — —

An einem späten Märzabende humpelte ein simpler Bauernwagen in eine jener Ortschaften,

welche der weltberühmten Festung Komorn gegenüber am andern Ufer der Donau liegen. Diese Ortschaft stand unter sehr guter Kontrole.

Ein erfahrener alter Douanier hatte die Reisenden zu durchsuchen. Seine langjährige Uebung hatte ihn mit all' jenen Schlichen und Kniffen bekannt gemacht, welche gewisse Leute zu gebrauchen pflegen, um bei Ueberschreitung der Grenze die Augen der Behörde zu blenden. Pudel mit doppeltem Fell, deren oberes feine Spitzen birgt, Säuglinge aus Blech, worin man Spiritus schwärzt, Fässer mit doppeltem Boden zum Transporte von Pulver, Stiefel mit Doppelsohlen, worin man Briefe verwahrt u. s. w. sind für unsern Douanier lauter längst bekannte Erfindungen, welche für ihn gar keinen Werth hatten; er durchkreuzte die Absichten eines Jeden.

Der erwähnte Bauernwagen hielt vor dem Paßvisirungsamte. Ein kleiner, hinkender Mann kletterte aus demselben, welcher mit großem Selbstvertrauen sich der Durchsuchung unterwarf; nur schien er auf seine schwarzlackirte Krücke besonders eifersüchtig zu sein.

Der Douanier durchsuchte den Reisesack, und fand nichts Verdächtiges. Der Reisende aber kehrte mit rascher Bereitwilligkeit seine Säcke heraus, übergab seine Brieftasche und hatte währenddem seinen Krückenstock an einen Stuhl gelehnt.

Den Augen des Douaniers begann diese Krücke sehr zu gefallen.

Er nahm sie in die Hand, und lächelte still dabei.

— Leicht, sehr leicht . . . als wäre es inwendig hohl! . . .

Bei diesen Worten blickte er durch seine Brillen scharf in die Augen des Reisenden.

Der Reisende war Melchior.

Er antwortete ruhig:

— Ja, die Krücke ist inwendig hohl . . .

— Zu welchem Zwecke ist sie ausgehöhlt worden? — frug der Douanier mit grausamem Seitenblicke auf Melchior.

Dieser näherte sich ihm und flüsterte leise:

— Nicht so laut, mein Herr, ich halte mein Geld darin. Denn wer mich immer auf dem Wege ausrauben möchte, so würde er mir doch meine Krücke lassen.

Der Douanier lachte über den Einfall.

— Der Stock ist wohl zum Auseinanderschrauben?

— O ja. Wenn man oben die Krückenlehne und unten die Messingkapsel herabschraubt, so legt sich das Ganze wie ein Etui auseinander.

— Wollen Sie so gefällig sein, es mir zu zeigen?

Melchior war allsogleich bereit und legte

den Stock auseinander; es fielen zehn Stück Hunderter-Noten heraus, sonst nichts.

Die Hunderter waren alle schön neu und nur wenig zerdrückt.

Der Douanier sagte mit großer Bonhomie, daß es ein guter Gedanke sei, das Geld im Stocke zu verbergen; er machte sich übrigens anbötig, die zehn Stück Hunderter bei der Hauptkassa auf einen Tausender einzuwechseln, dann werde das Geld noch leichter zu verbergen sein.

Melchior dankte und ging den Vorschlag ein.

Die Hunderter waren dem Douanier verdächtig.

Nicht als wären sie falsch, sondern es könnte etwas auf deren Rückseite geschrieben sein, denn manches Papier, das ganz weiß zu sein scheint, verbirgt eine Schrift, die über Leben und Tod entscheidet; die Buchstaben kommen und verschwinden wie auf einen Zauberschlag.

Es gibt jedoch erfahrene Männer, die mit ihren chemischen Reagentien selbst dem leeren Blatte sein Geheimniß entreißen.

Melchior wurde bedeutet, er möge im Gasthause warten, bis man seine Hunderter gewechselt. Es sei übrigens ohnedies schon zu spät, um einen Vorspann zu bekommen.

Melchior ging auch auf dieses ein und ließ

sich im Gasthause ein Zimmer geben. Wenn er aus diesem Zimmer durch's Fenster auf die Gasse oder durch die Thüre auf den Gang hinausblickte, so konnte er hier und dort Finanzwächter in grauen Mänteln gewahren, die vielleicht zu ihrer eigenen Unterhaltung auf und ab gingen.

Diese Leute kümmerten unsern Melchior gar nichts. Er konnte ja ruhig sein. Auf dem Rücken der Hunderter stand nichts geschrieben, somit konnten sie auch nicht verdächtigt werden.

Wo hat er aber dann die ihm übergebenen Nachrichten hingethan?

Er hat sie im Gehirn aufbewahrt, indem er sie auswendig lernte.

Einen ganzen dichtgeschriebenen Brief, bestehend aus solchen Worten: „nacut zle kloblblzn-crjn ebkix noa“ hatte er einstudirt und nicht einen Buchstaben davon ausgelassen. Dann verbrannte er den Brief.

Dies war keine kleine Arbeit.

Wir haben jedoch bereits erwähnt, daß die Natur dem Lahmen im Kopfe das ersetzt hatte, was sie ihm am Fuße nahm. . . .

Das Nachtmahl wollte Melchior im gemeinschaftlichen Speisesaale nehmen. Kaum konnte er Platz bekommen, der Saal war voll mit meistens bewaffneten Gästen. Mit harter Mühe hatte man ihm Platz gemacht.

Mit dem Nachtmahl ging es sehr knapp her.

Früher angekommene Gäste, mit vortrefflichem Appetit, hatten alles Eßbare aufgezehrt. Es war nur noch die Wahl zwischen Brod und Käse.

— Haben Sie weder Hühner, noch Gänse, oder sonstiges Geflügel im Hause? — frug Melchior den sich fortwährend entschuldigenden Wirth.

— Was man in der Frühe bringt, das geht bis zum Abend auf. Es bleibt uns nichts am Halse.

— Tauben haben Sie auch nicht?

— Tauben? — sagte der Wirth, den Fragenden scharf betrachtend, — auch diese sind schon alle aufgegangen. Keine einzige mehr am Boden

— Und doch sehe ich in jenem Käfig, dort an der Wand, deren gegen sechs Stück.

— Ach, Herr, das sind theure Tauben mit Pfauenschwanz; sehen Sie? Ich halte sie nur der Rarität wegen im Zimmer.

— Vielleicht „können sie sogar sprechen?“

Auf dieses Wort lüftete der Wirth seine Mütze und sagte:

— Ich würde keine billiger als um zehn Gulden geben.

— Ich aber gebe die zehn Gulden, denn mich hungert. Zum Henker, ich muß Braten haben!

Die übrigen Gäste lachten darüber, fanden es aber schließlich doch nicht für gar so sonderbar.

Es gab unter ihnen Manchen, der während des Feldzuges zehn Gulden für eine Schüssel Kukuruzbrei gab. Hungrige Leute zahlen gut.

Der Wirth hielt die flache Hand hin, um das Geld in Empfang zu nehmen.

Melchior aber nahm aus seiner Börse eine Zehn-Gulden-Note und reichte sie ihm hin.

Auf die Reversseite dieser Note war die ganze Nachricht mit kleinen Buchstaben, die mit feinem Bleistifte geschrieben waren, verzeichnet.

Melchior halte sie während der Zeit geschrieben, die er zum Waschen benützen sollte.

Der Wirth nahm sogleich eine der Tauben aus dem Schlage, und zwar eine der schönsten, mit schillernden Federn, fächerartigem Pfauenschweif, schneeweißen Flügeln und schönem, klugem und schlanken Kopfe. Wie schade, diese Taube zu tödten.

— Wird diese gut sein? — frug er Melchior.

— Nur rasch, denn der hungrige Magen vertreibt alle Sentimentalität.

Der Wirth trug darauf die Taube in die Küche; dort band er im Dunkeln die erhaltene Banknote mittelst einer feinen Schnur der Taube unter die Flügel, dann streichelte er sie, liebkoste sie und hielt sie zum Fenster hinaus.

Die Taube hob den Kopf in die Höhe, schlug einigemale wie versuchsweise mit den Flügeln schwang sich hierauf rasch empor und schoß dann

pfeilschnell über den Strom den verstümmelten Stadtthürmen zu.

Der Wirth schaute ihr nach, so lange er sie im Auge behalten konnte, dann stieg er vom Balken herab, holte eine andere Taube und ließ sie braten; als sie zubereitet war, setzte er sie Melchior vor.

Jetzt wußten aber bereits alle Anwesenden um den Spaß, daß nämlich die Taube ausgetauscht wurde.

Dem Wirth wurde die Sache unangenehm, und er beschloß, die Leute irre zu führen. Wie in einer Anwandlung von Großmuth nahm er eine Zehn=Gulden=Note aus der Tasche, reichte sie Melchior hin und sagte:

— Damit der Herr nicht glaube, daß man in diesem Wirthshause betrogen wird, so möge der Herr wissen, daß ich nicht die Taube mit dem Pfauenschweif gebraten habe, sondern eine andere, die nur zwei Zwanziger kostet; hier sind Ihre zehn Gulden.

Jedermann war von der Gewissenhaftigkeit des Wirthes hingerissen. Melchior reichte ihm die Hand, die Jener herzlich drückte.

— Die Taube, die „sprechen kann“, ist also gut aufgehoben? — fragte Melchior mit besonderem Nachdruck.

— Ja wohl Herr, sie ist gut aufgehoben, — versicherte der Wirth.

Melchior verblieb noch eine Weile in der Stube, begab sich dann auf sein Zimmer und ging zu Bette.

Zeitlich Morgens suchte ihn der Zollkommissär auf und gab ihm lächelnd die tausend Gulden zurück.

— Sie können weiter reisen, mein Herr, es ist Alles in bester Ordnung.

— Es freut mich, — entgegnete Melchior. Er wußte, weshalb er sich eigentlich freute.

Ein „altes Haus“.

Mir ist's, als wär' ich ein Taucher, der auf dem Meeresgrunde sich bewegt; dort oben tobt vielleicht der Sturm; Himmel und Meer umarmen einander, und märchenhaft riesige Ungethüme schlagen mit ihren Fittigen auf einander los; vielleicht mengt auch eine menschliche Stimme sich in des Sturmes Brausen; Kanonendonner, das Krachen zertrümmerter Mastbäume und gescheiterter Galeeren, der Todeschor der Mannschaft untergehender Schiffe? . . . Hier unten ist Alles still; der Taucher sammelt die Muscheln, worin die Perlen wachsen; er wandelt zwischen den Thierpflanzen des Meergrundes, und erst, wenn er im Walde rother Korallen einen zerbrochenen Anker, eine im Moos versenkte Kanone findet, oder einen Todten, dessen Züge ihm bekannt vorkommen, erst dann denkt er an das, was über ihm vorgeht, und bis er wieder an die Oberfläche taucht, um frische Luft einzuathmen,

hat der Sturm vielleicht ausgetobt und ist wieder Alles glatt und ruhig. Der sieghafte Sturm ist weiter gezogen, das besiegte Meer hat sich beruhigt — was zertrümmert wurde, ist untergegangen . . .

Wieder befinden wir uns in der eingeäscherten Stadt; jetzt aber sehen wir die Ruinen nicht mehr, denn Frühling ist's und die Bäume stehen voll Blüthen.

Jedes Haus ist mit Gärten und Bäumen umgeben; ein weißer und rosiger Blumenwald verhüllt die russigen Balken, und auf den Mauern sprießt grünes Gras.

Und als ob die Pracht, welche die Natur ausgegossen, nicht genügen würde, sind die geborstenen Mauern noch mit Fahnen und Maibäumen ausgeschmückt; diesesmal waren es die Freudenzeichen wiederkehrenden Schaffens, nachdem die Zerstörungswuth vorübergetobt.

Die ganze Stadt bildet einen Garten; die Straßen sind durch Bomben aufgeackert und mit Eisensplittern besäet; die offenen Plätze sind mit grünender Hafersaat bedeckt.

Auf einem der Hauptplätze stand ein alter Akazienbaum; eine Bombe spaltete ihn entzwei und bohrte sich in denselben ein. Der Baum trieb trotzdem Blüten, und Jemand hat gerade in die Oeffnung der eingekeilten Bombe die Stange der Trikolore gesteckt.

Die Kinder kletterten auf die blühenden Bäume und die russigen Mauern, dort jubelten und sangen sie.

Ein einziger Thurm blieb wie durch ein Wunder verschont; die Kirche aber war abgebrannt, und es kostete viele Mühe, in den Glockenthurm zu gelangen; gleichwohl wurde seit frühem Morgen zum Feste geläutet — aber vielleicht war es nicht einmal ein Festtag.

In den Straßen wogte die Volksmenge, wie am Frohnleichnamstage, und alle Welt kannte einander, und Niemand hatte eine Klage oder Beschwerde, und fragte man Einen: „Was Neues?“ so war die Antwort: „Sehr gut“.

Das war der Tag, an welchem die Entsatzarmee ihren Einzug hielt. Wer vermöchte aber Traumgesichte treu wieder zu geben? Der erste Reiter, der über die Brücke sprengte, wurde mit einem Regen von Blumenkränzen überschüttet. Dann die Musikbande, welche die seit Langem unterdrückte, im Geheimen gesungene Weise spielte; die Soldaten, die bei Trommelwirbel mit glänzenden, freudestrahlenden Gesichtern, aber zerrissenen Kleidern die Ruinen entlang marschirten; die Freude der Väter, Mütter, Geschwister und Geliebten, die ihre Theueren wieder erkennen; das selbstvergessene Toben und Jauchzen,

das von jeder Mauer herabtönt; das Bild, welches die gebräunten Gesichter, die Bekannten, die sich unter die Truppe gemengt; die Damen, welche die Fußspuren der Soldaten küssen, die Mädchen, die sich vor die Rosse werfen — wer kann dieses Bild beschreiben? Es führt zum Wahnsinn.

Eine andere Feder, eine andere Hand, ein anderer Geist, eine andere Luft ist nöthig, um dies verständlich zu machen.

Alter Schmerz ermahnt meine Hand, fieberhafter Schwindel meinen Kopf, die Sorgen langer Jahre ermahnen mein Herz, und langjährige Erfahrungen meine Feder, ruhig zu schreiben, denn aufregende Sachen taugen nicht für den kranken Mann.

Fort daher mit dem aufregenden Bilde; es ist ohnehin schon längst vorüber.

Fern von dem Lärm der Hauptstraßen, in jenem Winkel der Stadt, welchen das Feuer nicht eingeäschert, stand zu jener Zeit ein Haus von alterthümlicher Bauart. Es wurde zu Zeiten des französischen Krieges erbaut. Die Fenster sind mit eisernen Gittern versehen, und die Vorhänge sind herabgelassen. An dem Thore ist das Zeichen der Salve guardia kaum mehr sichtbar. Zu beiden Seiten des Hauses waren Gärten angelegt, deren Obstbäume ihre dürren verstümmelten Aeste über die Umzäunung hinausstrecken.

Dieses Haus gehört dem alten Major Kolbay.

Der Alte ist noch immer das „alte Haus.“ Sein Haus schmückt keine Fahne; wenn auch Alles sich zum Fliegen anschickt, so steckt doch aus seinem Hause kein Mensch den Kopf auf die Straße; die Fenster seines Hauses sind nicht geöffnet; nicht einmal von den Bäumen seines Gartens fielen Blumenblätter auf die Straße, als der Zug vorüberging. Thor und Fenster blieben geschlossen.

Dieses Haus brannte nicht ab, und Kolbay entfernte sich nicht daraus während der ganzen Dauer der Belagerung.

Seine Nachbarn verließen sämmtlich ihre Häuser, denn am meisten war dieser Theil von den Bomben bedroht; er selber bekam keinen Dienstboten, der die Schrecknisse des dortigen Aufenthaltes hätte ertragen können, dennoch verließ er nicht das Haus.

Vierzehn Bomben fielen in Hof und Garten; keine einzige zündete, sie richteten nur an den Bäumen Schaden an. Wer sich manchmal dahin verirrte, konnte sehen, wie der Alte die von den Bomben verletzten Baumzweige absägte und die Wunden mit Lehm verklebte.

Einige seiner alten Freunde besuchten ihn, um ihn zu bewegen, daß er das Haus verlasse und in die Festung ziehe.

Diese fanden ihn zur Nachtzeit am Fenster, wie er mit großem Entzücken die feurigen Geschosse betrachtete.

„Sie schießen herrlich“, pflegte er dann zu seinen Bekannten am Fenster zu sagen.

Wenn eine Bombe oben in der Luft platzte, so machte er die Leute aufmerksam, sich auf die andere Seite zu stellen, weil die Splitter nach allen Richtungen hin flogen; er selbst aber entfernte sich nicht vom Fenster.

Brachte dann Jemand vor, daß es denn doch gut wäre, wenn er das alte Eulennest verließe, dann unterbach er ihn rasch mit den Worten: „Die Kriegswissenschaft ist eine schöne Wissenschaft.“

Darauf schlug er den Bekannten das Fenster vor der Nase zu, ließ die Vorhänge herab, und stand um keinen Preis mehr Rede.

So durchlebte der Mensch der alten Zeit die Vorgänge der neueren Zeit.

Als sich der Lärm des Einzuges gelegt, näherte sich vom Festungsrayon her ein junges Paar dem verschlossenen Hause: eine schöne, junge Dame am Arme eines hübschen Offiziers. Die Dame flammerte sich mit beiden Händen an den Arm ihres Begleiters und schien ebenso zu flattern, wie das leichte Tuch, welches der Offizier am rechten Arme trug. Es war heiß — drinnen und draußen.

Als sie vor das Kolbay'sche Haus gelangten, legte die junge Dame ihre zarten Finger auf die Lippen, womit sie ihrem Begleiter Schweigen gebot, und schaute dann durch die große Spalte, welche am Thore gähnte, in den Hof; nach einer Weile langte sie nach dem Klopfer und klopfte stark an das Thor.

Sie mußte jedoch noch zwei Mal klopfen und zwei Mal hineinspähen, bis drinnen eine mürrische heisere Stimme frug: „Na, wer ist's, was will man?"

— Ich bin es, — sagte die Dame mit wohlklingender neckischer Stimme, — ich bin es, Seraphine!

— Das ist was Anderes — brummte drinnen etwas besänftigter der zahnlose Löwe, und bald hörte man seinen schweren, schleppenden Tritt und das Kreischen des Schlüssels im rostigen Schlosse. Als das junge Paar durch die geöffnete Thüre verschwand, fiel dieselbe von selbst zu; Kolbay hatte sich das schon so eingerichtet.

Der alte Invalide betrachtete sich den jungen Offizier, welcher in seinem rothbeschnürten braunen Attila mit goldenem Kragen, worauf die Abzeichen eines Obersten angebracht waren, vor ihm stand.

— Ich habe die Ehre, meinen Bräutigam vorzustellen, — sagte Seraphine kurz und bündig und schmiegte sich dem steifen alten Herrn näher an.

— Ich bitte, ich bitte . . sprach dieser abwehrend . . . berühren Sie meine Schulter nicht, verursacht mir Schmerzen. . . Auch meine Hand nicht, schmerzt mich auch. . Sie wissen ja, daß mir alle Glieder wehe thun. Sind alte Wunden, die ich bei Vertheidigung des Königs und des, Vaterlandes erhalten. Diese Wunden, brechen auf überhaupt zu „solcher Zeit". . . im Frühjahre.

— Erkennen Sie ihn nicht? — frug Seraphine mit schelmischem Lächeln, den jungen Mann näher an den Alten ziehend.

Dieser stemmte sein Kinn auf die hohe, härene Kravatte und antwortete mit trockener Kürze:

— Habe nicht die Ehre.

— Ich bin Robert Zeleji, — sagte nun der Offizier selbst, mit seiner bekannten Freundlichkeit.

— Habe nicht die Ehre gehabt.

Hier war es ersichtlich, daß die Bekanntschaft nicht zu forçiren sei, denn wenn man die Conversation noch weiter führen sollte, so könnte die dritte Antwort vermuthlich so lauten: „Ich will nicht die Ehre haben".

— Ich bin mit einer sehr wichtigen Bitte zu Ihnen gekommen.

— Zu mir? — rief der Alte verwundert mit einer Bitte? Mein liebes, schönes Cousinchen? Welch' Wunder! . . Womit könnte ich altes, mürrisches Haus Jemandem dienen? überhaupt

bei jetziger Zeit, und noch dazu einem schönen Mädchen, das einen Obersten zum Bräutigam hat? . . Wer würde von mir etwas verlangen? . . Bitte hinein zu spazieren, dort können wir uns niedersetzen. . . Nun hören wir, was ich für die allerschönste Seraphine thun kann? Bitte mein Herr, hier ist die Thüre. . . .

Robert hätte dem alten Herrn gut sagen können: „Was wollen Sie, ich kenne ja diese Thürme. Bin ich nicht Jahre lang hier aus- und eingegangen, habe ich nicht täglich hier meine Schachpartie gespielt?" — Er schwieg jedoch, da sich der Alte so frostig gegen ihn benahm, als sähen sie sich das erste Mal; er war höflich, aber kalt, und diese Kälte hatte etwas Galliges an sich.

— Bitte Platz zu nehmen, — sagte Herr Kolbay auf einen wackeligen Divan deutend. — Mein Hauswesen ist in Unordnung, bin allein, muß selbst bedienen und aufwarten; dem Dienstboten gefiel es bei mir nicht. . . . Nun Seraphine, schönstes Kind der Stadt, rücken Sie heraus, womit ihnen das älteste und einfältigste Haus der Welt dienen kann, jenes „alte Haus", welches verrückt genug war, sich nicht begraben zu lassen, als es wahrnahm, daß es schon in Trümmer gegangen.

— Also, lieber Onkel, ich wollte Sie bitten, mein Beistand zu sein.

— Ach, ach, es gibt also eine Hochzeit! Man wird tanzen, eine Menge Gäste empfangen, Gäste nach der neuesten Mode zugestutzt; . . nun da braucht man auch eine alte Perrücke, über welche man lachen kann; Einen, der dummes Zeug schwatzt, wenn er Vernünftiges reden wollte, und der sich taub stellen kann, wenn er abgekocht wird, und keine Revanche zu nehmen vermag . . . Also zu einer Unterhaltung laden Sie mich, mein Täubchen, . . . nicht wahr? Sie schönstes Feenfräulein unter der Sonne. . . .

— Ich lade Sie nicht zur Unterhaltung, lieber Onkel, wir haben jetzt weder Zeit, noch Platz dazu. Das Ganze wird in einer kurzen Zeremonie bestehen. Sie, lieber Onkel, müssen unsere Familie vertreten, denn meine Mutter ist krank, und die übrigen Verwandten sind nicht zu finden.

— Die Dame ist also noch immer krank?

— Sie wissen es ja, Onkel, woran sie leidet, — sagte Seraphine etwas trauriger.

— Ja, ja. Das große Unglück hatte sie stark angegriffen, verwirrt gemacht. Ging ihr stark an die Seele. Sie fürchtet sich und zittert in einem fort und getraut sich nicht aus dem Winkel zu kriechen! . . .

— Im Gegentheil. Seit dem Entsatze der Festung ist sie ganz anders geworden; jetzt sinnt sie nur auf Mord und Zerstörung. Gegen Robert

hat sie sich erklärt, in unsere Vermählung so lange nicht willigen zu wollen, bis er ihr nicht einen Sonnenschirm verschafft, dessen Griff aus dem Schlüsselbeine eines getödteten berühmten feindlichen Feldherrn verfertigt sei. Die gute sanfte Frau Lávay muß sich den ganzen Tag über mit ihr balgen, um sie zurückzuhalten, da sie fortwährend hinausstürzen will, um den bei den Schanzwerken arbeitenden Kriegsgefangenen das Küchengeschirr an die Köpfe zu schleudern. Arme Mutter! . . .

Während dieser komischen Erzählung füllten sich die Augen Seraphinens mit Thränen.

— Sie sehen also, Onkel Kolbay — fuhr sie dann fort, — daß die Mutter in ihrem geschilderten Zustande unserer Trauung nicht beiwohnen kann. Deßhalb bitte ich Sie nochmals, unser Beistand zu sein.

Der Alte erhob sich von seinem knarrenden Lehnstuhle und erwiderte mit kalter, trockener Stimme, welche eben so kreischte, wie Alles in diesem Hause, sei es Schlüssel, Schloß, Angel, oder die Wetterfahne auf dem Dache:

— Ich aber werde nicht Ihr Beistand bei Ihrer Trauung sein, mein allerschönstes und allerliebst-feenhaftestes Cousinchen.

Seraphine hielt ihre flache Hand gleich einem Schirme über die Augen und blickte den

Alten schelmisch an, als wollte sie erforschen, ob dies Scherz oder Ernst sei?

— Onkelchen werden nicht mein Beistand sein?

— Ich werde es nicht sein, weil ich es nicht sein will . . . wiederholte der Alte. . . . Bin nicht der Mann dazu, an einem Akte Theil zu nehmen, welcher in dieser Epoche vollzogen wird; und wenn es sich auch nur um eine Beistandsstelle bei der Trauung eines modernen Obersten handelte. . . Bin ein alter Knochen, ein alter hin und her geworfener Knochen, deren ähnliche Ihr genug sehen könnt da draußen am alten Raitzenfriedhofe; Kinder haben mit ihnen Ball gespielt, nach Nüssen geworfen und Haselnüsse aufgeschlagen. . . . Der alte Knochen ließ Alles mit sich geschehen, protestirte dagegen nicht, daß man ihn aus seiner Ruhe gestört, widerrieth aber auch den Kindern nicht, auf's Eis zu gehen. . . . Solch' ein alter Knochen bin ich; ich bin gestorben und fühle nichts mehr; bewege mich von meinem Platze weder vor-, noch rückwärts . . . . Verstehe ich denn etwas davon, was um mich herum geschieht? . . . Nein, nichts. Eben so wenig, wie ein an das Tageslicht gelangter Todtenschädel. . . . Weiß ich denn, was man heute unter Treue und Verrath, unter Liebe und Haß versteht, was eine Heldenthat und eine Gräuelthat sei. . . . Bin eine heimkehrende Seele aus dem

verflossenen Jahrhundert, welche selbst von den aufgeklärten Kindern ausgelacht wird. . . . Bin eine Mumie. Wer will mich verstehen, wer meinen Rath einholen? Uebrigens möchte ich auch keinen ertheilen. . . . Ich bleibe, was ich war, schlüpfe in keine neue Haut, möge man mir noch so stark mit der Posaune der Auferstehung in die Ohren blasen. . . .

Seraphine ließ den griesgrämigen Alten sich austoben, und hoffte ihn durch ihren Humor zur Nachgiebigkeit stimmen zu können.

— Aber, liebes Onkelchen, wir fordern Sie ja nicht dazu auf, daß Sie sich auf's Roß schwingen und unseren Fahnen folgen sollen, sondern daß Sie als nunmehriges Haupt unserer Familie uns Ihren Segen ertheilen mögen.

— Was, einen Segen?! — platzte der Alte zornig heraus, seinen steifen Hals bewegend. — Braucht man in jetziger Zeit zu etwas einen Segen? . . . Ist nicht Alles bloßer Zufall, Würfelspiel, Gottesversuchung. Ist es etwa diese Heirat nicht? Sagt: „va banque“, entweder sechs oder blind. . . . Ihr wollt noch eine Zeremonie haben? . . . Ein Familienoberhaupt? . . . Ihr habt ja Republik. Kommandirt einen Wachtmeister rechts, den andern links, und die Beistände sind da. Wozu bedürft Ihr meiner alten Knochen?

Diese Wendung schien jedoch selbst Seraphine zu beleidigen.

— Reden Sie doch auch, Robert, vielleicht können Sie eher zu seinem Herzen dringen.

Der junge Offizier ergriff die Hand des alten Invaliden und bat ihn in warmem Tone:

— Bringen Sie dies Opfer Seraphine zu Liebe.

Der Alte erwiderte mit pedantischer Steifheit:

— Herr Oberlieutenant! (Er ignorirte die Obersten-Uniform, da er Robert nur als Oberlieutenant kannte.) Glauben Sie ja nicht, daß ich heute scherzhafter Laune bin. Bei mir sind die Tage der Fröhlichkeit und des Scherzes längst vorüber. Mir scheint das Ganze nur ein Traum zu sein. Stadtbelagerung, zischende Raketen, zerplatzende Bomben, weinende Weiber, stürmende Truppen, Alles ist mir Traum und Träumerei. Dann dieses Siegesfest, die geschmückten Ruinen, die wehenden Fahnen, die jauchzende Menge, Alles ist Traum und macht mir den Kopf betäubt. Diejenigen, die ich vor mir sehe, sind lauter Traumgestalten; was ich von ihnen höre, ist eitel Traum, vergänglicher Traum.

— Was wir jedoch in dieser Minute sagten — ist Wirklichkeit — daß wir uns nämlich lieben und Mann und Frau werden wollen, — beeilte sich Robert darein zu rufen.

— Auch das ist ein Traum!

— Ach, Onkel! — rief Seraphine beleidigt.

— Ist auch nur ein Traum. Ihr liebt Euch nicht, denn nicht die Liebe hat Euch zusammengeführt. . . . Was Euch zusammenbrachte, war eben dieses blendende Traumgesicht. . . . Ein Mädchen sah einen jungen Mann zu Pferd, mit Kränzen bedeckt aus siegreichem Kampfe heimkehren, der junge Mann sah ein reizendes Mädchen am Eingange der demolirten Stadt ihre Fahne vor ihn senken, und Beide träumten, daß sie sich in einander verliebt hatten. Das Mädchen erzählte nun von den Drangsalen, die es zu erleiden hatte, der junge Mann von den Heldenthaten, die er verübt, und sie glaubten einander unendlich zu lieben; doch es ist nicht wahr! . . . Ihr liebt einander nicht, und wenn Ihr erwachen werdet, wird ein Jedes sagen: wie Schade, daß ich diesen Traum gehabt!

Onkel! — rief Seraphine, — wohin will das alles hinaus. Sprechen Sie klar.

— Ich werde es klar aussprechen. Sie, meine wunderschöne Cousine, glauben einen Mann unendlich zu lieben, weil derselbe von stattlicher Gestalt, berühmt, ein Held ist, der Diejenige, welche er an sein Herz drückt, auch mit blendendem Glanze umgeben kann. Weil es Ihnen schmeichelt, daß man sagen wird: Das ist die Gattin Robert Zeleji's, welcher ein Held gewesen; Dichter verherrlichten ihn in Balladen, und das Volk besang

seine Thaten in Liedern. . . . Wenn sich aber das Blatt gewendet, wenn aus dem gefeierten Helden ein Verbannter, ein Landesflüchtiger geworden, wenn er seinen Namen verleugnen muß, dann werden Sie ihn verfluchen, den Sie jetzt vergöttern, Sie werden ihn im Unglücke verachten — und erst dann sich dessen bewußt werden, daß ihre Leidenschaft keine Liebe gewesen.

— Mein Herr! — rief Seraphine in leidenschaftlichem Tone, indem sie ihren erregten Sinnen nicht mehr gebieten konnte, — dies ist zu viel. Sie werden mich nie mehr in Ihrem Hause sehen.

— Gott gebe es; aber ich glaube es nicht, und ich werde nicht helfen können.

— Gehen wir, Robert. Wenn Sie mich lieben, werden Sie kein einziges Abschiedswort an diesen Menschen richten.

Damit nahm sie mit heftiger Geberde den Arm ihres Bräutigams und verließ das Zimmer des verknöcherten Onkels.

Dieser schloß bedächtig die offen gelassene Thüre und murmelte mit selbstzufriedenem Egoismus in sich hinein:

— Nun gehöre ich Niemandem mehr auf der Welt an.

Am andern Tage führte Robert Zeleji seine

Braut Seraphine in Anwesenheit aller damaligen Zelebritäten der Festung in jener Kapelle zum Altar, welche von den vernichtenden Geschossen der Belagerung verschont geblieben. Von der Verwandtschaft war Niemand zugegen. Die Beiden aber glaubten, daß sie einander lieben.

Anfang des Endes und Ende des Anfangs.

Mir ist's, als wär' ich ein Taucher, der sich auf dem Meeresgrunde bewegt. . . .

Um mich herum schwimmen die Balken zertrümmerter Schiffe, bekannte Todtengesichter senken sich zum Grunde nieder, mein Fuß stolpert über einen zerbrochenen Anker.

Auf der Oberfläche des Meeres hat der Sturm ausgetobt; Mast und Segel verschwinden; auf den noch immer hochgehenden zornigen Wellen schwimmen noch Einige an die Trümmer des Schiffes geklammert, und bemühen sich, das Ufer zu erreichen.

Alles ist zu Ende. Die letzte Kanone hat ihr Wort gesprochen, als sie den letzten Heldeu dahin gerafft. . . Das Schlachtfeld ist mit Todten besäet; nur ein Kosakenschwarm streift noch herum, um den Fliehenden nachzujagen, welche sich in die Sümpfe verkrochen hatten.

Wasserlilie und Wasserrosen bieten einen guten Schutz für die Verfolgten; die breiten

runden Blätter, welche auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, verdecken das heraufquellende Blut, welches, aus den Wunden der dort Verborgenen fließend, leicht ihr Versteck verrathen könnte.

Zwischen den gelben Wasserlilien ragen halb aus dem Wasser zwei Gesichter hervor.

Beide sind noch jung, aber sehr bleich. Sie gleichen einander, als wären es Brüder.

Das eine Gesicht ist das Robert Zeleji's, das andere Pußtafi's. . . .

Die Wogen des stürmischen Kampfes haben sie zusammengetrieben; als schon Alles zu Ende war, trafen sie sich wieder. Robert hatte mit den Trümmern seines Bataillons einen harten Bajonetkampf gegen einen Pulk von Kosaken bestanden; Pußtafi eilte ihm mit einer Abtheilung von Hußaren zu Hilfe und schlug die Kosaken in die Flucht, da führten die Russen Kanonen auf und drängten die Widerstehenden gegen den Sumpf.

— Steige auf und setze dich hinter meiner! rief Pußtafi seinem Freunde zu, und als dies geschehen, trieb er sein Pferd gegen den Sumpf an; die Russen sandten ihnen noch einen Kartätschenschuß nach; dieser verwundete Robert und tödtete das Pferd, das sie trug; Beide fielen in's Wasser.

— Trachten wir zwischen die Bachweiden zu gelangen. Hier könnte uns das gefallene

Pferd verrathen, — sagte Pußtafi zu Robert, welcher sehr blaß aussah.

— Ich vermag nicht schneller zu gehen, kann den linken Fuß kaum nachziehen; wird ihn vermuthlich ein Schuß getroffen haben. . . .

Pußtafi umfaßte seinen Freund und trug ihn in's Gebüsch.

Es war die höchste Zeit, daß sie sich hinter dem dunkelgrünen Gebüsch und zwischen den Wasserlilien verbargen, denn im nächsten Augenblicke stürmte die wildtobende Menge der Kosaken mit wüstem Geschrei heran, nach den Geflüchteten suchend . . . Die Pferde wateten im Wasser, und man konnte zuweilen ein wildes, thierisches Gelächter und bald darauf einen lang gedehnten Wehruf vernehmen, wenn sie Einen unter das Wasser Geflüchteten entdeckten und niederstachen.

Ein berittener Haufe watete kaum zwei Klafter von dem Orte, wo unsere Geflüchteten sich verborgen hatten, vorüber.

— Nimm ein Rohr in den Mund, durch dieses kannst Du Athem schöpfen, dann klammere Dich an die Wurzeln da unten, und tauche unter — raunte Pußtafi seinem Freunde in's Ohr und tauchte ebenfalls unter.

Die Kosaken hielten über ihren Köpfen an, um ihre Pferde zu tränken.

Einer derselben begann mit heiserer Stimme

ein Lied zu singen, an dessen Schlusse die Uebrigen in ein Gelächter ausbrachen.

Dann hörte man, wie aus weiterer Entfernung ihnen eine zornige befehlende Stimme zurief, worauf sie sich mit großem Geräusch in Bewegung setzten — gerade auf das Versteck unserer Freunde losgehend.

Diese drückten sich da unten die Hände; sie hörten die sich nahende Gefahr.

Einer der Kosaken ritt gerade auf sie zu; man konnte bereits das Schnauben seines Rosses vernehmen.

Plötzlich entstand ein plätscherndes, gurgelndes Geräusch, dem ein brüllender Todesschrei folgte. Das Pferd des Kosaken stürzte in eine jener grundlosen Tiefen, welche in den Sümpfen so schön vom Wassergrase verdeckt werden — und zog den Reiter mit sich.

Das Roß hatte sich noch auf die Oberfläche gearbeitet und entkam, der Reiter jedoch blieb am Grunde des Wassers. Die Flüchtlinge sahen ihn eine Klafter weit vor sich mit dem nassen Elemente ringen. Auch er wurde ihrer gewahr, streckte die Hand nach ihnen aus, öffnete den Mund, als wollte er seinen Kameraden zurufen: Hier sind sie, haltet sie fest. Dies machte ihn ersticken.

Die Kameraden langten mit ihren langen Lanzen nach ihm, aber vergebens, bis das Wasser

selbst den Leichnam auf die Oberfläche warf. Sie stießen denselben an's Ufer. Hätten sie ihn wecken können, würde er ihnen gesagt haben, daß sich zwei vornehme Flüchtlinge unter dem Wasser befinden.

Die Kosaken wichen dem gefährlichen Orte aus und sondirten im Weiterreiten die Tiefe des Wassers mit den Stangen ihrer Piken. Man hörte sie noch lange im Wasser plätschern.

Als die Kosaken davongeritten waren, tauchten die beiden Köpfe abermals auf die Oberfläche des Wassers.

— Sie haben sich entfernt, — sagte Pußtasi umherblickend.

— Sie werden schon noch zurückkommen, — flüsterte Robert.

— Dann werden wir abermals verschwinden.

— Ich halte es nicht lange mehr aus, ächzte Robert, ich fühle bereits, wie das Blut aus meiner Wunde fließt.

— Warte. Ich werde die Wunde mit meinem Sacktuche verbinden, damit der Blutverlust Dich nicht ohnmächtig macht, denn das Wasser macht das Blut noch stärker fließen.

Hierauf verband Pußtasi die Wunde seines Freundes mit seinem Sacktuche.

— Du mühest dich vergebens mit mir ab, — seufzte Robert; — mein Schicksal ist beschlossen.

— Sei nicht kleinmüthig, — entgegnete der Dichter. — Sobald die Nacht anbricht, nehme ich Dich auf meine Schultern und wate mit Dir durch den Morast.

— Zu welchem Zwecke? Es ist ja Alles zu Ende!

— Nicht doch! die Sonne geht eben so oft auf, als sie untergeht; sie versinkt nicht in ewige Nacht. Wir werden noch mancherlei zu schaffen haben dort oben.

— Mit mir werden nur die Würmer zu schaffen haben dort unten.

— Sprich doch nicht so, Robert; wenn ich sage, daß ich heute Alles verloren habe, so rede ich die Wahrheit; Dir aber ist noch Etwas geblieben. Du hast ein Weib.

Robert seufzte tief.

— Ein schönes, wackeres und junges Weib, — setzte Pußtafi fort . . .

Darauf verfielen Beide in tiefes Schweigen.

Nach langem Schweigen hob der Eine wieder an:

— Heute hab' ich noch ein Weib, morgen wird sie Witwe sein; so steht es in den Sternen geschrieben. Sieh, wie die Wellen um uns sich roth gefärbt; das ist mein Blut.

Hierauf schwiegen sie wieder eine Weile.

— Nur Eines quält mich, — sprach er dann weiter; sie wird nicht einmal wissen, daß sie Witwe

geworden. Jahrelang wird sie das Trauerkleid um meinetwillen tragen, ohne dasselbe oder meinen Namen ablegen zu dürfen. Sie wird bis zu ihrem Tode an einen Todten gekettet sein.

— Schlag' Dir solche Dinge aus dem Kopfe.

— Blos diese Sorge quält mich. Wie sie mich suchen wird; wie sie das ganze Land durchziehen, Thal und Hügel fragen wird: wo ist mein Mann? Ach, wie unendlich liebten wir uns!

— Ihr werdet Euch treffen.

— In diesem Leben nicht mehr. Ich fühle, wie meine Kräfte immer mehr abnehmen. Vor meinen Augen dunkelt's; ich sehe überall dunkle Flecke. Ich fühle meine Brust fürchterlich beengt. Freund, ich muß hier sterben.

— Wenn Dein Leib schwach ist, so lasse Deine Seele stark sein.

— Zu spät! Höre, was ich Dir jetzt sage ... Es wird Nacht werden; Du wirst dann frei, ich aber sterbe... Bleibt Dir so viel Zeit, um eine Gruft auszuhöhlen, so begrabe mich... Am Finger habe ich einen Ring, in der Mitte ist ein Opal, in dem Opal ist ein schwarzes Kreuz ... es ist mein Trauring.... Ich bekam ihn von meiner Frau am Trauungstage.... Ziehe ihn von meinem Finger und verwahre ihn bei Dir.... Wenn Du sie dann einmal im Leben findest, so übergib ihr die Reliquie. Gib

ihr den Tag an, wann ich gestorben, und sage ihr, wo ich begraben bin. . . . . Versprichst Du mir's?

Das Gesicht Robert's war todtenbleich. Er mußte ihm das Versprechen durch einen Händedruck geben.

Die Kosaken kehrten aus dem Moraste zurück; weiter konnten sie nicht vordringen.

— Tauchen wir rasch unter das Wasser, — flüsterte Pußtafi Robert zu. Sie nahmen wieder das Rohr in den Mund und tauchten unter. Die Kosakentruppe kehrte lärmend zurück, und verließ das Röhricht.

Pußtafi steckte behutsam den Kopf an die Oberfläche und schaute ihnen nach. Da nahm er mit Besorgniß wahr, daß die Kosaken, sobald sie auf festem Boden waren, von ihren Pferden sprangen und sich anschickten, in der Nähe zuübernachten.

Und nun zünden sie gar Feuer an, um die wohlthätige Finsterniß zu vertreiben, auf welche die Flüchtlinge rechneten; in einer Entfernung von kaum einer Schußweite flackerte gleichzeitig auf drei Seiten das Wachtfeuer auf; die Flüchtlinge müssen entdeckt werden, sobald sie ihren Versteck verlassen.

Eine Truppe war so nahe, daß man ihren Wortstreit hören konnte. Sie theilten unter sich die Beute. Man konnte bei dem Schein des Feuers

sehen, wie sie mit einander stritten und feilschten. Zwei, Drei ließen sich auf einen ausgebreiteten Mantel nieder und spielten Karten um unbekannte Geldnoten. Einige sind bei guter Laune und singen, Andere tanzen, Einer von ihnen sitzt auf seinem Pferde unbeweglich, das Gesicht gegen den Morast gekehrt, in der Hand die lange Lanze. Dies ist die Wache.

Den jungen Leuten war das Entkommen unmöglich gemacht.

Und die Kraft Robert's war völlig zu Ende. Pußtafi mußte ihm den Kopf stützen, damit er nicht unter das Wasser tauche.

— Versuchen wir unser Glück, — flüsterte ihm Pußtafi — zu. Wenn sie frisches Rohr in's Feuer werfen, dann wird es auf kurze Zeit dunkel; klammere Dich an meinen Hals und ich werde rasch mit Dir fliehen.

— Ich kann nicht... Trag' mich nirgends hin.... Laß' mich hier sterben. Du mußt Dich retten, damit Du meinem Weib Nachricht bringst. Du darfst nichts wagen... Hast es mir versprochen... Wenn wir uns rühren, — bemerken sie uns — ich mag nicht in ihre Hände fallen, nicht einmal todt. Verstehst Du mich? nicht einmal todt... Lieber hier unter den Kröten... Und doch wie kalt sind sie, wie häßlich!

Immer näher rücken fühlte Robert seinen letzten Augenblick und durch den schrecklichen Gedanken an den sicheren Tod zitterten ihm die Lichtstrahlen zweier Erdenbilder durch: Das Heldenbewußtsein und die treue Liebe.

— Vielleicht träumt sie jetzt von mir, — seufzte er leise und lächelte dann. — Vielleicht steht sie jetzt vor dem Heiligenbilde und nennt meinen Namen.

Vielleicht werde ich noch in dieser Stunde vor ihrem Ruhebette stehen, wie sie es wünschte — aber bleich un wortlos und von dem Kusse, welcher ihre Wangen streift, wird sie vielleicht Schaudern erfassen. . . . O, mein Freund, vergiß nicht auf den Ring.

Zu den Schreckniſſen der Nacht gesellten sich noch andere; während ein Theil der Kosaken Würfel spielte um die Beute, fiel ein anderer Feind über die nackten Leichen her. Die Wölfe hielten ein reiches Leichenmal.

Der Sterbende sprach zu seinem Freunde:

— Freund, halte Dein Versprechen und begrabe mich. . . . Begrabe mich, damit sie mich nicht finden: weder diese noch jene. . . Mögen sie mich nicht von Gestrüpp zu Gestrüpp schleifen. . . Mögen sie nicht ihr Spiel mit mir treiben. . . Der Schwertstreich that nicht sehr wehe, aber die List und der Spott . . . diese brennen fürchterlich. . . . Begrabe mich tief. . . Womit wirst Du die Gruft

graben? Hast Du noch Dein Schwert? Das ist sehr gut. . . . Schneide mir eine Locke ab und lege sie zu den Ring.

Pußtafi suchte seinen sterbenden Freund zu trösten.

— Sieh, — sagte Robert leise, — am Himmel dämmert es. . . Nicht wahr, das ist der Morgenstern? Sieh, wie er immer näher kommt. . . . Siehst Du, wie ich Dir immer sagte, die Sterne sind lauter schöne Menschengesichter. . . Dieses Gesicht sieht dem ihrigen ähnlich . . . bald werden wir beisammen sein . . . dann . . . vergiß nicht auf meinen Ring.

Plötzlich knallten Schüsse; wilder Lärm, Flüche, Heulen und Pferdewiehern wurde laut; einen Trupp hungriger Wölfe durstete nach warmem Blut und er überfiel die Kosaken. Die aufgescheuchte Truppe verjagte durch heftiges Flintenfeuer den neuen Feind.

Dieser Angriff hatte aber den Nutzen, daß die Kosaken sich weiter vom Röhricht entfernten.

Als Pußtafi dies bemerkte, nahm er seinen Leidensgefährten auf die Schulter und ging mit ihm aus dem Wasser. Der Weg war beschwerlich genug, der Boden wankte überall unter seinen Füßen. Eine alte Weide war das Ziel, welches er erstrebte. Bei dem Baume angelangt, nahm er die Bürde von seinen Schultern, lehnte den

Kopf Robert's an den Baum und sagte dann ermuthigend: Robert, wir sind in Sicherheit.

Robert antwortete nicht, denn — er war gestorben.

Pußtafi legte die Hand auf das Herz des Freundes; es hatte aufgehört zu schlagen. Seine Augen waren noch offen, aber gebrochen; die Glieder steif, die Haut kalt.

Die Kartätsche hatte ihm den Schenkel zerschmettert und Robert verblutete im Wasser.

Der Dichter drückte seinen Freund lange an's Herz, er sprach zu ihm von schöneren Tagen, von seinem schönen Weibe; — er gab keine Antwort mehr.

Dann begann er ihm zu erzählen, wie er ihn begraben werde.

— Sei unbesorgt, mein alter Freund (so nannten sie einander, als sie noch jung waren: noch gestern), ich werde Dich so begraben, daß weder wilde Bestien, noch häßliche Würmer, noch die viel schlechteren und häßlicheren Menschen Dich finden werden. Sie werden nicht mit gierigem Zahn über Dich herfallen; sie werden nicht Deinen blutigen Kopf als Trophäe umherschleppen. Ich begrabe Dich, wie man die römischen Helden zu begraben pflegte: in Feuer und Flammen. Die Atome Deines Körpers werden Dir nachfolgen in die Luft; selbst, was Irdisches an Dir, wird zum Geiste werden. Du wirst eine schöne Be-

stattung haben, die prasselnden Flammen werden ersetzen den Trommelwirbel, den Gesang und die Messe; der schwarze Rauch wird Dein Leichentuch sein und Millionen Funken werden Dir das Geleite geben. Nicht der Schoß dieser fluchbeladenen Erde, sondern die Luft soll Deine irdischen Reste aufnehmen. Es wird keine Kothschichte über Dir liegen; auf des Windes Flügeln werden die Stäubchen Deiner Asche sich zum Sonnenlicht erheben. Alter Leidensgenosse, ich bestatte Dich in dem Himmel!

Der Dichter zog hierauf dem Leichnam den oft erwähnten Ring vom Finger und steckte ihn an den eigenen Finger. Dann schnitt er ihm eine Locke ab und verbarg sie in seinem Busen.

Sodann nahm er die Leiche und stellte sie in die Höhlung der alten Weide. Die Höhlung war gerade so weit und groß, daß die Leiche sie ausfüllte.

Noch einmal küßte er dann das Gesicht des geliebten jungen Mannes, und umgab hierauf den Baum mit einer von den Rohrpyramiden, welche auf der Anhöhe zum Trocknen aufgestellt waren.

Der Holzstoß ist fertig, nur angezündet mußte er werden, dann mögen wilde Bestien, dann mögen Wolf und Adler kommen.

Allein, um den Holzstoß anzuzünden, ist Feuer nöthig: wer aber vom Abend bis Mitternacht

im Wasser gelegen, der sucht wohl vergeblich sein Feuerzeug.

Doch es war Feuer in der Nähe. Noch glimmten die Wachtfeuer an dem Sumpfufer. Von dort ließe sich Feuer holen.

Der Dichter entschloß sich dazu, Feuer zu stehlen in der Nacht, im Angesichte des lauschenden Feindes! Und doch mußte es sein.

Er verbarg sein gezücktes Schwert unter seinem Kleide, damit esnicht im Feuerglanz schimmere. Dann machte er den Weg zurück.

Als er sich dem ersten glühenden Punkte näherte, schien es ihm, als ob sich vor dem Feuer von Zeit zu Zeit dunkle Massen bewegen würden, er konnte jedoch im Halbdunkel nicht ausnehmen, was für Gestalten es seien.

Mit gesteigerter Vorsicht ging er weiter, die schwarzen hpüfenden Gegenstände waren lebendige Gestalten, aber keine Menschen.

Die Wölfe lieben das Feuer nicht. Jedes wilde Thier scheut sich davor. Damit das Feuer nicht in der Nähe ihres Schmauses brenne, badeten sie sich im Wasser des Morastes und spritzten dann das Wasser auf die Glut. Zwei der Wachtfeuer hatten sie auf diese Weise ausgelöscht. — Als die Bestien menschliche Schritte hörten, zogen sie sich vom Feuer zurück und heulten aus der Ferne dem Herannahenden entgegen. Pußtafi hielt einen Zunder aus zusammengedrehtem R:hr

in der Hand und steckte ihn in die Glut. Der Zunder fing Feuer.

Das war ein schlechter Versuch.

In dem Augenblicke, als die Flamme aufflackerte, ertönte das „Halloh" des Vorpostens, der in einer Entfernung von hundert Schritten stand.

Pußtasi duckte sich rasch nieder, zertrat den Zunder mit den Knieen und antwortete auf den Ruf des Vorpostens mit einem Heulen, das dem Geheul der Wölfe glich.

Die Wachen glaubten, es seien wieder Wölfe beim Feuer und kümmerten sich nicht weiter darum.

Auf solche Weise war es also nicht möglich, das Feuer fortzutragen.

Seine Zigarren waren sämmtlich durchnäßt, sonst würde er eine derselben angezündet haben; da gerieth er auf einen andern Einfall. Er wickelte Rohrblätter wie eine Zigarre zusammen, zündete sie an und nahm sie zwischen die Lippen.

Dann kehrte er zur Weide zurück.

Er mußte die Zigarre rauchen, damit sie nicht verlösche, anfachen durfte er sie nicht; der abscheuliche Rauch löste ihm die Haut von den Lippen; aber die Zigarre glimmte noch, als er bei dem Baume anlangte.

Bei dem Baume angelangt, nahm er mit Schrecken wahr, daß die Rohreinfassung zerstört war; die Wölfe hatten sich durch dieselbe einen Weg zu der Baumhöhlung gebahnt. Einige junge Wölfe liefen davon, als Pußtaſi nahe kam; ein alter Wolf aber stellte sich ihm entgegen und machte ihm das Terrain streitig.

Eine menschliche Stimme durfte nicht laut werden.

Pußtaſi rannte mit zusammengepreßten Lippen, mit Funken sprühenden Blicken auf die Bestie zu, die mit gekrümmtem Rücken und fletschenden Zähnen sich dem Angreifer entgegenstellte.

Pußtaſi empfand so tiefen Abscheu vor der Bestie, daß er nicht zum Schwerte griff, sondern ihr mit dem flackernden Rohrbüschel an die Schnauze schlug.

Der Angriff nützte. Der Wolf wartete den zweiten Gruß nicht ab, sondern rannte davon.

Nun stellte Pußtaſi zuerst ein Rohrbüschel auf und zündete es oben an, damit es als Leuchte diene.

Dann legte er wieder das Rohr um den Baum und zündete es an.

Die Flammen schlugen hell auf, ergriffen die Aeste und Zweige der alten Weide, und in kurzer Zeit stand der ganze Baum in Flammen.

Das Feuer vertilgt schnell; kein Mensch hätte mehr diese Flammen ersticken können — der Dichter konnte beruhigt weiter gehen. War doch sein Weg so eilig!

Um durch das Röhricht zu dringen, das erfordert mehrere Stunden, es wird Tag und das Sonnenlicht gehört nicht mehr dem Flüchtigen.

„Freund! Du hast ein schönes Begräbniß. Gott mit Dir!“

Der Baum brannte bis zum frühen Morgen in der ruhigen, stillen Nacht und flackerte gegen den Himmel auf wie Abel's Opfer.

Mitten auf dem großen, geschwärzten und mit Asche bedeckten Herde stand der verbrannte Baum; die russige Höhlung glich einer Aschenurne; darin lag eine Handvoll Asche, die sich von der Farbe der Blätter- und Holzasche unterschied.

Diese braune Asche war Robert Zelesi, der Jüngling, den die Frauen so geliebt, den die Freunde so geschätzt, den das Volk in Liedern besungen, den der Ruhm auf seinen Fittigen trug. Wer sollte ihn hier wohl auffinden? Wer sollte dies wissen?

Und wenn nun auch der flüchtige Leidensgefährte spurlos verschwindet mit sammt dem Ringe? Und wenn dann nach Jahren die wilde Brombeere in der Baumhöhlung wächst, ihre

Wurzeln weit hinaussendet und Kränze windet über den moosigen Boden?

Und wenn die verzweifelnde Witwe auch dann noch im Traume sich nach ihrem Manne erkundigt — kann ihr da nicht die menschenquälende Traumfee sagen: „Dein Mann, er weilt jetzt noch auf der Erde und windet seine Kränze?“

. . . .

Pußtafi aber kam niemals zu Seraphine. Er verschwand spurlos; man wußte nicht, wohin er gekommen, wo und wann die Erde ihn verschlungen.

Die Gattin.

Auf dem Rücken des Arader Weingebirges steht eine Burgruine, die „lucus a non lucendo“ heißt.

Unter der Ruine befindet sich ein Kastell; im Garten des Kastells ist eine schöne Laube; in der Laube steht ein weißer Marmortisch; an dem Tische sitzt Béla Lávay ganz allein.

Im Garten, im Schlosse, im Hofe, draußen auf der Gasse, im ganzen Orte und selbst auf den Feldern ringsum war ein Heer von Gästen. Nie sah dieses Schloß so viele Gäste beisammen, selbst nicht zur Zeit des berüchtigten Kochs, den der Onkel des Königs Mathias hielt.

Und Jeder der Gäste ist mit einer sehr eigenthümlichen Arbeit beschäftigt; ernste Männer flüstern geheim mit einander; Frauen mit verweinten Augen drücken einander die Hände, sprechen ein Wort und gehen weiter; Wagen kommen und verschwinden; manch ankommender Gast flüstert sei-

nem Kutscher etwas in die Ohren, zieht die Börse und übergibt ihm sie sammt dem Inhalt, drückt ihm die Hand und schickt ihn fort. In dem Zimmer verbrennen ernste Männer verschiedene Dokumente zu Asche; Andere scheeren sich Haar und Bart ab, ohne daß Jemand über die entstellten Gesichter lachen würde; noch Andere sitzen oder liegen unbeweglich, als wäre ihnen alles Fühlen abhanden gekommen, während ein Anderer unruhig auf- und abgeht, als suchte er einen Ausweg aus dieser Welt. Dann ertönt ein Klirren: Jemand hat seinen Säbel zerbrochen; ein dumpfer Knall wird hörbar: vielleicht hat Jemand sich erschossen.

Auch Béla war unter den Gästen. Er suchte sich ein einsames Plätzchen, um zu schreiben.

Die romantische kleine Laube war dazu geeignet.

Er schrieb einen Brief mit Bleistift auf ein Pergamentblatt seines Portefeuilles.

„Meine liebe Judith!

Ueber mich wird kein Tag mehr anbrechen. Du weißt, ich habe keine Ursache, länger zu leben. Wenn Du meine Zeilen liest, bin ich zu dem geworden, was mein Schicksal: — zu Staub. Ich anerkenne es, daß ich mich an Dir versündigte, als ich Dein Los an ein solches Mißgeschick, wie das meinige, knüpfte; Deine Eltern haben Dich vor mir gewarnt und sie hatten

Recht. Aber ich mache meine Fehler gut: ich sterbe. Ich erlöse Dich von meinem Fatum, das mich verfolgt. Deine künftigen Tage sollen nicht durch des jammervolle Leben eines Gefallenen vergiftet werden. Niemand und Nichts bedarf meiner mehr im Leben. Ich schließe meine Zeilen mit dem beruhigenden Gedanken, daß Du mir verzeihst, Dich mit mir versöhnst, ohne mich zu vergessen. Und wirst Du einst so glücklich sein, als ich es in dieser letzten Stunde wünsche, so wirst Du mich noch achten, wenn Du mich nichtmehr liebst. Meine Seele, mein Segen umgeben Dich auf Tritt und Schritt . . .

Dein über das Grab treuer Béla.“

Als er das letzte Wort geschrieben hatte, griff eine weiße Frauenhand von rückwärts in das Portefeuille und riß das beschriebene Blatt heraus.

Béla erfaßte überrascht die weiße Hand und schaute zurück. . . . Die weiße Hand war die Hand Judith's.

Er sprang von seinem Sitze auf, sank ihr zu Füßen, umarmte und küßte sie und frug dann:

— Wie kamst Du hieher?

— Hast Du nicht selber mich hieher beschworen, — sprach Judith und zeigte auf das Blatt. — Weißt Du nicht, daß, wenn Du den Tod anrufst, ich um eine Minute früher komme?

— Béla konnte sich nicht länger des Weinens enthalten. Wie sollte er die Thränen zurückhalten können, der so sehr geliebt war und so viel Glückseligkeit in Nichts zerrinnen sah?

— Wie konntest Du zu mir kommen?

— Auf wunderbaren Wegen. Später werde ich Dir's sagen. Unter tausend Gefahren, Wagnissen und kühnen Versuchen; der Instinkt meiner Seele leitete mich; über mir waltete Gott.

— Und warum kamst Du? Du weißt doch, daß hier das Schicksal zu Ende ist.

— Warum ich kam? Weil ich sah, daß Dein Geschick sich zum Schlechten wendet, daß Alles verloren ist. Nichts habe ich mehr, außer Dir; Dich muß ich befreien. Es ist die Aufgabe meines Lebens.

Gott hat sie mir auferlegt und ich unterziehe mich ihr. Ich wußte, was Du thun wirst, wenn es zum Aeußersten kommt. Du willst Dich tödten. Deshalb kam ich, um mich zwischen Deine Hand und Dein Herz zu stellen. Jetzt gehört Dein Leben nicht mehr Dir; Du hast es weggeworfen, hier dieses Papier beweist es; ich nehme es auf und es gehört jetzt mir. Ich sehe Nichts . . . keine Gefahr, keinen Verlust, nicht mein, nicht anderes Leiden; ich sehe blos Dich und Dich allein; ich ergreife Deine Hand und lasse sie nicht mehr los.

— Was willst Du aber? Ist es denn möglich, länger zu leben? — rief Béla aus.

— O, so weit denke ich nicht. Ich denke nur von einer Minute auf die andere. Was aus uns wird? wie wir weiter kommen? wo wir stehen bleiben? was dann geschieht? . . . ich weiß es nicht. Aber ich denke ja jeden Augenblick daran, und jeder Augenblick gibt mir einen neuen Gedanken ein.

— Du willst also, daß ich fliehen soll? ich?!

— Ich will, daß Du mir folgst, wohin ich gehe.

— Feige? zusammengeduckt?

— Nicht doch. Nur inkognito. Ich habe Wagen und Pferde gekauft; Du kleidest Dich als Kutscher. Wie ich hieher kam, werde ich auch weiter kommen, dazu hilft nicht Feigheit; sondern Muth. Oder solltest Du es für eine größere Heldenthat halten, wenn ein Mann sich eine Kugel durch den Kopf schießt, als wenn ein Weib durch Nacht und Sturm, auf Schleichwegen, ganz allein durch feindliche Lager zieht, ein halbes Land durchstreift, um den Geliebten zu finden?

Die Frau drückte bei diesen Worten so heftig den Arm ihres Mannes, daß er ihn niedersinken ließ.

— Sage ich Dir etwa, daß Du feige sein sollst? — setzte sie in vorwurfsvollem Tone fort. — Ich sage Dir blos: Bleibe bei mir. Und ist es

unmöglich länger zu leben, ist keine Rettung möglich, und ist der Tod unvermeidlich . . . nun, so will ich auch dabei sein!

— O, ich weiß dies, und eben dies schmerzt mich.

— Sei ein Mann, Béla, sei stark, wie ich es bin; nicht Derjenige ist stark, der mit dem Leben bricht, wenn er es verachten gelernt, sondern Derjenige, der sich erhebt, wenn das Schicksal ihn niederdrückt. Wir werden das Leben von Neuem anfangen, ganz von vorne. Wir werden die glänzenden Bahnen verlassen, auf welchen wir bisher gewandelt, und wir werden unser Brod mit unserer Hände Arbeit verdienen. Wir ziehen uns in einen Winkel des Vaterlandes zurück, wohin nicht einmal die Fama sich verirrt und wir werden den Boden bebauen. Ich liebe die Arbeit, und bist Du an meiner Seite, so fehlt es mir an Nichts; jedes Brod schmeckt mir gut, sehe ich nur Dich neben mir. Fühlst Du nicht so? Einst sagtest Du mir, ich sei für Dich eine ganze Welt; nun hast Du eine ganze Welt verloren; was bin ich Dir jetzt?

— Die ganze Welt! — seufzte Béla und schloß die theure Frau an die Brust, die Frau, deren Liebe höher ist, als der Sternenlauf.

— Du wirst also mit mir kommen, — rief sie freudig erregt.

— Mit Dir überallhin.

— Wirst Du mir in Allem gehorchen und vertraust Du Dich mir an?

— Ich lege die Kleider Deines Dieners an und ich diene Dir treu wie ein Sklave.

— Wirst Du den Muth haben, nach einer glänzenden Vergangenheit einer düsteren Zukunft voll Resignation entgegenzugehen?

— Habe ich ihn nicht, so wirst Du mir ihn einflößen.

— Gut; ich glaube Dir. Ich glaube Dir, daß Du mich nicht betrügen willst, mich nicht durch scheinbare Nachgiebigkeit täuschen willst. Sprich mit Niemandem, komme sofort mit mir. Im Thore wartet mein Wagen. Sobald wir in's Freie kommen, kannst Du die fremden Kleider anlegen. Dann vertraue Dich mir an. Die zwingende Nothwendigkeit lehrte mich, schlau zu sein. Nur vergiß auf Eines nicht. Alles, was Dich betrifft, Freude und Kummer, Glück und Unglück, gehört zur Hälfte mir. Was Du mit Dir thust, das thust Du auch mit mir. Wenn Du frei wirst, befreiest Du auch mich; wenn Du fällst, falle ich mit Dir; wenn Du in Verzweiflung stürzest, ziehst Du auch mich mit Dir. Fürchte Nichts. Schande werde ich über Deinen Namen nicht bringen, und sollte das Schicksal uns mit seinen Netzen so umspinnen, daß keine andere Wahl bleibt als Kopf oder Herz, so wäre ich es, die Dir sagen würde: „Mein Gemal, es gibt

noch einen dritten Weg; Paetus, das Messer thut nicht wehe!"

Béla zog begeistert dieses Ideal Arria's an die Brust, und in dieser fürchterlichen Stunde der Verzweiflung fühlte er sich glücklicher als jemals.

... Glaube und Hoffnung brechen zusammen und ersterben, aber die Liebe dauert fort und überlebt die verschwisterten Genien! ..

Auf der Gasse stand ein leichter Wagen, in welchem Judith gereist war.

Es war ein Leichtes, unbemerkt sich zu entfernen. Achtzehnhundert verschiedene Fahrzeuge standen als Wagenburg neben einander; wer kümmerte sich darum, wenn einer verschwand.

Im Freien angelangt, stieg Judith's Kutscher vom Wagen und übergab Béla die Zügel. Er sagte seinem Herrn, wie er sich zu benehmen habe, wenn er als Kutscher gelten wolle. Den Schnurrbart müsse er tüchtig wichsen und die Pfeife mit dem kurzen Rohr in den Mundwinkel drücken; er müsse Branntwein trinken, damit er eine heisere Stimme bekomme, und wenn er im Wirthshause Etwas verlange, müsse er stark schreien. Wenn er in der Csárda oder im Stalle mit einem andern Kutscher zusammenkommt, dürfe er nicht zurückhaltend sein, aber er dürfe ihn auch nicht traktiren; wenn er mit der gnädigen Frau spricht, müsse er den Hut ziehen; so oft sich die geringste Gelegenheit bietet, solle er laut und

heftig fluchen; die Pferde dürfe er vor der Fütterung nicht tränken, zuerst gebe er ihnen Heu, dann Hafer; das eine Pferd heiße Csillag, das andere Vidám; er möge sie beim Anspannen nicht verwechseln, sonst gehen sie schlecht; mit der Peitsche dürfe er blos den Bauch des Pferdes kitzeln, denn wer das Pferd auf den Rücken schlägt, der zeigt, daß er noch kein rechter Kutscher ist.

Mittlerweile hatte Béla die Kutschertracht angelegt; das glänzende Kostüme Béla's verbarg Judith in dem Wagenkoffer; der Kutscher übergab Béla die Peitsche und die Pfeife. Dieser wendete sich nun gegen Judith und fragte mit heiserer Stimme:

— Wohin fahren wir, gnädige Frau?

— Nur vorwärts!

Der Wagen brauste dahin, der Kutscher rief ein „Lebewohl" nach, und schaute lange mit prüfendem Blick, ob der junge Herr gut zu kutschiren verstehe. Er schüttelte bedenklich den Kopf und ging dann weiter; ohne Zweifel hatte er viel einzuwenden.

Wohin nun?

Im Westen und Norden standen russische Armeen; im Osten unbekannte Gebirgswege, die in das Innere verrufener Wälder führen, wo ein trotziger Volksstamm wohnt, fremd an Sprache und fremd im Herzen. Ringsum Gefahr!

Die Landstraße führte gegen Norden.

Zwei Stunden schon rollte der Wagen und noch trafen die Reisenden keine menschliche Seele, die mit ihnen in gleiche Richtung gezogen wäre. Kam ein Wagen, so kam er von der entgegengesetzten Seite und auf Seitenwegen.

Auf den Gesichtern der Entgegenkommenden lag die Angst deutlich ausgeprägt. Alle kamen mit rasender Eile herangestürmt, und Jeder schaute verwundert die Reisenden an, als ob man sie fragen wollte, warum jagt Ihr denn in Euer Verderben?

Unter den Zurückkehrenden zeigte sich manch bekanntes Gesicht; man fand es jedoch nicht an der Zeit, die Bekanntschaft zu erneuern; rastlos jagte man aneinander vorbei.

Immer mehr Wagen kamen unsern Reisenden entgegen; kaum hatten sie mehr auf der Landstraße Platz. Béla war oft gezwungen anzuhalten, damit er nicht mit einem entgegenkommenden Wagen zusammenstaße.

Noch Niemand sagte ihnen, wovor man sich flüchte und sie fragten auch Niemanden.

Allmälig wurden die ankommenden Wagen seltener, desto heftiger jagten sie dahin.

Plötzlich rief aus einem bedeckten Wagen eine Stimme hervor: „Gnädige Frau, Judith!"

Judith sah erschrocken in das Gesicht, welches aus dem Wagen hervorlugte. . . . Es war Bärsing.

— Zurück, zurück! — rief Bársing. — Die Kosaken kommen.

Béla blickte zurück und Bársing erkannte ihn sogleich.

— Servus, Béla, — rief er; — dorthin dürft Ihr nicht fahren. Kehret um.

Judith blickte mit strenger Miene auf ihren Kutscher und rief im befehlenden Tone:

— Warum bleiben wir auf der Straße stehen?

— Wir sind verloren, — flüsterte Béla, — dieser Mensch hat uns erkannt.

— Vorwärts! — befahl Judith.

Béla trieb die Pferde an.

Bársing rief ihnen noch einmal nach, sie mögen doch nicht in jener Richtung fahren, sie würden das ganze russische Lager auf dem Wege finden. Als er aber sah, daß Jene nicht zurückkehren wollten, da wollte er seinen Kutscher zur Umkehr bewegen.

Dieser Kutscher war aber Herr Andreas Kapor.

Er kam aus der oberen Gegend mit seinem Wagen hieher; ein Pferd hatte er auf der langen Fahrt bereits eingebüßt. Er führte die Kasse, welche Bársing bewachte.

— Kehren wir um und jagen wir ihnen nach.

Herr Kápor schob den Hut von der Stirne,

um dem Manne besser in's Gesicht sehen zu können.

— Sollen wir zwischen die Kosaken hinein fahren?

— Haben Sie jene Frau und ihren Kutscher nicht erkannt?

— Nein. Ich habe sie nie gesehen.

— Der Kutscher ist Béla Lávay, die Frau, dessen Gattin.

— Ich kenne sie nicht. Und was geht's mich auch an. Weshalb sollte ich ihnen nachjagen?

— Weil ich die Beiden retten will.

— Oder umgekehrt, nicht wahr? Sie scheinen mir ein sehr falsches Tuch zu sein; nie habe ich noch einen aus so vielen Hölzern geschnitzten Menschen gesehen.

— Verschont mich mit Euren Grobheiten.

— Ist es Ihnen nicht recht, so steigen Sie von meinem Wagen. Ich führe die Kassa, und der Herr hat mich während des ganzen Weges mit allerlei kuriosen Rathschlägen versucht. Wir sollen die Kassa in irgend einen hohlen Baum verstecken, da ohnehin schon Alles verloren sei. Jetzt wollen Sie wieder, daß wir zwischen die Kosaken fahren, um irgend ein schönes Weib zu retten, oder zu verfolgen. Fürchten Sie für diese Beiden Nichts, die werden schon mit ihrem leichten

Wagen durchkommen, uns wird man aber sammt der Kassa gefangen nehmen.

— Bauer! — rief der goldbeschnürte Herr, all' seine Autorität zusammenraffend — jetzt befehle ich Dir, zu gehorchen.

— Mir? — frug Kápor in ruhigem Tone.

— Ja Dir, sonst schieße ich Dich nieder.

Kaum hatte er jedoch diese Drohung ausgesprochen, als er auch schon auf den Boden lag; Kápor hatte ihm mit seinem Ellenbogen einen Stoß versetzt, daß er vom Wagen bis an den Rand des Grabens kollerte; bevor er sich da aufraffen konnte, war der Wagen Kápor's bereits in der Ferne verschwunden. Bársing hinkte nun zu den nächstfolgenden Wagen, bot viel Geld, wenn man ihn zurückführen wolle, mußte sich aber damit begnügen, daß man ihn führte, wohin man eben wollte.

So mußte er abermals jenen Feind entschlüpfen lassen, dessen Untergang er zuversichtlich gehofft. Dieser Feind wird sich retten, es steht ihm ja eine Frau zur Seite, die für ihn Wunder zu wirken im Stande ist!

Der Wagen Judith's fuhr langsam die Straße entlang.

Einem einzigen Fuhrwerk begegneten sie noch; dieses mit vier Rossen bespannt, jagte mit rasender Eile, als wären die Pferde scheu geworden.

Im Wagen saßen zwei Damen und ein zwölfjähriger Knabe. Ihre Gesichter waren bleich, ihre Lippen blau vor Schreck. Sie wurden von den Kosaken verfolgt, welche nach ihnen geschossen hatten; der Knabe zeigte das Loch an seinem Hute, welches eine Kugel gerissen, und die Lende des einen Pferdes blutete. Die Kosaken blieben erst am Saume des Waldes zurück ... Sie konnten ihre Rettung nur der Schnelligkeit der Pferde verdanken. „Zurück, zurück!" riefen die Damen!

— Nur vorwärts! — befahl Judith im festen Tone, und die beiden Wagen jagten davon, der eine nach Süden, der andere nach Norden.

Es naht also der Feind, dessen fürchterlicher Ruf von der Seine bis zum Amur, und von der Behringsstraße bis zum Golf des goldenen Horn die Herzen mit Schrecken und Grauen erfüllt:

Die Kosaken kommen!

Der Feind, mit dem Niemand in diesem Vaterlande zu sprechen verstand, der für die Klagen der Flehenden kein Verständniß hatte, der die eroberten Städte in Brand steckt und den Säugling an der Mutterbrust ermordet. Der Feind, der die Verwundeten auf dem Schlachtfelde tödtet und die Gefangenen tausend Meilen weit in den äußersten Norden schleppt; der ver=

tilgt, wo er siegt, und Leichenfelder schafft auf Schritt und Tritt. Und was schlimmer als Tod und Verheerung: der Feind, der neben der Waffe die Peitsche in der Hand hat und nicht nur tödtet, sondern auch schlägt! Denn nicht der Schwertstreich, sondern der Knutenschlag ist es, der niemals verharscht.

Und diesem Feind galt es entgegenzufahren.

Nur ein Wald barg die Reisenden vor ihm.

Am Rande des Waldes angelangt, brachte Béla die Pferde zum Stehen und, zu seiner Frau gewendet, sagte er:

— Judith, ich bin auf Alles vorbereitet, nur auf Eines nicht, darauf nicht, daß mir in Deiner Gegenwart Schmach angethan werde. Wenn ein Mann vor den Augen seiner Frau geschlagen, oder eine Frau vor den Augen ihres Mannes geküßt wird ... das ist mehr als der Tod.

— Ich weiß es, — antwortete Judith.

Und darauf zog sie eine Pistole mit doppeltem Lauf aus der Tasche.

— Sei ruhig. Ich sitze hinter Dir. Bevor es geschehen könnte, daß der Feind mich küßt oder Dich schlägt, hat der eine Schuß Dich, der andere mich befreit. Die Pistole ist in guten Händen, fürchte nichts, sie zittern nicht. Ich werde Dich und mich zu tödten wissen. So sei Gott meiner Seele gnädig. . .

— Ich danke Dir, — sagte Béla und drückte die Hand seiner Frau.

— Und nun umarme mich, küsse mich.

Béla neigte sich zurück, seine Frau umschlang ihn mit ihren Armen, und in einem langen Kusse sagten sie einander Alles, was in Worten unmöglich auszudrücken war. Die tiefe Stille des Waldes lauschte dieser Unterredung.

Und nach diesem Kusse bedeckte lebhafte Röthe die beiden Gesichter, die bisher so blaß waren. Béla schwang die Peitsche, der Wagen rollte weiter; der Kutscher begann ein lustiges Lied zu pfeifen, und die Vögel des Waldes schwatzten und sangen dazu.

Judith aber blickte voll Entzücken auf den blonden Kopf ihres Gatten, auf den blonden Kopf, dessen Locken ihre Lippen so oft gestreift; ihr Herz pochte heftig, und ihre Finger ruhten auf dem Hahn der Pistole.

Wie wird sie diesen schönen, lieben jungen Kopf in einer Minute auseinanderschießen!

... Der Wald begann sich zu lichten, und als die Reisenden das letzte Gestrüpp hinter sich hatten, konnten sie die Landstraße in ihrer endlosen Länge vor sich sehen.

So weit das Auge reichte, konnte man eine ununterbrochene Kolonne von Reitern und Infanteristen sammt dem Zubehör von Kanonen, Munitions- und Zeugswagen gewahr werden.

Der Vortrab dieser Kolonne bewegte sich kaum zweihundert Schritte vor den Entgegenkommenden und besetzte die Straße nach ihrer ganzen Breite.

Dieser Vortrab bestand aus Kosaken.

Man konnte sie an ihren rothen, pelzverbrämten Mützen, an ihren langen Lanzen schon von der Weite erkennen. Ein Jeder hatte die geflochtene Lederpeitsche um das Handgelenk gewickelt; einen Jeden zeichnete der wilde Blick aus.

Der Anführer des Pulks war ein blatternarbiger Mann, mit verbundenem Auge; durch das weiße Tuch triefte Blut; er mochte die Wunde erst jetzt bekommen haben.

Auch die gemeinen Reiter trugen Spuren frischer Wunden; es mag dies eine Truppe gewesen sein, welche ein Quarré attaquirte, worüber sie lange nachzudenken haben wird.

— Macht nichts! . . .

Béla trieb seine Pferde vorwärts. Er konnte sich ja seiner Judith anvertrauen.

— Es kann Dir nichts widerfahren; ich beschütze Dich, ich werde Dich auch tödten . . .

Die Kosaken und der Wagen näherten sich langsam einander.

Als sie auf ungefähr fünfzig Schritte an einander gelangten, kommandirte der einäugige Kommandant in sicherem, rauhem Tone Etwas

seiner Truppe; diese griff zu den Peitschen und setzte die Pferde in schnellere Bewegung — — jedoch blieb die Hälfte zurück, und ließ den Raum für den anrückenden Wagen auf der einen Seite der Chaussee frei.

Dann ging es ruhig neben einander weiter. Béla pfiff sich ein Lied, die Kosaken sangen sich eins, und machten, als würden sie einander nicht einmal gesehen haben. Auf der linken Seite der breiten Landstraße marschirten die feindlichen Truppen, Kanonen und Munitionswagen in musterhafter Reihe; die rechte Seite blieb leer; auf dieser konnte Béla ungestört und ungehindert weiterfahren, ohne Jemanden zu begegnen. . . Stundenlang währte es, bis das entgegenkommende Armeekorps vorbeizog; Batterien verschiedenen Kalibers, glänzende Husaren- und Uhlanenregimenter auf gleichfarbigen Pferden, eine unabsehbare Reihe Infanteristen in langen, grauen Röcken, mit spitzigen Pickelhauben, Lastwagen, Sanitätskarren, blanke Stabsoffiziere und zerlumptes Fuhrwesenvolk. Alles dies zog ohne Trompetenschall und Trommelschlag stille vorüber, kaum drei Klafter von den Flüchtenden entfernt, und Niemand wendete auch nur das Gesicht gegen sie, als würden sie für die Marschirenden unsichtbar sein, oder als wäre das Ganze nur ein vorüberziehendes Traumgebilde, welches nichts von Demjenigen weiß, der es geträumt hatte.

Auch der Hufschlag des letzten Nachtrabes verklang, und noch hatte Niemand ein einziges Wort an die Flüchtenden gerichtet.

Die Rettung Béla's grenzte an's Wunderbare, und war doch so einfach, wie das Räthsel mit dem Kolumbusei. Ein Reisender, welcher mit vollem Vertrauen dem Feinde entgegenfährt, bei dessen Annäherung nicht umkehrt wie die Uebrigen, der stets seine Ruhe und Gleichgiltigkeit bewahrt, kann keinen Argwohn erwecken.

So viel steht jedoch fest, daß dies ein gewagteres Unternehmen war, als der gewagteste Sturm auf feindliche Kolonnen! . . . Durch eine ganze russische Armee brechen, wenn ringsherum nirgend mehr ein Rettungsweg offen.

Als sie über das nächste Dorf hinausgelangten, war die Gefahr vorüber. Da öffnete sich die endlose Steppe des Alföld mit der bekannten Bevölkerung; diese barg und geleitete die Flüchtenden.

Wer weiß, wo sie am Ende Ruhe fanden.

Kostbare Blutstropfen.

.... Der kleine hinkende Doktor Melchior hatte seit zwei Tagen sein Zimmer gehütet.

Als er vor dem Nationaltheater auf der Kerepescherstraße einen Kosaken gewahr wurde, wie derselbe reife, gelbe Gurken aß, war er es, der darüber das Fieber bekam, — möglich, daß nicht die Gurke daran Schuld trug.

Er ging nach Hause, verriegelte sich in sein Zimmer, ließ die Vorhänge der Fenster herab, um keinen einzigen Blick mehr auf die Gasse werfen zu können. Er wollte von der Welt nichts mehr wissen.

Dann nahm er die alten Portraits von den Wänden und ließ deren Rahmen leer stehen; heizte die ganze Nacht hindurch mit seinen diesjährigen Zeitungen, trotzdem daß es Monat August und ungemein heiß war.

Am zweiten Tage begann er erst darüber nachzudenken, was mit seinen Patienten geschehen sein konnte, die er während seiner Klausur nicht

besucht hatte. Er hielt es für einen Unsinn, sich mit anderer Leute Angelegenheiten zu beschäftigen, wenn einem selbst so Großes widerfahren. Und wenn er bedachte, daß Einer seiner Patienten an der Angine leidet, der Andere am Typhus darniederliegt, der Dritte sich im letzten Stadium der Schwindsucht befindet, so beruhigte er sich immer damit, daß alle diese weniger Ursache zur Klage haben, als er; und wenn er Desjenigen gedachte, der dem sichern Tode entgegengeht, so hielt er diesen für den beneidenswerthesten Menschen der Welt.

Bis in die späte Nacht hinein klopfte man ununterbrochen an seine Thüre; er blieb entschlossen und verschlossen. Die haben es leicht, sie sind nur krank, meinte der kleine Doktor.

Einmal jedoch klopfte man so bescheiden, so sanft an die Thüre, daß er es nicht auf seine Seele zu nehmen vermochte, auch jetzt nicht zu öffnen. Er ließ den Klopfenden herein.

— Ach, mein Herr Jesus! — rief er erschrocken zurücktaumelnd.

Vor ihm stand eine Frau mit verschleiertem Gesicht, gesenkten Hauptes und im Schoße gekreuzten Händen.

Es war Judith.

Melchior hatte sie auf einen Blick erkannt. Er zog sie schnell in das Zimmer, verriegelte

dann doppelt die Thüre, und flüsterte erschrocken: „Sind Sie es?"

Die Dame nickte mit dem Kopfe und ließ sich müde auf den ersten Stuhl, den sie fand, nieder.

— Sie sind nach Pest gekommen . . . statt in's Ausland zu gehen?

— Ich konnte nicht, und wollte auch nicht; — antwortete die Dame, ängstlich in dem Zimmer umherspähend.

— Und Béla? frug der Arzt beklommen.

— Befindet sich in diesem Augenblicke an einem guten Orte . . .

— Wie lange wird dieser Aug enblick währen?

— Das weiß ich nicht zu bestimmen . . . sagte die Dame. — Ich zittere, wenn ich daran denke; doch wozu zittern, wenn es zu helfen gilt, wenn man helfen muß, und wenn man selbst das Unmögliche versuchen müßte!?

— Wie denken Sie sich diese Rettung? Haben Sie irgend eine Idee?

— Ja. Und deßhalb kam ich zu Ihnen, daß Sie mir an die Hand gehen. Doch stille; lauscht hier Niemand?

— Außer mir befindet sich Niemand im Zimmer.

— Und in diesem Kamin dort?

— Dort kann sich Niemand verbergen, es brennt ja jetzt noch Feuer d'rin.

— Feuer?

— Ja. Es sind Zeitungen und sonstige Druckwerke. — Judith spähte mit dem ängstlich scharfen Blicke eines Verfolgten im Zimmer nach jeder Ecke. Plötzlich erblickt sie neben der Bücheretagere einen Menschen ähnlichen Gegenstand, welcher, mit einem weißen Leintuch bedeckt, die Formen des Kopfes, der Achseln, der Ellbogen und der Kniee deutlich unterscheiden ließ.

— Dort ist Jemand verborgen! — rief sie erschrocken; — dort horcht Jemand!

Damit sprang sie hastig von ihrem Sitze auf und deutete mit dem zitternden Finger auf die Gestalt.

— Nein, nein, es ist Niemand dort, — versicherte der kleine, lahme Mann in weinerlicher Verwirrung.

— Wer ist es? Wer ist dort verborgen?

— Oh, sehen Sie es nicht an, gehen Sie nicht hin, — jammerte Melchior, die Hände der Dame erfassend; aber er hatte nicht die Kraft, sie zurückzuhalten. Sie riß sich los, stürzte sich auf die schweigende Gestalt, zog hastig die sie bedeckende Hülle weg und taumelte dann, die flache Hand auf die heiße Stirne drückend, entsetzt zurück.

Diese horchende Gestalt war ein einfach menschliches Gerippe, ein kalter Gegenstand ärztlicher Studien, ein Mann, welcher das Schweigen

sich längst angewöhnt hatte, und welcher das, was er gehört, Niemandem erzählte.

Judith fiel aus einem Schreck in den andern und suchte unwillkürlich nach der Hand ihres alten, bewährten Freundes, um sich auf diese Hand zu stützen, dann stotterte sie mit athemloser Stimme:

— Verzeihen Sie. Ich bin so ängstlich. Alles jagt mir Furcht ein.

Der Arzt beeilte sich, das Gerippe zu verdecken, schob es dann hinter den Bücherschrank und sagte mit stillem Vorwurfe:

— Sie mißtrauen mir?!

— O, wundern sie sich nicht darüber; ich fürchte mich jetzt vor Allem. Verzeihen Sie mir; ich werde meinen Fehler gut machen, werde Ihnen Alles erzählen, mein Schicksal in Ihre Hände legen. Sie sollen es sehen, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe.

— Sagen Sie mir nur, ob sich Béla in Sicherheit befindet.

— Gegenwärtig ja. Aber wie lange wird das währen? Jede Minute kann er verrathen werden. . . . Soll ich denn ewig für sein Leben zittern? Ihn stets als Flüchtling wissen? . . . Soll er ein Begrabener sein, für dessen Leben ich bete? Ach, das führt zum Wahnsinn! Ich muß ihn befreien, und Sie werden mir dabei behilflich sein.

Melchior versprach Alles zu thun, was Judith von ihm verlange.

— Versprechen Sie mir bei Allem, was Ihnen heilig ist, Alles zu thun, was ich von Ihnen verlangen werde?

— Alles, Alles! ... ich verspreche es Ihnen bei dem Angedenken meiner Mutter! — beeilte sich Melchior zu erwidern, indem er warm die Hand der Gattin seines Freundes drückte.

— Nun, so erfahren Sie denn, was ich wünsche. Im Augenblick ist Alles verloren. Es gibt nur einen einzigen sichern Ort noch: Komorn.

— Komorn wird auch kapituliren.

— Ich weiß es. Jedoch ist das Schicksal Derjenigen, welche in Komorn sind, gesichert, ihr Leben geborgen; es kann sie keine Gefahr ereilen.

Im Gehirn Melchior's blitzte ein Freudenstrahl auf.

— Dort sollte Béla sein!

Judith antwortete niedergeschlagen.

— Dorthin kann er nicht mehr.

— Ist er zu weit entfernt? — frug der Arzt traurig.

— Sehr weit. ... Und ich würde es ihm auch nicht erlauben, den Versuch zu machen, in die Festung zu gelangen... Ich brauche hiezu jemand Andern. Während dieser Zeit darf er den Ort nicht verlassen, wo ich ihn geborgen.

— Was soll denn also geschehen?

— Es muß sich Jemand anstatt seiner unter die Festungsbesatzung einschreiben lassen; muß sich in seinem Namen melden, einen Passierschein auf seinen Namen erlangen.

Melchior betrachtete seufzend seinen lahmen Fuß, als würde er ihm Vorwürfe machen wollen, und murmelte in sich hinein: wäre ich nur nicht lahm, ich würde es thun. . .

— Béla hat gute Freunde dort; — tröstete er Judith.

— Das wird ihm wenig nützen. Wer würde es denn unternehmen, auf sich selbst zu vergessen, um sich eines abwesenden Freundes zu erinnern? Wer würde den letzten rettenden Balken, den er aus dem Schiffbruche erhascht, dem untergehenden Freunde überlassen?

— O, sprechen Sie also, was soll ich hier thun? — rief der Arzt in peinlicher Spannung.

— Merken Sie gut auf. Ich bin einundzwanzig Jahre alt; Béla zählt dreiundzwanzig. Wir stehen beinahe im gleichen Alter. Er ist als Mann mittlerer, ich als Frau hoher Statur. Wenn ich mich zwei Tage hindurch den Strahlen der Sonne aussetze, wird mein Gesicht ebenso gebräunt, wie das seine. Ich selbst will nach Komorn als Frau hineingelangen, und dort mich unter Béla's Namen als Mann in die Armee einschreiben lassen und so zurückkehren.

— Wohin denken Sie?! . .

— Bitte! Widersprechen Sie mir nicht. Ich habe nicht deshalb so viele Nächte mit diesem Gedanken durchwacht, daß mich Jemand mit einem kurzen Einwurf in meinem Entschlusse stören soll. Ich will es so, und es muß gelingen. Wollen Sie mir behilflich sein?

— Dann müssen Sie sich von Ihrem schönen, langen Haare trennen, — sagte Melchior schwärmerisch.

— Das ist schon geschehen, — erwiderte Judith, ihren Hut vom Kopfe nehmend.

Zu jener Zeit war es Mode, daß die Männer ihr Haupthaar bis auf die Haut geschoren trugen. Auch der Kopf Judith's hatte diese Frisur.

Dem guten Melchior traten die Thränen in die Augen, als er an die schwarzen, wallenden Locken dachte, welche auf der Bühne den Boden kehrten, wie man Judith, als zum Tode verurtheilte Königin, zum Richtplatz führte.

— Wie kann man einen Mann lieben! — seufzte er.

Judith lächelte, als sie den Hut herabnahm.

— Sie haben für Béla eine Welt vernichtet, — sagte der Arzt in vorwurfsvollem Tone.

— Das Haar wird wieder wachsen. . . .

Dies Alles ist jedoch nicht genug. Die Passierscheine werden mit der betreffenden Personsbeschreibung ausgefüllt. . . . Sie werden sich erinnern, daß auf der Stirne Béla's eine lange Narbe sichtbar ist.

— Ich erinnere mich. War doch ich der Arzt, welcher ihn nach dem Duell behandelte.

— So werden Sie sich auch erinnern, welche Richtung die Narbe hat, und wie groß sie ist.

— Habe doch ich sie verbunden!

— Gut, nun machen Sie also einen gleichen Schnitt auf meine Stirne.

— Um Gottes Willen! . . Was verlangen Sie da von mir.

— Ich verlange, daß Sie erfüllen, was Sie mir versprochen. Einen Schnitt auf meine Stirn mit sachkundiger Hand.

— Ach, Sie treiben Scherz mit mir. Ich soll diese schöne alabasterne Stirne ritzen? mit scharfem Eisen, wenn auch nur so tief, als wäre es mit der Spitze einer Nadel geschehen? Ich soll dieses Antlitz blutend sehen von meiner Hand? Nimmermehr! Und verflucht sei die Hand, welche es vollziehen würde.

— Ich bitte Sie, diesen Fluch zurückzunehmen, sonst ist es möglich, daß Sie meine eigene Hand verflucht haben, . . . denn wollten Sie mir

etwa den begehrten Dienst nicht erweisen, so müßte ich die Operation selbst vornehmeu, und dann wäre es wohl möglich, daß meine ungeübte Hand eine tiefere Wunde, und vielleicht nicht in der erforderlichen Richtung schneiden würde, was für mich insoferne schmerzlich wäre, als ich nicht viel Zeit habe, mich mit dem Wundfieber zu befassen.

Melchior gerieth in Verzweiflung, er mußte einsehen, daß sich gegen diese Frau nichts ausrichten ließ.

— Nun, mein lieber Freund, wollen Sie mir diesen Dienst erweisen?

Bei diesen Worten ließ sich Judith ruhig und kalten Blutes in jenem Armstuhl nieder, in welchem Melchior seine Operations-Meisterwerke zu verrichten pflegte, den Kopf an den Kissen des Stuhles gelehnt, blickte sie mit ihren großen, sprechenden Augen den Arzt an, welcher, von diesem Blicke bezaubert, sich ganz dem Willen der Dame untergeordnet fühlte . . . und er vollzog die Operation.

Judith konnte erst nach acht Tagen die Binde von der Stirne entfernen; auf der marmorweißen Glätte dieser Stirne zeigte sich ein rosenrother Streifen, eine vernarbte Wunde. Auch diese verunstaltete sie noch nicht, hob vielmehr deren Schönheit hervor.

Sieben Tage hindurch meldeten die Theaterzettel ihre Krankheit;, am achten mußte sie

auftreten. Die Narbe hatte die Bühnenschminke verdeckt, das Publikum konnte sie nicht bemerken, und unter den Schauspielern gab es nie Verräther. Letztere treiben viel Gehässigkeit untereinander, sie verleumden, intriguiren; ist aber Jemand von patriotischem Schmerze geplagt, so achtet ihn dieses Völkchen und hütet ihn vor Freund und Feind, dem Nebenbuhler, sei es Weib oder Mann, vor den Künstlern, Pfuschern, Souffleuren und Theaterdienern. Niemandem von dem Theatervolke fiel es ein, über Judith's Narbe zu sprechen, trotzdem dieselbe hundert und hundert Menschen stundenlang betrachten konnten.

Als sie nach der Vorstellung aus dem Theater ging, trat ihr am Thor ein Mann im blauen Dolmány entgegen und redete sie an:

— Guten Abend, gnädige Frau!

Zu jener Zeit, und überhaupt in jenen Tagen, war die Kerepescherstraße zehn Minuten nach der Vorstellung beinahe gänzlich menschenleer; nur der einförmige Tritt der Patrouillen begleitete das ersterbende Abendgeräusch. Judith war nur von ihrer Magd begleitet.

Sie erkannte jedoch an der Stimme den Mann, welcher ihr den Abendgruß geboten.

— Sind Sie es, Kápor?

— Sie haben mich erkannt, gnädige Frau? — sagte der Angeredete in freudigem Tone. — Und doch haben Sie mich so lange nicht gesehen.

— Sie waren ja so oft im Hause meines Vaters, als ich noch ein Kind gewesen, und haben mich so oft auf Ihren Knieen geschaukelt.

— Auch dessen erinnern Sie sich noch? Sie waren damals so klein, und doch schon so verwegen; wenn ich Sie in die Schaukel setzte, riefen Sie da nicht in Einem fort: Treiben Sie besser an, Kápor bácsi, treiben Sie die Schaukel bis in den Himmel hinauf! Während ich in Einem fort jammerte: Ach, Fräulein Juczi, geben Sie, Acht um Alles in der Welt, Sie fallen herab! Ach mein Gott und Herr!

— Und bin dennoch selbst bis jetzt noch nicht herabgefallen, — erwiderte Judith mit festem Tone.

— Gott gebe es! — seufzte Kápor. — Ich kam die gnädige Frau hier aufzusuchen, weil ich nicht in Ihre Wohnung gehen wollte, denn ich bin selbst nicht dreizehnpröbig. Sie verstehen mich ja? Da ich aber morgen in frühester Zeit heimreisen will, so wollte ich nur fragen, ob Sie der alten gnädigen Frau keine Nachricht zu geben haben?

— Sind Sie mit einem Wagen hier?

— Versteht sich. Belieben ja zu wissen, da wir uns über Magyarát hinaus begegneten. Ich sah Sie jedoch nicht, ich wußte von Nichts, wechselte mit Niemandem ein Wort darüber, da ich gut weiß, worüber ich zu schweigen habe. Auch

will ich Sie nicht viel mit Fragen belästigen, nur so viel möchte ich erfahren, was ich zu sagen haben werde, wenn ich zu Hause, von meinem Wagen steige, und die gute alte Frau an mich herantritt und jene Frage, welche sie an Hunderte schon gerichtet, auch an mich stellt, ob ich da mit „Ja“ oder „Nein“ antworten soll.

Sie gelangten während dieses Gesprächs bis zur Wohnung Judith's, sie schickte ihre Magd voraus, dann ergriff sie die schwielige Hand des Fuhrmanns und drückte diese mit inniger Wärme.

— Sind Sie allein?

— Ganz und gar allein.

— Möchten Sie nicht meine Magd nach Komorn hineinführen?

Kápor schien die Frage ein wenig zu apprehendiren.

— Wenn Sie in Ihre Magd größeres Vertrauen als in mich setzen. . .

— Es ist nicht wegen des Vertrauens, sondern weil der Dienstbote wieder zurückkehren muß.

— Das ist was Anderes. Mit tausend Freuden thue ich es.

— Um wie viel Uhr fahren Sie?

— Ich möchte wohl schon um zwei Uhr nach Mitternacht aufbrechen, will aber auf Ihren Dienstboten warten, da ich weiß, daß so eine städtische Magd nicht zeitlich aufzustehen pflegt.

— Fürchten Sie nichts. Sie wird um zwei Uhr eintreffen. Wo sind Sie eingekehrt?

— Ziemlich weit draußen, bei den „zwei Böcken." Ich würde gerne mit dem Wagen hier vorfahren, aber es könnte uns Jemand bemerken.

— Sie haben Recht. Die Magd wird Sie aufsuchen. Nun will ich Ihnen ihre Kleidung beschreiben, damit Sie sich in der Person nicht irren. Auf dem Kopfe ein rothes Tuch, am Leibe ein buntes Mieder und einen blauen Rock. Auch an der Aussprache wird sie kenntlich sein, da sie im Komorner Dialekt spricht.

— Na, das freut mich um so mehr. Schicken Sie sie mir wann immer, ich werde auf sie warten.

— Ich danke Ihnen, lieber Kápor, Gott segne Sie.

— Auch Sie behüte Gott.

Der Fuhrmann wechselte einen warmen Händedruck mit der Tochter seines einstigen Herrn, die während zweier Jahre so Vieles vom Wechsel des Schicksales zu erdulden hatte. Und bis der alte Mann aus der innern Stadt zu seinem vorstädtischen Gasthause gelangte, hatte er Muße genug über Verschiedenes nachzudenken. „Du guter Gott, — murmelte er, — wie doch Alles in der Welt so veränderlich ist! . . . Einst das herrliche, fröhliche Leben zu Hause, . . . dann die so unverhofft erfolgte schwere Stunde des Unglücks! . . Die Tochter des hohen, stolzen Herrn verstoßen

und auf der Bühne, . . . wo sie auch Ruhm und Achtung erntet, um das zu ersetzen, was sie verloren; die glänzenden Tage; der berühmte Gatte; dann die große, ungeheuere Finsterniß, welche Alles verdeckt, Alles, Alles . . . .“

Der Mann mit der schwieligen Hand fühlte es jedoch auch, daß selbst durch diese Finsterniß etwas leuchtet, etwas, wie zwei Sterne: deren einer die Treue der liebenden Gattin, der andere der unverwelkbare Lorbeer, welchen die Kunst um ihre Stirne gewunden. . . .

Kápor hatte die gute Gewohnheit, dort einzuschlafen, wo er den Kopf hingelegt. Als er in den Gasthof gelangte, legte er sich in seinen Wagen und schlief, bis es Zeit war zu erwachen. Er hatte keine Uhr, erwachte aber dennoch pünktlich, wenn es Zeit war, die Pferde zu füttern. Diese Zeit war ein Uhr Nachts.

Während die Pferde das Futter fraßen, zündete sich Kápor ein Pfeifchen an und lehnte sich mit dem Rücken an den Thorpfosten des Gasthauses zu den „zwei Böcken“, um auf die Magd Judith's zu warten. Er benützte diese Zeit dazu, um am bestirnten Himmel den Gang des großen Bären zu studiren.

Kaum hatte es jedoch im Thurme der Josefstädter Kirche drei Viertel nach Eins geschlagen, als sich eine Gestalt ihm näherte, mit einem rothen Tuche auf dem Kopfe, im blauen

Rocke. In der Hand trug sie ein kleines Bündel; . . . sie kam ganz allein.

Kápor wollte ihr zuvorkommen und grüßte sie von Weitem:

— Guten Morgen, Schwesterchen! Suchst wohl den Andreas Kápor, nicht wahr? . . . das bin ich! . . .

— Gott gebe auch Euch einen guten Morgen! — erwiderte das Mädchen in unverkennbarem Komorner Dialekt; — bin ich nicht zeitlich genug gekommen?

Hast Du Dich in dieser finstern Nacht nicht gefürchtet, daß Dich Jemand anhält?

— Na; dem hätt' ich die beiden Augen ausgekratzt.

— Bist ein braves, tüchtiges Mädel. Komm, hier ist mein Wagen; klettere in den Sitz hinein; ich will nur noch die Pferde tränken, dann spanne ich an, und wir fahren in Gottes Namen. Es ist besser, diese Stadt im Dunkeln zu verlassen . . . Gehst Du gerne nach Hause?

— Na, und wie . . . _

– Hm! Zu Hause sieht es aber jetzt sehr garstig aus. Ist Alles abgebrannt. Auch mein Haus hat nur ein Stückchen Rothdach, in den übrigen Theil gucken die Sterne hinein . . .

Dabei half er der Magd in den Wagen, denn das Aufsteigen war mit viel Schwierigkeiten verbunden, bis man in den Strohsitz ober

der hintern Axe gelangen konnte. Doch das Mädchen verstand sich auf das Klettern vortrefflich; man sah es, daß sie armer Leute Kind sei.

Kápor tränkte dann seine Pferde der Reihe nach, spannte an, rief den Wirth, zahlte seine Zeche; bei Aufzählung der verschiedenen Sachen, die er zu bezahlen hatte, sich jener halsbrecherischen Partizipien bedienend, welche er bei ernsteren Gelegenheiten anzubringen pflegte. Dann ließ er noch einen tüchtigen Schluck unentfuselten Trebers in den Schlund hinabgleiten, schwang sich mit Leichtigkeit in den Sitz und jagte über das furchtbar holperige Pflaster, durch krumme Gassen, in denen es selbst im Hochsommer Koth- und Sumpflachen gab, und wo nur an den Ecken ein primitiver Versuch einer Beleuchtung mittelst schmieriger Oellampen vorgenommen wurde. Das genierte Kápor nicht, er jagte schnell vorwärts. Das Mädchen, welches sich mit beiden Händen festhalten mußte, um nicht vom Wagen geschleudert zu werden, riskirte die Frage:

— Kápor Bácsi! haben wir uns nicht verirrt?

— Schweig', Schwesterchen; ich weiß es schon, wo ich fahre. Denn siehst mein Kind, wir müssen dort hinausgelangen, wo die Stadt keinen Mund hat.

— Aha! Ich verstehe schon. Ihr habt keinen Paß.

— Werde auch keinen haben, und doch will ich hinausfinden.

Dann fuhr er noch in verschiedenen Windungen, durch verschiedene übelduftende Gassen, welche nur an bretternen Planken vorbeiführten, und gelangte schließlich an einer langen Reihe von Düngerhaufen vorüber, glücklich in jenes Sandmeer, welches die Hauptstadt Ungarns an allen Flanken bespült.

Hier nahm sie eine wohlwollende Akazienallee auf; als sie auch über diese hinaus waren, trat ihnen ein breiter Graben, und jenseits des Grabens ein Damm entgegen; dieser Damm war die Landstraße.

— Halte Dich fest, Schwesterchen, und fürchte nichts, — brummte Kápor neben dem Pfeifenrohre, das er zwischen die Zähne gepreßt hatte, hervor, — halte Dich fest. Damit hieb er in die Pferde und schwang sich mit seinem Fuhrwerk mit bewunderswerther Geschicklichkeit über den Graben und hinauf auf die Landstraße, ohne daß an seinem Zeug etwas gerissen oder gebrochen wäre.

Als sie auf der Landstraße waren, wies er mit der Spitze seines Peitschenstieles nach rückwärts.

— Siehst Du die Lampe, da hinter uns?

Das ist die Mauth. Der sind wir schon ausgewichen. Jetzt haben wir nichts mehr zu befürchten. . . . Die Pferdlein werden jetzt von selbst schön langsam vorwärts traben, und nun können wir plaudern. Doch siehe da, ich habe nicht einmal noch um Deinen Namen gefragt.

— Ich heiße Derzsi. Kennen Sie mich denn nicht? Bin die Tochter des Hußâren vom gnädigen Herrn.

— Ach, wahrlich, Du bist es. Ach, daß ich Dich nicht gleich an der Stimme erkannte; obwohl ich mir gleich dachte, daß ich sie einmal schon gehört haben mußte. Also Du bist Derzsi, die Tochter des Hußâren. Wo befindet sich Dein Vater jetzt?

— Auch er kam nach Pest, um einem Zeitungsschreiber zu helfen.

— Was, einem Zeitungsschreiber zu helfen? Etwa die Zeitung schreiben helfen?

— Nein. Um in der Stadt auszutragen, was er geschrieben; aber auch dem geht's jetzt schlecht. Sein Herr, na Ihr wißt es schon, ging ein wenig auf Reisen. Jetzt schreibt Niemand Zeitungen.

— Recht haben's . . . Wie geht es Dir bei Deiner Frau, he? . . . härmt sie sich stark ab, dei Arme?

— Hört Ihr, Kápor Bácsi, ich ersuche Euch nur um das Eine, mich nicht über meine

Herrin zu befragen; als ich von ihr ging, habe ich es ihr gelobt, zu keiner Seele von ihr zu sprechen; und Ihr wißt, daß ich ein ehrliches Mädel bin und mein Wort zu halten pflege.

— Da thust Du Recht daran, — sagte Kápor zustimmend, und damit er das Mädchen nicht noch einmal in Versuchung bringe, ihr Wort zu brechen, schloß er den Deckel seiner Pfeife feuersicher zu und gönnte sich ein Schläfchen, wie es Fuhrleute gewöhnt sind.

Deshalb geschah jedoch kein Fehler. Die Pferde trabten gleichmäßig fort; kam ein Wagen entgegengefahren, so raffte sich Kápor empor und sagte seinen Pferden etwas ganz im Geheimen, worauf diese schön auswichen; bemerkte er am Nachlassen des Leitseils, daß eines oder das andere seiner Thiere weniger anzog, so zankte er das Säumige in aller Stille aus, als wollte er es vor dem andern nicht beschämen. Zuweilen fiel es ihm auch ein, seine Autorität zu zeigen, da griff er nach der Peitsche, und schwang dieselbe über beide Rößlein, welche dann im scharfen Trabe ausgriffen, daß der Staub in dichten Wolken aufwirbelte; dann legte er sie wieder ruhig bei Seite und that einen tüchtigen Zug aus seinem Kulacs, indem er dabei meinte, daß man sonst sehr leicht einschlafe. Bei solcher Gelegenheit trug er auch stets dem Mädchen einen Schluck an, was diese aber dankend ablehnte,

da sie nicht gewohnt war, geistige Getränke zu sich zu nehmen.

Zeitweise begann er wieder, um sich den Schlaf zu vertreiben, seiner Reisegefährtin seltsame Geschichten aus seinem vielbewegten Leben zu erzählen, die ihm mit großer Aufmerksamkeit zuhörte und nach Art der Mädchen, wo es eben nothwendig erschien, lachte oder seufzte.

Ueber Waitzen hinaus hielt er bei der Csárda eines kleinen Dorfes, um seine Pferde zu tränken; bei dieser Gelegenheit langte er in seinen Schnappsack, um Schinken und Brod herauszuholen, womit er auch seiner Reisegefährtin aufwartete, welche es freundlich annahm und mit bestem Appetit aß.

— Na, wenn Du schon keinen Wein trinkst, so will ich Dir wenigstens diesen grünen Krug mit Wasser aus dem Brunnen anfüllen, — sagte Kápor, und es gefiel ihm außerordentlich, wie das Mädchen auf so echt Komorner Weise an der Warze des seltsam geformten Kruges sog, bei dessen Beschaffenheit man immer darauf zu achten hat, daß man sich das Wasser durch die Halsöffnung des Gefäßes nicht in's Gesicht gieße.

— Wie man's Dir ansieht, daß Du ein Komorner Mädchen bist! .. Was man aber auch sagen wolle, schön bist Du geworden, sehr schön, seitdem Du in der großen Stadt bist; umsonst, in diesem Pest kann man halt die Mädchen so

echt herrichten. In Komorn wird Dich sicher Niemand erkennen.

— Wird man mich wirklich nicht erkennen? — frug das Mädchen naiv kichernd.

— Nicht um eine Welt!

— Auch Ihr würdet mich nicht erkannt haben?

— Hättest hundertmal an mir vorüber gehen können; nie hätte ich gesagt, daß ich Dich jemals gesehen.

— So? — rief das Mädchen mit ganz anderer Stimme und anderem Blicke im Auge. — Ich danke Euch, mein Freund, dies tröstet mich ganz und gar.

Unserem Freunde Kápor fiel die Pfeife aus dem Munde, als er diese Stimme hörte. Er warf einen schnell prüfenden Blick auf die Redende, zog schnell für eine Minute seine Mütze, setzte dieselbe eben so hastig auf, schirrte seine Pferde an, sprang auf seinen Sitz und jagte, ohne ein Wort zu sprechen, mit rasender Eile aus dem Dorfe, wie nur die Pferde laufen konnten.

Als sie schon in gehöriger Entfernung von allen menschlichen Wohnungen waren, drehte er langsam seinen Kopf, und sprach die zwei Worte:

— Gnädige Frau! . . .

Mehr konnte er nicht hervorbringen. Nur deutete er durch seine Handbewegungen, sein Kopfnicken, durch das Zwinkern der Augen und

Aufziehen seiner Schultern an, daß Alles gut . . . sehr gut, in der besten Ordnung sei.

Das Mädchen in der Verkleidung einer Magd war Judith selbst.

Und alles dies hatte Kápor bis jetzt nicht bemerkt, so gut gelang die Verstellung. . . .

Nun . . . es war eben ihr Fach. . . .

„Muß sein.“

Herr Andreas Kápor konnte es zwar nicht errathen, welche Ursache Judith habe, in die Festung zu gelangen, doch redete er sich ein, daß diese eine wichtige sein müsse. Selbst als Fuhrmann hatte er so viel Art, es einzusehen, daß eine Frage hier nicht am Platze wäre.

Anderseits trug er mit vollstem Vertrauen Judith seinen Operationsplan vor, wie man in eine von allen Seiten umzingelte Stadt hinein könne.

— Es wird bereits Nacht sein, bis wir auf den Mátyás-Grund gelangen. Zum Glück sind die Neutra und Zsitva jetzt so seicht, daß wir den Brücken, auf welchen gewisse Vorposten stehen, ausweichen können, indem wir durch das Bett des seichten Flusses fahren. Dann wenden wir uns abwärts gegen Füzes, dort wohnen ehrliche Fischersleute, die sämmtlich „gute Menschen“ sind. Nach Mitternacht setzen uns diese mittelst ihrer Kähne über die Waag; Pferd und Wagen

bleiben bei meinem Gevatter zurück. . . . Ich weiß, daß Sie sich vor dem Wasser nicht fürchten.

— Nein, ich fürchte mich nicht.

— Ich wußte es ja. Sie fürchten sich weder vor dem Wasser noch vor dem Feuer. Um so besser. Fahren wir denn in Gottes Namen.

An den Csárda's, wo sie anhielten, redete Kápor stets in einem Tone mit Judith, als wäre diese seine Magd; einmal ließ er sie sogar den Wassereimer vor den Pferden halten, bis er selbst den Hafer durchgereutert hatte. Niemand konnte auch nur den Argwohn fassen, daß diese Weibsperson eine Dame sei.

Ueber Bátorkeßi hinaus bog Kápor von der Landstraße ab, und fuhr an Weingärten vorüber durch Feldwege in den verschiedenartigsten Krümmungen, machte aber die hiedurch entstandene Versäumniß dadurch gut, daß er über Wiesen und Hutweiden thurmgerade auf das Ziel losfuhr, ohne sich um Bäche oder kleinere Flüsse zu kümmern. In dieser Gegend kannte er schon jeden Strauch und jeden Stein.

Wie er's vorausgesagt, war es bereits dunkle Nacht, als sie an den Pappelwald und an die Trauerweiden-Allee des Dörfchens Füzes gelangten.

Es war aber auch die höchste Zeit, in die Nähe von Menschenwohnungen zu gelangen, denn am Himmel bereitete sich ein Gewitter vor. Vom

Süden zogen schwere Wolken heran, von momentanen Blitzen unheimlich beleuchtet.

— Macht nichts, — brummte der alte Kápor, gegen das nahende Gewitter blickend. — Wenn die Nacht ein wenig trübe wird, kommen wir um so sicherer an's andere Ufer. Fürchten das Gewitter nicht? — frug er dann, sich an Judith wendend. — Doch, was frage ich da wieder, Sie haben ja nie Furcht: weder vor dem Feuer, noch vor dem Wasser, weder vor dem irdischen, noch vor dem himmlischen Kampf. Gott hat Ihre Seele gestärkt.

Als sie vor dem Fischerhause anhielten, fielen schon die ersten schweren Tropfen auf das Schwingendach des Wagens. Im Hause hatte man bereits Licht angezündet. Kápor wendete sich an Judith und sprach: Derzsi, mein Kind, bleibe Du einstweilen im Wagen, bis ich hineinsehe, was es für eine „Luft" da d'rinnen gibt. Bin im Augenblick zurück, fürchte nichts.

Damit sprang er von seinem Sitze und verschwand durch die Thüre des Fischerhäuschens.

Während die schweren Tropfen aus dichten Wolken mit monotonem Geräusch auf die dürre Erde fallen, und später der Wind sein zorniges Lied durch die Pappeln pfeift, und während Kápor da d'rinnen mit seinem Gevatter berathschlagt, haben wir Zeit, eine kurze linguistische Studie für uns anzustellen, wie das zuweilen bei

Nervenkranken zu geschehen pflegt, wenn sie die langen, schlaflosen Nächte mit Lösung von hirnverwirrenden Aufgaben zubringen.

Die ungarische Sprache besitzt einen bekannten Ausdruck, welchen sie im gewöhnlichen Leben seit lange schon als den ihren betrachtete, obwohl die Wissenschaft nichts von ihm weiß, kein Wörterbuch ihn noch inartikulirte, kein Dichter oder Schriftsteller niederschrieb; und dennoch lebt und bewegt er sich in den Reihen der autophtonen Wörter, bald als Haupt-, bald als Zeit- oder Beiwort, bald figurirt er wieder als Adverb oder Interjektion. Als Zeitwort duldet er keine Konjugation, als Hauptwort keine Deklination, und als Beiwort keine Komparation. Weder voran, noch hinten ist ihm eine Präposition ansetzbar.

Dieses außerordentliche, unabänderliche, über Alles sich erhebende Wort heißt im ungarischen: „muszáj." Linguisten wissen es sehr gut, daß es von den beiden deutschen Wörtern: „muß sein" abstammt.

Nicht nur die ungarische, sondern selbst jede Sprache römischen Ursprungs, ist zur Wiedergabe dieses Wortes in seinem vollsten Sinne zu arm.

„Debet, — opportet, — il faut, — deve u. s. w. bedeuten: „es soll."

Das „soll" ist noch kein so großer Herr. Mit dem läßt es sich sprechen, dem kann man noch entgegenwerfen: wenn es denn doch nicht

sein soll, wenn es nur sein sollte, — es soll, wenn möglich; aber vor dem furchtbaren: „Muß sein“ verschwindet jeder menschliche Einwurf; vor diesem gibt es kein Verhandeln, keine Unmöglichkeit; es läßt nicht mit sich streiten, duldet keinen Aufschub und keine Kapazitation, es läßt sich nicht verschieben, denn: was „sein muß“ — „muß sein“.

Der ganze Krieg der Linguisten gegen dasselbe ist vergebens, das Wort lacht ihnen in's Gesicht. Ein sehr altes Sprichwort sagt: Das „Muß sein“ ersäuft nie in der Donau. — Das „Muß sein“ ist unsterblich. . . .

. . . . . Unterdessen trat Kápor aus der Hütte.

Der Regen fiel schon in Strömen; der Donner rollte mit zornigem Gebrüll durch die Nacht; es war ein Wetter, wo man keinen Hund vor die Thüre setzt.

Kápor steckte seinen Kopf unter der Plache in den Wagen hinein, und sagte leise zu Judith:

— Fürchten sich die gnädige Frau auch vor bösen Nachrichten nicht?

Judith schauderte. Doch stärkte sie ihr Herz, und antwortete:

— Ich fürchte mich vor gar Nichts.

— Nun hören Sie also die erste Nachricht. Wir können nicht über die Waag, da man alle

Kähne, Schiffe und Flösse mit Beschlag belegte und strengstens bewacht.

— Alle? Alle?

— Ein einziger „Seelentränker“ ist verschont geblieben am Boden meines Gevatters. Es ist dies ein aus einem Baumstamm gehöhltes Fahrzeug; wer würde sich in diesem auf den Fluß wagen?

— Ich!

— Dann, — fuhr Kápor fort — erzählt mir mein Gevatter als etwas Sicheres, daß die Kapitulation bereits unterzeichnet sei, und die Festung schon morgen übergeben wird.

— Mein Gott! — rief Judith.

— Wohl Denen, die da drinnen sind, die können frei ausgehen, und werden nie zur Verantwortlichkeit gezogen.

— Oh, mein Gott, mein Gott! . . . Umsomehr muß ich noch in dieser Nacht in die Stadt hinüber.

— Ich habe dies meinem Gevatter gesagt, er gab aber zur Antwort, daß es entschieden unmöglich sei.

— Lasset mich. Ich werde selbst mit ihm reden — sagte Judith, hastig vom Wagen steigend.

Kápor half ihr in ängstlicher Verzweiflung beim Herabsteigen. Er hätte sie so gerne mit etwas zugedeckt, damit sie nicht naß werde, doch Judith achtete auf den Regen nicht.

Als sie von der Küche des niedrigen Fischerhäuschens in das Wohnzimmer trat, sah sie einen hohen Mann mit weißen Haaren vor sich stehen.

— Das ist mein Gevatter, — sagte Kápor.

— Ich flehe Euch bei Gott an, — rief Judith mit gefalteten Händen — schafft mich noch diese Nacht in die Stadt hinein.

— Das kann nicht sein, — gab der alte Fischer zur Antwort, indem er sein greises Haupt schüttelte. — Selbst wenn ich meinen Kahn hätte, wäre es Versuchung Gottes, in diesem Wetter sich dem Flusse anzuvertrauen. Was mich anbelangt, würde ich mich um mein Leben wenig scheren, heißt ohnedem nichts mehr: aber die Gefahr eines Andern kann ich nicht auf meine Seele nehmen. . . Uebrigens hat man mir ja auch meinen Kahn genommen.

— O, ich weiß es, daß Ihr noch einen am Boden habt.

— Diesen „Seelentränker“? Der ist nicht für dieses Wetter. . . Was ist dieser Kahn? Eine Nußschale für diesen Sturm. In den wird sich keine Christenseele heute wagen.

— Hört Ihr mich an, Alter! Seht, ich bin nicht arm. Will mich vor Euch nicht verstellen. Hier habt Ihr meine Börse, meinen Schmuck. . . . Alles gebe ich Euch, nur führt mich über den Fluß.

— Danke, gnädige Frau. Ich handle nicht aus Habgier. Aber es kann nicht sein. Sollten Sie mir alle Schätze der Welt, selbst die, welche noch im Schoße der Erde verborgen liegen, anbieten, so würde ich doch kein Ruder in dieser Nacht in die Hand nehmen. Wegen meiner soll Niemandens Witwe oder Waise weinen. . . . Und wozu auch diese Eile? Morgen werden die Thore geöffnet, und da kann ein Jeder frank und frei hineingehen.

— O, dann wird es zu spät sein; dann ist Alles umsonst. O, daß ich es doch nicht sagen kann, wie es ist. Mein Gott, mein Gott!

Judith ging weinend und händeringend im Zimmer auf und ab, und suchte mit allen möglichen Bewegungen dem Fischer etwas begreiflich zu machen, was sie mit Worten hier nicht ausdrücken durfte. Der Fischer zog die Achseln in die Höhe und legte wiederholt die flachen Hände auf die Brust, wie Einer, der sich entschuldigt.

— Hört mich an! —sprach Judith plötzlich, vor dem alten Manne stehen bleibend — Ihr sagtet so eben, daß Ihr Niemandens Tod auf Eure Seele laden wollt. Nun wißt also, daß es das Leben zweier Menschen kosten wird, wenn Ihr mich nicht allsogleich in die Stadt hinüber führt; ... diese zwei Leben sind das meinige und das meines Gatten. Wenn wir uns in die bevorstehende Gefahr wagen, kann uns Gott helfen und

glücklich hinübergeleiten; wenn ich mich aber zurückschrecken lasse, dann wird mich die andere Gefahr tödten, und zwar auf eine erschreckliche Weise. Ich muß in die Festung! . . .

Diese Worte waren im Tone der Verzweiflung gesprochen; der alte Fischer faltete die grauen, struppigen Augenbrauen und hielt seine schwielige Hand vor den Mund. Da platzte plötzlich Kápor mit der mühsam zurückgehaltenen Sprache heraus.

— Versteht Ihr es denn nicht, Gevatter? Es „muß sein“, daß die gnädige Frau heute noch in die Festung gelangt, es „muß sein!“

Der Fischer seufzte tief auf.

— Wenn es „sein muß,“ dann „muß es sein;“ Gott thue mit uns, wies ihm gefällt.

Judith drückte außer sich vor Freude die Hand des alten Fischers, sie würde dieselbe vielleicht auch geküßt haben, wenn er's zugelassen hätte.

— Nun, gnädige Frau, was „sein muß,“ das „muß sein“ . . . Ich weiß es nicht, was Sie sind, was Sie vorhaben. Will es auch nicht wissen. Es genügt, daß mir mein Gevatter sagte, daß ich Sie noch heute über den Fluß setzen muß. Nun so werde ich Sie hinübersetzen. Wenn Sie entschlossen sind, so ist das schönste Wetter hiezu.

Der Regenguß verhindert es, daß wir gesehen werden können; gewahrt uns die Schild-

wache, kann sie uns nichts anhaben; ich möchte den Burschen sehen, der es unternimmt, uns zu verfolgen. Den Plan können wir jedoch nicht jedem Narren mittheilen; hier müßt Ihr beihilflich sein, Gevatter.

— Das will ich auch, denn auch mich drängt es, noch heute drüben zu sein.

— Könnt Ihr rudern?

— Welche Frage, ein Komorner Kind sollte nicht rudern können!..

— Gut. Versorgt also früher Eure Pferde, dann werden wir den Kahn vom Boden herunter holen.

— Früher den Kahn, dann die Pferde!.. das hieß viel gesagt von einem Fuhrmann!

Die Männer stiegen demnach zuerst auf den Boden hinauf und brachten den leichten Nachen auf den Achseln herab, trugen ihn in's Zimmer, und legten ihn, mit dem Boden nach Aufwärts gekehrt, nieder; dann erst ging Kápor, um seine Pferde in's Trockene zu bringen.

— Wie heißt Ihr, alter Freund? — frug Judith den Fischer, welcher, während sein Gevatter für seine Pferde sorgte, mittelst eines hölzernen Hammers und Meißels mit Fett getränkte Lappen in die Ritzen und Fugen des Kahnes trieb. — Ich möchte es wissen wenn ich segnen soll, wenn mich Gott aus der Gefahr rettet.

— Mein Name ist Johann Tuba, — erwiderte der Alte. Verflossenen Sommer habe ich mein neunundsiebzigstes Jahr erreicht. Meine Gattin starb voriges Jahr; meinen letzten Enkel, den ich noch hatte, schickte vor etlichen Wochen eine Kanonenkugel in's ewige Leben. Der Herr gab sie mir, meine Lieben, der Herr nahm sie mir auch, sein Name sei gesegnet. Jetzt bin ich allein.

Aus dieser kurzen Biografie ist es ersichtlich, daß nicht die goldenen Tage der Zukunft es waren, die den Alten zurückhielten, sich der Gefahr auszusetzen.

Nach kurzer Zeit kehrte Kápor zurück, und auch der Kahn war bereits ausgebessert.

— Nun, Gevatter, — sprach der alte Fischer — richten wir uns für's Wetter ein, — und dabei begann er sich seiner Csismen zu entledigen. Auch Kápor that desgleichen.

Dann zogen sie jede schwere Kleidung aus bis auf die leinene Wäsche.

Tuba nahm hierauf aus seiner hölzernen Truhe einen langen, dünnen Lappen, und blies in das eine Ende desselben gewaltig hinein. Es war dies ein dicker Ochsendarm, welcher sich steif aufblähte; dann band er das Ende, wo er hineingeblasen, zu, trat hierauf zu Judith und forderte sie ohne jegliche Zeremonie auf, die Arme in die Höhe zu heben, und band ihr dann das primitive „life preservet“ um den Leib. Der Rettungs-

gürtel, welcher für einen männlichen Leib bestimmt war, mußte doppelt um ihre zarte Taille gewunden werden.

— So. Das wird Sie nicht untersinken lassen. Jetzt brechen wir in Gottes Namen auf.

Judith nahm ihr kleines Bündelchen unter den Arm, die Männer luden das leichte Fahrzeug auf ihre Schultern, nahmen Ruder und Steuer in die Hand und gingen zur Thüre hinaus.

— Wo ist der Wasserschöpfer?

— Den werde ich tragen, — sagte Judith, nach demselben langend. — Das wird ohnehin Arbeit sein.

— Eine brave Frau, sehr brave Frau! — brummte der alte Fischer.

Es war ein Wetter draußen, in welchem nur dem Tode geweihte Menschen sich unterfangen, Gott zu versuchen.

Der Regen strömte, schräge vom Winde getrieben, hernieder; wenn der Blitz die Finsterniß erhellte, schien es, als hingen Millionen silberner Fäden vom Himmel herab, zwischen denen drei dunkle Schatten dem Ufer entlang schweben.

Vom steilen Ufer konnte man das Fahrzeug nicht in's Wasser gleiten lassen, die brandenden Wogen würden es augenblicklich umgeworfen haben. Man mußte nach einer seichten Stelle suchen, wo die Wellen schäumend über den Sand liefen. Hier stieg der alte Fischer zuerst

in's Wasser und ließ den Kahn von den Schultern gleiten; Kápor hielt den Strick fest. Zuerst bestieg Judith das schwache Fahrzeug, dann Kápor, und schließlich Tuba. Als sie vom Ufer abstießen, rissen Sturm und Wogen das leichte Fahrzeug gleich einer Feder mit sich.

Der Sturm tobte den Rudernden entgegen. Die ganze Oberfläche der Waag war grau von dem Schaum der aufgepeitschten Wogen, zwischen denen der winzige „Seelentränker" alle Augenblicke verschwand, um bald mit dem Vorder-, bald mit dem Hintertheile aus den schaukelnden Armen der Todtenamme aufzutauchen.

Der Sturm pflegt keine normale Richtung zu haben. Bald greift er die Flanke, bald die Fronte an, dann fällt es ihm ein, ganz stille zu stehen, um mit erneuerter Wuth loszubrechen. Wer kennt seine Launen?

Aus der Ferne erschollen Nothrufe; am Wasser treibt eine von ihrem Anker losgerissene Mühle abwärts; die Leute darauf rufen um Hilfe; . . . der Kahn treibt geräuschlos zwischen den zwei Feinden, der Luft und dem Wasser, vorwärts. . . . Die Flüchtigen rufen nicht um Hilfe.

Und doch schwebt die Hand des Todes über ihnen.

Eine jede Welle, welche sich vor ihnen spaltet, zeigt ihnen das nasse Grab; eine jede Brandung, welche mit ihrer schäumenden Mähne

heranstürmt, scheint das gespenstige Roß des kalten Todes zu sein, welcher so nahe ist. . . .

In diesen ewigen Momenten des verzweifelten Kampfes tauchte in der Erinnerung der vielgeprüften Frau jene schreckliche Szene auf, die sie schon einmal am Grunde dieses eisigen Grabes erlebt; sie fühlte abermals den peinlichen Kampf mit dem würgenden Element, den stummen Todesschmerz, den Schreck, welcher früher die Seele, dann erst den Körper tödtet; sie fühlte den krampfhaften Druck jener furchtbaren Hand, welche sie damals ergriff und hinab auf den Grund des Wellengrabes zerrte.

Die Erinnerung an diese Hand lähmte auch jetzt ihren Körper und ihre Seele; vielleicht lauert diese Hand auch jetzt da unten in der Tiefe des Stromes! . .

Sturm und Wogen rissen das leichte Fahrzeug wie eine Feder mit sich.

Die Männer mußten all' ihre Kraft anstrengen, um nicht an's Ufer zurückgeworfen zu werden. Sie nährten die Hoffnung, daß, wenn sie sich dem Winde und den Wogen überlassen, sie die Insel, welche inmitten der Waag liegt, rreichen können, von dieser Insel führt eine Brücke in die Stadt hinüber. Im schlechtesten Falle können sie an den Brückenpfeilern anstoßen, wo selbst dann Rettung möglich ist, wen = der Nachen umkippen sollte.

Die beiden Männer bemühten sich nun mit vereinten Kräften und gleichmäßiger Geschicklichkeit, das Fahrzeug gegen die Gefahr zu schützen, während Judith, am Boden des Kahnes knieend, sich fortwährend mit dem Wasserausschöpfen beschäftigte, denn der heftige Regen sowohl, als die ungestümen Wogen füllten den Seelentränker immer wieder.

Bei den von Zeit zu Zeit aufleuchtenden Blitzen konnten sie gewahren, daß sie von beiden Ufern gleich entfernt seien, folglich bereits in der Mitte des Stromes treiben.

Das Leuchten der Blitze zeigte ihnen aber auch die Reihenkette der am Ufer aufgestellten Vorposten, welche trotz des Unwetters an ihren Posten standen.

Einer derselben wurde den Kahn gewahr und rief den Leuten zu. Den Sinn seiner Worte hatte jedoch der brüllende Sturm weggefegt.

Rief er ihnen vielleicht, daß sie stille halten oder umkehren sollten?!...

Dann knallte ein Schuß, die Kugel pfiff durch die tobende Luft und schlug zischend in's Wasser.

Die übrigen Wachposten harrten, durch den Schuß aufmerksam gemacht, nur des nächstfolgenden Blitzes, um auf die Wagehälse zu feuern.

Dieser Blitz zögerte jedoch, und der Kahn flog nun, von der Strömung ergriffen, in der Richtung des Flusses, zwischen zwei feindlichen

Schanzen, deren Kanonen ihn gleichzeitig in den Grund bohren konnten.

Plötzlich näherte er sich einem dunklen Gegenstande, welcher durch Regen und Finsterniß nur schwer zu unterscheiden war. Es war die Insel; die Brandung warf den Nachen an das Ufer und versenkte ihn in demselben Moment.

Kápor ergriff mit einer Hand einen herabhängenden Weidenast, mit der andern faßte er die Hand Judith's, und hielt diese so über dem Wasser schwebend. Der alte Fischer verschwand... er ging zu seinen Kindern und Enkeln.

Judith schöpfte aus der drohenden Gefahr neue Kraft und klammerte sich auch ihrerseits an einen ausgeschwemmten Stamm, über welchen sie, mit Hilfe Kápor's, das Ufer erklomm.

Der umgestürzte Kahn trieb auf den Wellen weiter.

Kápor rief noch einige Mal den Namen seines verschwundenen Gevatters; schließlich beruhigte er sich, daß der vorzügliche Schwimmer schon irgendwo an's Land gelangen werde; ... er beeilte sich daher, Judith in die Stadt zu bringen.

Judith triefte vom Wasser. Aber selbst in der größten Gefahr hatte sie ihr Bündelchen nicht von sich gelassen.

Die Beiden brachen sich nun zwischen dem Weidengestrüppe der Insel entlang Bahn und

gelangten glücklich zu der schmalen, steilen Treppe, welche auf die Brücke hinaufführt.

— So, jetzt wären wir hier. Trachten wir nun, zu meinem Hause zu gelangen.

Kápor war sehr überrascht, als er am Ende der Brücke, wo das Wachthäuschen stand, Niemanden traf. Der Posten war hier bereits eingezogen, es war ja schon Alles zu Ende. Niemand hielt die Ankömmlinge an. Sie betraten die Stadt.

— Gnädige Frau, wir sind „zu Hause"...

Der Mond blickte in diesem Momente durch die zerrissenen Wolkenmassen, welche mit traurigem Gedröhne gegen die Almáser Gebirge zogen.

Judith sah sich ein furchtbares Bild entrollen. Eine Stadt, deren jedes Haus sie vor zwei Jahren noch kannte, und jetzt vermochte sie nicht eine einzige Gasse wieder zu erkennen.

Stellenweise fehlten ganze Häuserreihen; wo sie einst gestanden, gähnt ein leerer Raum. An einer Stelle sind bekannte Plätze mit Pallisaden verrammt; hinter ihnen erhebt sich ein improvisirtes Pfahlwerk; bald wieder gelangten sie an eine lange Häuserreihe, wo nur ein jedes zehnte Haus durch ein Nothdach geschützt ist, die übrigen sind nackte Ruinen, mit schwarz gähnenden Fensterreihen.

Kápor eiferte Judith, welche nicht vorwärts kam, zur Eile an: Gehen wir, gehen wir, bleiben wir nirgends stehen! . . .

Ueber den Trümmerhaufen der einst schönen Stadt ragten fünf traurige Thiergestalten empor.

— Eilen wir, eilen wir! ...

Keiner einzigen Patrouille konnte man begegnen ... Wozu hätten sie auch gedient?

Jetzt kamen sie an eine Ecke, wo Judith erschüttert anhält. An diesem Hause vermag sie nicht vorüber zu eilen, ohne still zu halten, trotzdem sie Kápor zur Eile antrieb.

Dieses Haus — ist ihr Elternhaus.

Es ist bis auf den Grund niedergebrannt. Die kahlen Wände hatte der Regen verwaschen, im Hofe wucherte Unkraut, die Kellerwölbungen hatten die Bomben durchbrochen, Sie warf durch das verrostete Gitter einen Blick in das Zimmer, an welches sich so viel schöne Erinnerungen knüpfen. Sie erkennt es noch an den Ueberbleibseln der Malerei, welche silberfarb mit blauen Blumen gewesen. Die Wände haben noch hie und da die Farbe behalten.

Dort stand einst ihr Klavier, auf welchem sie die Lieblingsmelodien Béla's spielte; dort hing das Portrait des Geliebten, hier hingen die Portraits ihrer Eltern. In jenem Alkoven stand hinter weißen Gardinen ihr Bett, und hier knapp am Fenster ihr Arbeitstischchen. — Jetzt überwuchert mannhohes Unkraut das Fenster, aus dessen Rissen giftige Pilze ihre Köpfe hervorstecken.

Dies war einst das Heiligthum ihrer glücklichen und unglücklichen Liebesträume.

Dort rauscht etwas im dürren Unkraut, vielleicht ein kaltes, giftiges Reptil, welches jetzt in diesem Raume haust.

— Gehen wir weg von hier! . . . gehen wir, — mahnte Kápor seine träumende Gefährtin, und zog sie sanft von der traurigen Stätte weg.

Judith seufzte tief auf. In diesem Seufzer offenbarte sich der Gedanke: Mutter! ich bin dennoch glücklich!

Nachdem sie durch die lange, krumme Megyorcser-Gasse geschritten, gelangten sie an eine ziemlich erhaltene Häusergruppe, unter welcher sich auch Kápor's Hütte befand.

Kápor war Witwer. Er hatte sein Weib dieses Jahr begraben. Die Hauswirthschaft versah seine Tochter, diese hieß Katicza.

Das Mädchen lief mit einem Freudenschrei auf die Gasse hinaus, als sie die Stimme ihres Vaters erkannte. Sie glaubte, er sei vom Himmel gefallen.

— Nur stille, stille mein Kind! — beschwichtigte sie der Alte; — brauchst keinen so großen Lärm zu schlagen, ich bin nicht allein gekommen.

— Wen habt Ihr denn noch mit Euch?

— Ich werde es Dir schon sagen, wenn er fortgegangen. Schließe die Thüre des ersten

Zimmers auf, und bleibe dann ruhig im Hinterstübchen, bis ich Dich rufen werde.

Judith blieb einstweilen auf der Gasse stehen, bis Kápor aus dem Hause tretend, ihr bedeutete, daß sie nun unbemerkt hinein könne.

— Ich möchte mich umkleiden, — sagte Judith — bin bis auf die Haut durchnäßt.

— Bitte nur in's Zimmer zu gehen, dort können Sie die Kleider meiner Tochter anlegen.

— Danke. Ich habe mir Kleider mitgebracht.

— Die werden aber auch naß sein.

— Das thut nichts.

Damit trat Judith in's Zimmer und verriegelte die Thüre hinter sich; — unterdessen rief Kápor seine Tochter, befahl ihr, Feuer zu machen und ein gutes warmes Frühstück zu bereiten; er erzählte ihr hiebei im Kurzen, wo er gewesen, welche Schicksale er erlebt hatte, verschwieg aber wohlweislich Alles, was sich au, Judith bezog.

Das Feuer brannte bereits lustig, und die darüber hängende Pfanne spendete einladenden Duft, als sich die Thüre des sogenannten ersten Zimmers halb aufthat, und Judith ihre Stimme ertönen ließ:

— Kápor Bácsi! . .

— Befehlen, gnädige Frau? — rief Kápor, bereitwillig der Thüre zueilend.

Als er in das Zimmer trat, blickte er staunend um sich. Vor ihm stand ein junger Mann, in voller Offiziersuniform, mit kurzgeschorenem Haar und einem rothen Käppchen auf dem Kopfe. Selbst die Stimme konnte er nicht wieder erkennen, denn sie klang steif und barsch.

— Habt Ihr nicht irgendwo einen überflüssigen Säbel?

Kápor konnte aus seinem Staunen nicht herauskommen. Wo kam Judith hin, und wie kam dieser junge Offizier hieher?

Da nahm Judith ihren natürlichen, weichen Ton an, und sagte, sich freundlich an den Alten wendend:

— So gebt mir denn einen Säbel, denn ohne den bin ich kein ganzer Soldat.

Kápor schlug die Hände vor Ueberraschung zusammen, und rief: „Na, das hat auch noch keine Menschenseele gesehen!"

— Wie sollte ich keinen Säbel haben? Bin doch selbst Nationalgardist gewesen, — sagte er mit hastiger Bereitwilligkeit, und griff nach dem Schleppsäbel, welcher in der Ecke an der Mauer hing, schnallte ihn um die Hüften Judith's, indem er seufzend in den Bart brummte: „was man noch Alles erleben muß!"

Kápor's natürlicher, schnellfassender Geist begriff sofort, wozu diese Verkleidung diene

Er fand sich auch allsogleich in seine Rolle, und sprach mit seinem Gaste in barsch soldatischem Tone.

— Treten Sie in die Küche heraus, gestrenger Herr Hauptmann, hier können wir uns am Feuer erwärmen, meine Tochter Katicza bereitet soeben das Frühstück.

Während er so sprach, hatte er die Frauenkleider Judith's in den Schrank versperrt, damit sie Niemand gewahr werde.

Judith sah einem Mann vollständig ähnlich, und das war keine geringe Kunst. Das Kleid trägt zwar viel zu dieser Kunst bei, aber nicht Alles. Der verbrämte Bekes verbarg zwar die reizenden Frauenformen, die hohe Kravatte den geschmeidigen Hals; das durch geschickt angebrachte Schminke gebräunte Gesicht erhielt eine männliche Färbung, die Zigarre im Munde trug außerdem viel dazu bei, um die Täuschung vollkommen zu machen; trotzdem blieben so viel kleine Nuancen übrig in der Haltung, im Gang, welche auch durch die Maske die Frau in einem selbstvergessenen Momente verrathen konnten. Der Kopf darf nicht sanft nach Vorne geneigt sein, sondern muß stolz aufrecht gehalten werden; die einwärts gewöhnten Kniee müssen frei und nach auswärts stehen; der ganze Körper muß im Stehen und Gehen stets auf den Fersen ruhen und nicht auf den Fußspitzen; die Hüften müssen

ihre Gelenkigkeit verleugnen, die Schultern auseinandergespreizt gehalten werden; dabei muß sich im Blicke, in Haltung und Bewegung stets jene Selbstständigkeit und jener Muth äußern, welcher nur wahren Männern eigen, und was das Schwierigste ist, das Gesicht muß die angewohnte Gleichgiltigkeit dem schärfsten Mannesblicke gegenüber zu bewahren wissen.

Alles dies gelang Judith auf das Trefflichste. Sie trat in die Küche, bot dem Mädchen einen „guten Morgen", zündete die Zigarre am Feuer an und schwang sich an den Rand des großen Herdes hinauf, um da sitzend ihre Sporen nach dem Takte des Liedchens, das sie pfiff, zusammen zu schlagen.

Nach ihr trat Kápor in die Küche mit einer viereckigen Flasche und einem kleinen Gläschen in den Händen. Die Flasche enthielt einen starken Branntwein, der auf allerlei duftende grüne Kräuter angesetzt war.

— Nehmen Sie ein wenig Schnaps, gestrenger Herr Hauptmann, — sagte er, das Gläschen mit der smaragdfarbenen Flüssigkeit füllend. — Wird nach dem Marsche nicht schaden.

Judith hatte nie eine geistige Flüssigkeit gekostet, dennoch stürzte sie den Inhalt des dargebrachten Gläschens schnell hinab.

— Trinkst Du nicht auch? — frug sie das Mädchen mit vom scharfen Getränk erstickter Stimme.

— Gott bewahre! — rief das Mädchen abwehrend, — das Zeug möchte mir ja den Magen durchbrennen.

Auch Judith glaubte, daß ihr so geschehe.

— Doch ist es hundertmal besser als Dein Gebräu da, — sagte Kápor, nachdem er sich von der Vortrefflichkeit seines selbst angesetzten Stärkungstrankes überzeugt hatte. — Hättest es gar nicht kochen sollen!

— Was würde denn die „gnädige Frau" da im Zimmer gefrühstückt haben? — entgegnete Katicza mit ihrer Hausfrauenweisheit.

Judith lachte laut auf.

— Was für eine gnädige Frau? — rief Kápor.

— Zu der Ihr soeben gesprochen, als Ihr sagtet: „Was befehlen gnädige Frau?"

Kápor gerieth in Zorn.

— Ich ... hätte „gnädige Frau" gesagt. Du Talk Du ... Willst Du mir etwa aufbinden, daß ich betrunken sei? ... Gnädige Frau! ... Unerhört! Mache ein anderes Mal Deine Ohren besser auf, und schließe Deine Augen, und halte den Mund! ... Verstehst Du?!

— Na, na, Kápor-Bácsi, nur sachte ein wenig. Man darf ein Mädchen nicht vor einem Manne beschämen, — sagte Judith, und fügte in energischem Tone hinzu: — Das lasse ich nicht zu. Schock Donnerwetter! ...

Kápor brauchte nur dieser Andeutung, daß er nun fluchen müsse, und verstand sich gleich dazu.

— Kreuz Donnerwetter! Ich soll sie nicht schelten? Ist sie nicht meine Tochter?! ...

— Und was dann, wenn sie meine Geliebte wird?

— Das werde ich mir ausbitten, Donner noch einmal!

Als das Mädchen den Streit hörte, lief es erschrocken aus der Küche.

Kápor und Judith lachten dann nach Herzenslust, daß ihnen der Streich so gelungen.

— Prächtig! ... Ausgezeichnet! Das geht ja, als wenn Sie schon jahrelang in der Kaserne gewohnt und Rekruten abgerichtet hätten.

Die verscheuchte Katicza konnte nur mit Mühe in die Küche zurückgelockt werden, und als sie endlich kam, hätte sie nicht um die Welt mehr den Blick auf den Offizier gerichtet, woran sie auch ganz recht that.

Als der Kaffee aufgetragen war, holte Kápor stark gepfefferten Speck aus der Kammer und setzte denselben seinem Gaste vor. Judith verschmähte den Kaffee und langte nach dem Speck, um auf echte Männerart zuzugreifen; während des Essens bediente sie sich der Faust anstatt einer Serviette, ganz so, wie es Soldaten im Lager zu thun pflegen.

Kápor lachte zufrieden in den Bart, und nur

hie und da brummte er: „Sähe ich's nicht, nimmer würde ich's glauben."

Mittlerweile begann der Morgen zu grauen. Auf der Gasse ertönte Trommelschlag, und die Stadt begann lebendig zu werden. Aus jedem der Häuser traten Soldaten heraus, um sich in Reih' und Glied zu stellen. Offiziere in voller Parade eilten der Festung zu. Judith nahm plötzlichen Abschied von Kápor, mengte sich zwischen die Offiziere und ging, wohin diese gingen.

Kápor sah ihr lange nach; weder Haltung noch Gang verrieth das Weib.

„Wer möchte es glauben, daß es dennoch ein Weib ist!" brummte der Alte, sich die Hände reibend....

Judith gelangte unbehindert in die Festung Auf dem Wege dahin erfuhr sie von ihren improvisirten Kameraden, daß die Geleitscheine für die kapitulirende Armee heute ausgestellt werden.

Judith raisonnirte folgendermaßen: Die Geleitscheine werden entweder durch das jeweilige Festungskommando, oder durch die Befehlshaber der Okkupationstruppen verabfolgt. Im ersteren Falle hatte sie selbst dann nichts zu fürchten, wenn sie erkannt würde, denn die Betreffenden werden ihr den Betrug gewiß nicht übelnehmen. Wenn aber die Anderen diese Aufgabe vollziehen, so hat sie unter ihnen keinen Bekannten, und kann unter dem Namen ihres Gatten leicht

durchrutschen, und diesen dadurch von der größten Gefahr retten.

Sie glaubte schon selbst über jede Gefahr hinaus zu sein, und daß der glücklichen Ausführung ihres Planes nichts mehr im Wege stehe.

Es herrschte ja bereits ein so liebenswürdiges Durcheinander in der Festung, daß ein so kleines qui pro quo leicht übersehen werden konnte.

Gegen dreihundert Stabsoffiziere standen gruppirt im Hofe; Stabsoffiziere, die keinen einzigen Soldaten in der Festung hatten; — Subalternoffiziere an die Tausend, die nicht zur Besatzung gehörten, unter ihnen eine Menge, die gestern noch keine Soldaten gewesen. Es war dies ein Akt der Rettung, dem man gerne durch die Finger sah... Jedem, der zur Besatzung gehörte, war freier Abzug zugesichert.

In der Festung erfuhr es erst Judith, daß die Geleitscheine durch eine gemischte Kommission vertheilt werden.

Sie trachtete nicht vorzudringen; sie hoffte, man werde gegen Ende weniger aufmerksam sein, und sie daher weniger Gefahr laufen, erkannt zu werden.

Dann kalkulirte sie, daß man in die Altersrubrik „einundzwanzig“ schreiben werde; hieraus läßt sich im Ungarischen, sei es mit Ziffern oder Buchstaben geschrieben, leicht „vierundzwanzig“ machen, ohne daß man die Fälschung bemerken

könnte. . . . Béla Lávay war vierundzwanzig Jahre alt.

Sie hatte also Alles im Voraus bestens ausgedacht.

Gegen Mittag begannen sich die dichten Gruppen der sich meldenden Offiziere zu lichten, da Viele, des Wartens müde, die Sache auf Nachmittag verschoben, oder zum Speisen gingen; ebnn diese Zeit benützte Judith und betrat den Pavillon, wo sich das Bureau der Kommission befand.

Es waren dies dieselben Zimmer, in welchen einst die alte Lávay in finsterer Nacht erschien, um die Ehre ihres Sohnes mit bewaffneter Hand zu vertheidigen. . . Damals die Mutter, jetzt die Gattin.

Der größte Schutz des Himmels ist, den er durch die Liebe des Frauenherzens sendet.

In den vollgefüllten Räumen herrschte eine egyptische Hitze, trotzdem daß sämmtliche Fenster offen standen; im Vorzimmer gab es kein Plätzchen, wo man sich niederlassen konnte. Judith fühlte ihren Kopf schwindeln; die drückende Lage, das Herannahen des für's Leben entscheidenden Augenblickes, die Zweifel die in ihr aufzutauchen begannen in dem Momente, wo sie ihrer ganzen Seelen- und Körperkraft bedurfte, hatten sie hart angegriffen. . .

Endlich kam die Reihe an sie, daß sie bis

zu jener Thüre gelangen konnte, hinter welcher die Kommission tagte.

Sie wurde hineingelassen.

An einem langen Tisch saßen mehrere der Besatzung angehörige Offiziere, die sie nicht kannte, und wieder Andere aus dem feindlichen Lager; ... von diesen kannte sie jedoch Einen sehr gut ... und dieser Eine mußte auch sie und auch ihren Gatten Béla sehr gut kennen ... dieser Eine war der alte Kolbay ...

Als Judith dieses Gesicht gewahr wurde, drängte sich ihr alles Blut nach dem Kopfe. Auf dieses Unglück war sie nicht vorbereitet, obwohl es ganz natürlich schien, daß Kolbay dort sitze.

Der Veteran hatte einen ganzen Stoß bedruckter Zettel vor sich liegen, deren Rubriken er mit der Personsbeschreibung der sich nacheinander Meldenden ausfüllte; zu diesem Zwecke hatte er auch seine Brille aufgesetzt.

Ein anderer Offizier stand an einer offenen Truhe, aus welcher er die letzte Monatsgage Jedem, der seinen Zettel hatte, einhändigte.

Vor Kolbay war die Verstellung unmöglich.

Judith fühlte sich von einer Ohnmacht angewandelt; sie bedurfte der ganzen Stärke ihrer Seele, um ihren erstarrenden Nerven zu gebieten, damit sie sich im entscheidenden Momente nicht durch deren Schwäche verrathe.

Kolbay betrachtete starr die jugendliche Gestalt mit seinem strengen Blicke, und frug dann im trockenen Tone:

— Wie heißen Sie?

Judith fühlte die Schwere eines Gewitterhimmels auf ihren Schultern lasten, als sie die Frage beantworten mußte:

— „Béla Lávay“ .....

.... Kolbay heftete abermals einen langen Blick auf das Gesicht Judith's, welche im Todeskampfe der Verzweiflung wartete, wie diese trockene knarrende Stimme ausrufen werde:

„Das ist nicht wahr! ... Ich kenne Béla Lávay! .. Sie sind es nicht. .. Sie sind Hargitay, seine Gattin! ...

Der Veteran reinigte sich jedoch die Brille mit seinem bunten Sacktuche, beugte sich dann über den vor ihm liegenden leeren Zettel und schrieb: „Béla Lávay, Hauptmann.“

Sodann hob er abermals seinen Kopf in die Höhe und frug mit der gewöhnlich knarrenden Stimme:

— Wie alt sind Sie?

Judith gewahrte es in diesem Momente erst, daß der Geleitschein in deutscher Sprache ausgestellt ward und die Jahreszahlen mit Buchstaben eingetragen wurden.

Somit konnte sie nicht nach ihrer bereits angestellten Berechnung aus „einundzwanzig“ vier=

undzwanzig machen, denn dies geht in deutscher Sprache nicht.

Dieser neue Schreck erdrückte sie beinahe.

Was soll sie nun antworten. Sagt sie einundzwanzig, so kann Béla keinen Gebrauch vom Geleitsschein machen; . . . wenn sie vierundzwanzig angibt, wird man ihr's nicht glauben, da der männliche Zug im Gesichte fehlt.

„Einundzwanzig" . . . stammelte sie endlich heraus.

— Welch' ein junges Kind! — murmelte ein Offizier im weißen Waffenrock.

— Besondere Kennzeichen? — knarrte der Veteran und schrieb: „Gesicht: oval, Augen: schwarz, groß; Mund: klein, Haare: schwarz, kurzgeschoren. . .

Der Offizier im weißen Waffenrocke fügte hinzu:

— „Eine Narbe auf der Stirne."

Kolbay hob den Kopf empor und richtete seinen kalten Blick auf die kaum vernarbte Wunde, beugte sich etwas vor, um besser zu sehen, und schrieb dann: „eine Narbe auf der Stirne."

Von dem, was nachher geschah, wußte Judith nichts mehr. Wie sie aus dem Zimmer kam, wie sie über die Stufen auf den Korridor des Pavillons gelangte, wußte sie ebensowenig, als sie eine klare Vorstellung davon hatte, was

sie that, als sie den Kopf auf die Schulter eines grauen Artillerieoffiziers lehnte, der ihr ein Glas frischen Wassers bot.

— Ist Dir übel geworden, Kamerad? Kein Wunder in der verdammten Hitze, und im zugeknöpften Bekets... Weshalb knöpfst Du ihn nicht auf?

— Nein, nein! — wehrte Judith ab, in langem Zuge die frische Luft einathmend. — Es ist schon vorüber, ich danke Dir.

— Dann sehe, daß Du auf Dein Quartier kommst, und lege Dich zu Bette; hier hast Du Deinen Geleitschein und Dein Geld.

— Was für Geld?

— Nun, Deine Monatsgage, welche Dir noch gebührt.

— Ah, richtig. Ich danke.

Der alte Artillerist klopfte den jungen Kameraden auf die Achseln und dachte: Dir wäre es auch noch besser gewesen, bei Deiner Mutter zu bleiben und ihr Strickwolle abwickeln zu helfen.

Judith lüftete beim Grüßen die Mütze, der alte Soldat gewahrte hiebei die Wunde.

— Verzeihe mir, Bruder! — rief der alte Haudegen, die Hand bietend.

— Weshalb? — frug Judith verwundert.

Der Alte drückte stumm die dargebotene Hand... Er bat um Verzeihung für seine Gedanken, die er nicht ausgesprochen.

Judith gewann an der freien Luft ihr volles Bewußtsein und eilte dem Hause Kápor's zu.

Auf dem Wege dorthin dachte sie ununterbrochen darüber nach, wie man aus dem deutschen „Einundzwanzig" ein „Vierundzwanzig" zaubern könnte.

Als sie, aus ihrem Nachgrübeln plötzlich erwachend, aufblickte, befand sie sich vor dem Hause der Mutter Béla's.

Das Haus hatte bereits ein neues Dach, nur waren die Wände noch nicht frisch angeworfen, die Fensterstöcke waren jedoch schon eingemauert.

An einem dieser Fenster gewahrte sie die Mutter Béla's.

Die alte Dame trug keine Haube am Kopf; die grauen Haarbüscheln hingen ihr wirre in's Gesicht. Sie stand mit verweinten Augen da, und blickte jeden Vorübergehenden fragend an, als suchte sie Denjenigen, der ihr von ihrem Sohne Nachricht brächte.

Und Judith war doch so unbarmherzig, daß sie ihr Gesicht abwendete, um nicht erkannt zu werden.

Die Gefahr ist ja so lange, als sie Béla in seinem Asyl aufsucht, nicht beseitigt. Die Beruhigung der Mutter könnte ihn verrathen. Die Mutter muß noch lange, so lange weinen, bis der Streich gelungen. Für diesen grausamen Gedanken mußte Judith einst schwer büßen.

Von der Mutter hätte sie ja nichts für ihren Geliebten zu fürchten gehabt. Würde sie ihr nur so viel gesagt haben: „Béla lebt; sein Geleitsschein befindet sich in meinen Händen; bis ich ihm dieses Papier nicht übergeben haben werde, schließe Dich ein, zeige Dich vor Niemandem, man könnte Dir das Geheimniß von Deinem Gesichte herablauschen;“ ... die alte Matrone hätte sicherlich gehorcht, sie hätte ihr Haus in eine Klause umgestaltet und hätte selbst ihre Fenster verrammt, damit ja Niemand die Ruhe auf ihrem Gesichte erblicke.

Doch war die Besorgniß Judith's so groß, daß sie ihr Vertrauen mit Niemandem zu theilen sich getraute, außer mit dem einzigen Manne, den sie liebte, den sie beschützte, und außer welchem keine Seele für sie auf der Welt lebte.

Sie hatte nur noch eine Sorge, wie die Jahreszahl umzuändern wäre.

Schwefelsäure vertilgt die Spuren der Tinte vom Papier ... Aus dem großen „E“ kann man ein „B“, aus dem kleinen „n“ ein „r“ machen, dann wird es „Bir“ heißen, und man wird es für einen orthographischen Fehler halten.

Als sie in das Haus Kápor's gelangte, ersuchte sie allsogleich Katicza, diese möge ihr aus der Apotheke ein Fläschchen Schwefelsäure und blaue Alizarintinte bringen; denn mit letzterer war der Geleitschein geschrieben.

Erst als das Mädchen mit dem Verlangten zurückkam, zog sie das Dokument hervor, und bat Kápor und seine Tochter, sie mögen sie allein lassen.

Sie hatte ja die Absicht, ein Dokument zu fälschen! ...

Ihr ganzer Körper erbebte bei diesem Gedanken. Es wird zwar durch diese Fälschung Niemandem Schaden zugefügt; es ist dies ein pietätsvoller Betrug, der weder Gott noch Menschen beleidigen kann! ... Aber Betrug bleibt Betrug, Fälschung bleibt Fälschung! ... Wie, wenn jeder Betrug schon bei seinem Entstehen den Keim des Fluches in sich trägt? ... Ist die Wahrheit nicht ewig, unüberwindlich? ...

Und wie, wenn sie durch diese Fälschung den Geleitschein ganz verderben, ganz werthlos machen, oder ganz annulliren möchte? ... Was ist hier zu beginnen? ...

Sie ging, von Zweifeln gemartert, im Zimmer auf und ab. Wer sie gesehen haben würde, wie sie die Hände über dem Kopfe ringt, wie sie mit ihrem flehenden Blicke dort Oben Hilfe zu suchen schien, wie ihr Busen ungestüm wogte, dem würde es allsogleich klar geworden sein, daß es kein Mann, sondern ein Weib, ein liebendes, ein verzweifelndes Weib ist ...

Mit einem plötzlichen Entschlusse entfaltete sie das Papier und legte es so auf den Tisch.

Ihren Lippen entfuhr ein Aufschrei des Jubels, der Ueberraschung, als sie einen Blick auf dasselbe warf.

In der Altersrubrik des Geleitscheines stand es mit großen, dicken Buchstaben geschrieben:

„Vier und zwanzig“.

Kolbay hatte es ja gut gewußt, wie alt Béla sei. Sah er ihn doch vor seinen Augen aufwachsen.

Judith fiel auf die Knie, beugte ihr Gesicht über die Platte des Tisches und begann zu weinen, und während des Weinens zu lachen; dann küßte sie das Papier hundertmal, und rief ebenso vielmal den Namen Béla's.

Sie war ein Weib! ganz, ganz ein Weib.

— — — — — — — — — —

Die arme alte Dame stand mit ihrem Schmerze noch am späten Abend an ihrem Fenster und betrachtete mit ihren verweinten Augen die Vorübergehenden.

Da schlich auch, von den Mühen des Tages erschöpft, der alte Major Kolbay vorüber, welcher nach der plötzlichen Wendung des Schicksals aus seiner Höhle kroch und eine Stelle bei der Kommission annahm, nicht um dem erbleichten Glanze der ungarischen Waffen zu spotten, sondern um den Flüchtlingen den Rettungsweg zu bahnen.

Als er an's Fenster der alten Dame gelangte, blieb er auf einen Moment stehen und klopfte mit seinem dürren Finger an die Fenster.

— Gnädige Frau! Merken Sie sich diesen Tag, und erinnern Sie sich eines Tages, was Ihnen heute der alte Kolbay gesagt: „Gnädige Frau, alte Freundin! Ihre Schwiegertochter verdient es, daß Sie ihr, wenn Sie mit ihr zu allererst zusammentreffen — die Hände küssen.“ Ich habe das gesagt. Vergessen Sie es nicht.

Damit ging er weiter, ohne jegliche Erklärung.

Böses Geschick.

Wem ist es nicht schon widerfahren, daß er Jemanden oder Etwas vom Untergange gerettet hat.

Und wenn es auch nur ein dem Ertrinken naher Hund, ein flügellahmer Vogel, ein vom Sturme entwurzelter Baum, oder eine welkende Blume gewesen ist: der kann sich die Freude Judith's vorstellen.

Sie vermochte nicht, den nächsten Tag zu erwarten; noch in derselben Nacht begab sie sich mit Andreas Kápor, der ihr heilig gelobte, sie, wenn es nöthig, selbst an's Ende der Welt zu führen, auf den langen Weg.

Sie mußte ja eilen, um Béla dort anzutreffen, wo sie ihn verließ, ihm das Versprechen abnehmend, daß er sich so lange verbergen werde, bis sie zurückgekehrt.

Der Ort, wo Béla verborgen war, lag in irgend einem vierten oder fünften Komitate; er ist auf keiner Landkarte zu finden, und liegt in

einem Winkel, zu welchem nur ein einziger Weg führt. Derselbe führt auch zurück.

Dort harrt der geborgene Gatte seines treuen Weibes, und zählt sehnsüchtig die Augenblicke, welche ihn von seiner Geliebten trennen. Diese Augenblicke dürfen nicht vermehrt werden.

Andreas Kápor wußte es sehr gut, obwol er nie darnach gefragt, was Judith anstrebe, weshalb sie so große Eile hat?...

Die hastige Verkleidung, das Anschließen an die Besatzung, hatten ihm Alles deutlicher erklärt, als wenn man's ihm mit Worten beigebracht hätte. Der alte Mann billigte es von Herzen. Der gute Gedanke hätte auch Anderen kommen und Mancher der später verbluteten großen Männer hätte gerettet werden können. Doch hatte nicht Jeder derselben eine so aufopfernde Frau, und ein Mann kann das nimmer bewerkstelligen.

Kápor machte daher nie Einwendungen, wenn ihn Judith auch nach der Abenddämmerung noch antrieb, eine Station weiter zu fahren; er sah ja den Weg auch bei der Nacht, und wußte es gut, daß die arme Frau stark Eile habe.

Und doch war das Wetter so schlecht und die Frau so müde. Die Ueberschiffung der Waag während des gräßlichen Sturmes, das Naßwerden während des Schiffbruches, der darauf folgende Tag voller Aufregung und Angst, die ver-

zweiflungsvolle Besorgniß, waren viel zu viel, als was Frauennerven zu ertragen im Stande sind.

Sie war wirklich krank, wollte sich's aber selbst nicht gestehen.

Wenn sie vom Wagen steigen wollte, mußte sie Káper herabheben. Sie aß während der Reise beinahe gar nichts; trank nur Thee und schwarzen Kaffee, um sich den Schlaf zu verscheuchen.

Das rothbackige, kerngesunde Bauernmädchen, welches Kápor von Pest mit sich geführt, wurde nur zum Schatten dessen, was sie einst gewesen.

Das vorgestrige Gewitter und der Wind, welcher auf dasselbe folgte, hatten die Luft derart abgekühlt, daß der Sommer allsogleich in Herbst umschlug. Man konnte mit Gewißheit voraussetzen, daß, wenn dieser Wind sich legt, welcher die grauen Wolken da oben vor sich hertreibt, es allsogleich schneien werde.

Je höher der Weg gen Norden ging, um so rauher wurde das Wetter, um so blasser die Frau.

Ein einziger Gedanke verlieh ihr Kraft und ließ sie nicht zusammenbrechen.

Das geschieht sehr oft. Das Fieber wüthet schon in allen Adern, die Nerven zittern darunter, aber eine mächtigere Kraft, ein gebietender Gedanke hält die Leiden des Körpers nieder und läßt die Krankheit nicht zum Ausbruch kommen.

Judith dachte an Béla; Judith eilte zu ihm. Bis dahin darf sie nicht erkranken. Wie wird sie ihn überraschen, wenn sie ihn in dem kleinen Hofe unter der alten Linde, in Gedanken vertieft, sitzend findet, oder ihn in der Nacht von bösen Träumen zu einer schöneren Wirklichkeit erweckt. . . . Wie wird sie ihm die Augen zuhalten, und mit verstellter Stimme fragen: „Rathe, wer es ist.“ Oder wird sie ihn vielleicht auf seinem Spaziergange im Walde treffen, er muß ja täglich meilenweit seiner Judith entgegengehen?! Wie wird sie sich den guten Leuten dankbar erweisen, die ihn verborgen hielten, die die Gefahr muthig theilten, welche seine Anwesenheit ihrem Hause gebracht. . . . Wie werden sie wieder Arm in Arm liegen, Kopf an Kopf gelehnt, das Glück der Wiedervereinigung genießen, und sich nie mehr von einander trennen. Wie wird sie von nun an ihren Gatten mit dem zarten Namen „mein Kind“ rufen. Sie hatte ihm ja das Leben wiedergegeben. . . . Und wie treu wird dieser Gatte ewig an ihr hängen, denn die Gestorbenen, welche auch nach ihrem Tode noch lieben, pflegen nicht flatterhaft zu sein.

Diese süßen Träumereien hielten sie aufrecht, daß sie unter der Wucht der Fahrnisse nicht zusammenbreche.

Kápor wußte es selbst nicht, wo sie reisten Judith gab ihm die Richtung an, bezeichnete die

nächsten Wege, welche zum Ziele führten, und es ging immer rastlos weiter.

Am dritten Tage ihrer mühseligen Reise gelangten sie in ein mit Waldungen dicht bewachsenes Thal. An beiden Seiten des Thales ragten steile Bergrücken empor, auf denen die Buche so riesenhaft wuchs, wie anderswo die Tanne. Die kleine, schmale Wiese des Thales wird von Gebirgsbächen durchschnitten, über welche der holperige Weg bei jeder Krümmung führt; Brücken sind in dieser entlegenen Gegend unbekannt.

Der einzige Fahrweg führt in langen Krümmungen das Thal entlang. Stunden lang findet man keine einzige menschliche Wohnung.

Stellenweise ziehen durch die Bergeinschnitte schmale Wege in das Thal hinab, welche von den durch heftige Regengüsse erzeugten und mit Gerölle angefüllten Rissen kaum zu unterscheiden sind. Auch diese Wege sind jetzt verlassen, nirgends eine Wagenspur zu finden, man wird sie erst im Winter benützen, um mittelst Schlitten Holz herabzuführen.

Die Fahrt dauerte schon seit Mittag bis Abends; immer tiefer und tiefer drangen sie in die Urwildniß, und noch immer zeigte sich keine menschliche Wohnung.

Mittlerweile fing es zu schneien an.

Im Anfang rieselte es wie gefrorner Thau

herab, später wirbelten große Flocken nieder und bedeckten das Grün des Thales mit einem weißen Leichentuche.

Die Brust Judith's schnürte sich in der Einöde zusammen; sie mußte es sich hundertmal denken und wiederholen: „nun sind wir nicht mehr weit, wir werden uns bald wiedersehen", um nicht durch die Furcht der Einsamkeit erdrückt zu werden.

Kápor schüttelte mit dem Kopfe, schwieg jedoch, um seine Gebieterin nicht zu erschrecken, doch dachte er: wir fahren da an schlechtem Orte; wir müssen uns verirrt haben; ein närrischer Weg das, und der wird auch bald gar sein, und dann?! . . . Doch er schwieg.

Plötzlich geriethen sie in noch finstereres Dickicht; steile Bergmassen tauchten vor ihnen auf, an denen der schmale Weg gänzlich zu verschwinden schien.

— Fahren wir noch weiter? — frug Kápor sich gegen Judith umwendend.

— Nur weiter, weiter! — mahnte diese mit zitternder Stimme, — wir müssen gleich an Ort und Stelle sein.

Kápor ließ kaum die Pferde ein wenig ausschnauben und jagte weiter.

Plötzlich begann Kápor zu horchen und zog die eiserne Heugabel, die er sich für alle Fälle

mitgenommen, unter dem Sitze hervor und legte sich dieselbe zur Hand.

— Ich höre Hundegebell, — sagte Judith, in die Stille des Abends hinaushorchend. — Nehmen wir die Richtung, wir müssen schon nahe sein.

Kápor schüttelte mit dem Kopfe, und, ohne ein Wort zu sprechen, spähte er bald rechts, bald links, als käme ihm Etwas verdächtig vor.

— Beeilen wir uns, mein guter Kápor, das ist Hundegebell, wir müssen einem Dorfe nahe sein.

Kápor schüttelte abermals den Kopf und zog die Zügel seiner Pferde besser an, welche seit einer Zeit die Ohren spitzten und einem jeden Baumstumpfe bedächtig auswichen.

— Nicht wahr, das ist Hundegebell? — frug Judith den schweigsamen Mann?

— Nein, gnädige Frau, das ist nicht Hundegebell, sondern Wolfsgeheul.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sieben graue Bestien aus dem Gestrüppe hervorbrachen und quer über den Weg trabten; man konnte sie einzeln abzählen. Sie verfolgten ein Reh, welches mit ängstlicher Eile durch das Dickicht brach.

Die Wölfe schienen unsere Reisenden gar nicht zu beachten. Im Herbste pflegen sie Menschen selten anzugreifen, nur der Hunger des Winters treibt sie zu dieser Verwegenheit.

Dennoch bleibt es immer gräulich, den Bestien zu solcher Zeit und in solcher Einöde zu begegnen. Die schon in der Ferne im grünen Feuer erglänzenden Augen verrathen nur zu deutlich, daß dies Hunde des Todes sind, die von ihrem Herrn mit lebendem Fleisch gefüttert und warmem Blute getränkt werden . . .

In der traurigen Stille des Waldes konnte man noch lange ihr Geheul vernehmen, bis sie in der Verfolgung in ein anderes Thal einbogen.

Auf Judith's Nerven wirkte diese Szene furchtbar erregend. . . . Wenn sie jetzt hier so elend umkommen müßte! . . . Keine, nicht die geringste Waffe bei der Hand. In jenen Tagen durfte man ja keine bei sich führen, selbst gegen die reißenden, wilden Thiere des Waldes hatte man nur den Stock.

Wenn der hungrige Rudel zurückkehren sollte.

Ihre Glieder erfaßte kalter Schauer.

Kápor trieb seine Pferde zu schnellerem Laufe an; man muß ja doch am Ende selbst auf diesem verzweifelten Wege zu irgend einer menschlichen Wohnung gelangen.

Das Wetter wurde immer rauher, der Schnee fiel immer dichter, kaum konnte man noch den Weg unterscheiden.

Plötzlich gelangten sie in ein breites, flaches

Thal, welches ganz unter Wasser stand, wo sich auch die Spur des Fahrweges verlor.

— Sind Sie durch diesen Morast gefahren, als Sie hier reisten? — frug Kápor, mit der Peitsche auf die Wasserfläche deutend.

— Nein, — erwiderte Judith, — damals war der Weg trocken und staubig, auf dieses Wasser erinnere ich mich nicht.

— Es muß irgend eine Mühlwehr durchgerissen sein und das Wasser hat sich hier gestaut. Es wird schwer gehen, da durchzukommen, aber deshalb in Gottes Namen.

Das Wasser hatte eine leichte Eiskruste, auf welcher hie und da der Schnee stehen blieb. Den Weg konnte man durchaus nicht fühlen.

Plötzlich versenkten sich die Räder in ein tiefes Loch, und die Pferde vermochten den Wagen trotz aller Anstrengung nicht mehr herauszubringen.

— So, jetzt stecken wir da — brummte Kápor im Tone verzweifelter Ueberzeugung.

— Judith schöpfte aus der Gefahr neue Kraft.

— Wir müssen weiter. Versuchen wir den Wagen nach der Seite zu wenden.

— Geht nicht. Da in dem verdammten Loche stecken zwei Steine und haben das Rad

eingezwängt, 's ist noch ein Glück, daß wir nicht umgestürzt sind.

— Was werden wir nun beginnen?

— Wir übernachten hier.

— Das ist unmöglich. Wir können die Nacht hier nicht abwarten.

— Dann bleibt nichts Anderes übrig, als daß ich die Pferde ausspanne und den Wagen hier zurücklasse. Auf eines der Pferde breite ich die beiden Kotzen, die Gnädige setzen sich hinauf, ich führe die Pferde, und so müssen wir doch endlich ein Dorf erreichen.

— Ich bin noch nie auf einem Pferde gesessen, und würde mich fürchten. Tragt mich über das Wasser hinaus, dann werde ich schon zu Fuße weiter kommen.

Kápor gehorchte. Er spannte die Pferde aus und trieb sie vermittelst des Leitseils vor sich her, hob Judith, wie man mit einem Kinde zu thun pflegt, auf den Arm, und watete so bis an's Ufer des Wassers.

Dort bat ihn Judith, er möge sie zur Erde setzen, sie würde schon weiter kommen.

Und doch hatte sie kaum mehr Kraft genug, sich aufrecht zu erhalten.

Wie strengte sie sich zur Eile an, wie wollte sie vorwärts! . . . Der Weg war schlüpfrig, der Schnee fiel auf lehmigen Koth und machte das Gehen doppelt beschwerlich. Judith mußte

sich wiederholt an die mosbedeckten, feuchten Baumstämme anlehnen, um auszuruhen. Einmal mußte sie sich sogar auf einen bemosten Stein niedersetzen, die Müdigkeit schien sie zu erdrücken. Kápor mahnte jedoch, sie möge aufstehen, der Stein sei kalt, sie könne sich leicht eine Krankheit zuziehen. Sie gehorchte und schleppte sich ohne Klage weiter.

Der Weg wollte immer noch kein Ende nehmen. Von Neuem wechselten Wälder, Berge und Thäler, und noch immer keine Spur einer Menschennähe.

Da durchschnitt abermals ein angeschwollener Gebirgsbach den Weg. Kápor mußte Judith abermals auf seine Arme nehmen, um sie hinüber zu tragen. Dann setzte er sie aber nimmer zur Erde.

— Lassen Sie mich hinab, — stammelte Judith mit bebender Stimme.

— Nein, bei Gott, das werde ich nimmer thun, bis wir nicht unter Menschen kommen! — sagte der starrköpfig gewordene Fuhrmann im entschiedenen Tone.

— Ich bin ja nicht müde!

— Ich auch nicht. Kommt es mir doch vor, als trüge ich nur ein Kind auf den Armen.

Judith fing leise zu seufzen an.

Nun ist es aber ganz Nacht geworden, und nur das Schneelicht erleuchtete die Gegend.

Nach langem Marsche gelangten sie in eine runde Lichtung, in deren Mitte stand eine große Buche, die Wiese durchschnitt ein Bach, welcher, zwischen Wildrosengesträuch laufend, einige Kaskaden bildete.

Als Judith den Baum gewahr wurde, rief sie:

— Halten wir, mein Freund!

— Dieser Baum?

— Gibt es Etwas an diesem Baum?

— Ich erinnere mich dieses Baumes. Tragen Sie mich hin.

Kápor that, wie ihm gesagt wurde, und ließ dann Judith von seinen Armen gleiten.

Diese lief stracks auf den Baum los, und ihr Gemüth erheiterte sich plötzlich.

— Ja ja, der ist's. . . . Ich erkenne ihn schon. Hier der Bach mit seinen wilden Rosen, hier der Stein, auf welchem wir mit einander saßen! Bis hieher hatte er mich geleitet, als er von mir Abschied nahm; ich gestattete ihm nicht, weiter zu kommen. . . . Kommen Sie doch her, Kápor. . . . Sehen Sie, sehen Sie diese zwei Buchstaben da in die Baumrinde geschnitten, sie rühren von seiner Hand her. Ein J, und ein B; sehen Sie mal, es bedeutet: Judith und Béla! O mein Gott! . . .

Und sie bedeckte, vor Freude schluchzend, den letzteren Buchstaben mit ihren Küssen.

Von nun an schien es, als hätte sich ihre Seele durch einen einzigen Gedanken verjüngt, als wäre sie zu frischem, kräftigem Leben wiedergeboren. Sie bedurfte keiner Stütze, keiner Hilfe mehr.

— Nun eilen wir, das Dorf ist hier ganz in der Nähe, kaum auf einen Steinwurf entfernt.

Wäre der Wind nicht gewesen, hätten wir die Abendglocke läuten gehört. . . Nun eilen wir, eilen wir.

Nun schritt sie mit leichten, elastischen Tritten voran, als wäre sie aller Sorgen bar, sie eiferte Kápor und die vor Müdigkeit strauchelnden Pferde zur Eile an.

— Zweihundert Schritte noch und wir sind an Ort und Stelle!

Jetzt konnte man wirklich Hundegebell vernehmen. Es thut so wohl, in öder, einsamer Nacht die Stimme dieses treuen Hausthieres zu vernehmen, jenes einzigen Thieres, bei welchem Freundschaft, Charakter, Muth und Selbstaufopferung — so seltene Tugenden unter den Menschen — alltägliche Gewohnheit sind.

Das Gedächtniß Judith's täuschte sie nicht. Bei der ersten Wendung, welche hinter einem waldigen Hügel in's Freie führte, konnte man das in einem Thale zerstreut liegende Dorf auf kaum hundert Schritte Entfernung erblicken; die

kleinen Schornsteine rauchten, die Fensterchen der zerstreut liegenden Häuser erglänzten in der Nacht gleich Johanniskäferchen.

Judith hielt an und sagte mit vor Freude bebender Stimme zu ihrem Begleiter:

— Hier ist es, hier habe ich ihn verlassen!

Jetzt konnte sie es gestehen; waren sie doch bereits an Ort und Stelle.

Ihr Herz schlug so schnell, ihre Adern klopften so heftig; . . . war es von der großen Freude oder vom heftigen Fieber. . . .

Es ist nicht gut, sich über etwas stark zu freuen.

Das verflossene Jahr hatte es bewiesen: Alles, worüber man sich gefreut hatte, wurde zu Elend und Jammer.

Dieser Gedanke wurde gleich bei den ersten Häusern des Dörfchens im Gehirne Kápor's rege, als er vor einem Zaune zwei eingeschlagene Pfähle gewahrte, zwischen welchen eine schmale hölzerne Tafel hing, an der Spitze einer dieser Pfähle war ein Büschelchen Stroh befestigt.

Auch die junge Frau konnte es gewahren, doch verstehen sich die städtischen Damen auf solche ländliche Symbolik nicht. Wüßte sie, wie Kápor es weiß, was diese Pfähle, diese Tafel, dieses Strohbündel bedeuten, sie würde vor Schreck zusammensinken.

An diesem Brette pflegen die bequartierten Reiter durch Klopfen das Zeichen zum Pferdefüttern zu geben.

Also gibt es wieder Gefahr.

Sie mußten durch das ganze lange Dorf schreiten.

Beim letzten Hause, dessen rückwärtige Fenster sich gegen den Wald öffneten, hielten sie an.

— Hier werden wir bleiben, — sagte Judith leise zu ihrem Begleiter; sie fand leicht die Thüre, welche in die Küche führte.

Sie öffnete dieselbe ohne Geräusch.

Vor dem Herde stand die Hausfrau; am Rande desselben saß eines ihrer Kinder, die zwei anderen spielten auf der Erde; der Mann hockte auf einem niederen Schemel und rebbelte Mais an dem Messer, welches in den Rand des Schemels befestigt war. Sonst war Niemand in der Küche anwesend.

Wo ist Béla?

Als Judith die Küchenthür geöffnet hatte, sahen Mann, Frau und Kinder alle neugierig den Gast an; als aber Judith in das Licht des hell lodernden Herdfeuers trat und das große Tuch, womit ihr Gesicht verhüllt war, auseinanderschlug, da riefen Alle auf einmal: Jesus Maria! . . .

Der Ruf erscholl aber nicht im Tone der freudigen Ueberraschung, sondern in dem des Schreckens.

— Gnädige Frau! — rief das Weib, Judith entgegen eilend. — Sind Sie es?

— Ja, ich bin es, gute Teréz; doch wo ist Béla?

— O barmherziger Gott, in solchem Wetter! . . .

— Das Wetter thut nichts. Wo ist Béla?

— Herr Béla? — wiederholte die Hausfrau verwirrt, und blickte verzweifelnd ihren Gatten an, welcher sich unterdessen von seinem Schemel erhoben hatte und an Judith herantrat.

— Um des barmherzigen Gottes Willen, sagen Sie mir's, wo Béla ist?

Der Mann stählte seinen Muth und antwortete:

— Herr Béla ist nicht hier. Vor zwei Tagen kamen berittene Gens'd'armen in's Dorf. Als sie Herr Béla gewahrte, öffnete er eines der in den Wald führenden Fenster, sprang durch dasselbe und floh in den Wald, ohne einen Auftrag zu hinterlassen. Seitdem haben wir nichts von ihm gehört.

So weit hatte die Lebenskraft der armen Frau ausgereicht.

Als sie hörte, daß ihr Mann verschwunden, daß er sich wieder in die von Gefahren wim=

melnde Welt gestürzt, daß Alles, was sie zu seiner Rettung, welche sie nun vollbracht glaubte, zu Nichts geworden; daß sie statt der süßen Umarmung des Wiedersehens in die folternden Arme des Zweifels gerieth . . . da stürzte sie plötzlich leblos zusammen. Mehr zu ertragen, ist dem Weibe nicht gegeben.

Die beiden Leichen.

Nun sind sie also beide todt.

Der Eine lebt noch, bewegt sich über der Erde, ist aber dennoch todt, er hat kein Recht an das Leben mehr; er ist ein begrabener Mann. Er muß sich verbergen, schweigen, dulden, wie die Todten, er darf sich nur um Mitternacht auf die Erde wagen, wie die Gespenster.

Die Andere — liegt bereits auf der Bahre.

Die guten Leute, in deren Haus Judith kam, hatten Alles aufgeboten, um Judith in's Leben zurückzurufen; als jedoch bis zum Abend des folgenden Tages jeder Versuch erfolglos blieb, und die starre Blässe des Todes vom Antlitze nicht weichen wollte, da zogen sie ihr Todtenkleider an, ließen einen Sarg anfertigen und die Glocken läuten ... morgen soll sie begraben werden.

Hier ist er also, der alle Räthsel des Lebens löst, der Tod, welcher selbst ein tiefes Räthsel ist,

welches der menschliche Geist noch nicht zu lösen vermochte.

Die Weisen der Materie haben durch ihre chemische Wissenschaft es herausgebracht, daß die Lebenskraft nichts Anderes sei, als ein chemischer Gestaltungsprozeß, und der Tod nichts Anderes ist, als daß eine träge Masse in Fermentation übergeht, wie wenn der Wein zu Essig wird. Eines haben jedoch die Weisen zu erklären vergessen. . . . Wie wird der Essig wieder zu Wein? . . .

Der Umlauf des Blutes stockt bereits, das Herz hat zu schlagen aufgehört, die Nerven gehorchen keinem Willen mehr; die Masse fühlt nichts, ihre Last zieht sie zur Erde hinab, in den Staub, zu den verwandten Atomen; . . . . wie aber, wenn der Tausendste, der Hunderttausendste auch dann noch denkt?! . . . . Sagt es mir, Ihr Weisen der allmächtigen Materie, was es ist, was da d'rinnen noch immer lebt, wenn die Wissenschaft schon längst kein Zeichen mehr des Leben bedingenden chemischen Wirkens an der Materie wahrnimmt? . . . was nicht „Leben", sondern „Seele" ist . . . dessen Sitz Ihr bisher vergebens gesucht; ist er im Herzen, im Gehirn, in der Wärme des Blutes? . . . Hält es sich etwa in der denkenden Stirne, oder im Rückgrat auf? . . . Dieses Etwas, welches auch dann zugegen sein kann, wenn die ganze Staub-

hülle bereits öde und kalt; dieses Etwas, welches auch dann Bewußtsein, Willen, Sehnsucht und Furcht empfindet, wenn es mit dem Organismus des Körpers nichts mehr zu thun hat?!

Erklärt es, wie es kommt, daß ein Leichnam, dessen jeder Blutstropfen bereits zu Eis geworden, es noch zu hören vermag, was man über ihn spricht; was die Todtenweiber sagen: „Welch eine schöne Leiche, wie schön der Myrthenkranz auf ihrer Stirne strahlt?!" Doch fühlt sie das Stechen der Blätter nicht mehr; sie hört es, die Leiche, wie man spricht: „ziehen wir den Trauring von ihrem Finger, damit wir ihn dem Gatten überreichen können, wenn er wiederkehrt." Die Leiche fühlt es aber nicht, wie man ihr den Ring vom Finger zog. Sie hört den Gesang der Todtenwächter, das Todtengeläute der Glocken; das Flüstern der Besucher; sie hört das Knarren der Ringlein, als man die Vorhänge zusammenzieht, damit ihr die Sonne nicht in's Gesicht scheine, doch fühlt sie die Wärme des Sonnenstrahls nicht. . . .

Die Leiche weiß Alles, was gewesen, Alles was noch kommen wird. . .

Sie hat noch so viel Bewußtsein, um auf die Zeit zurückdenken zu können, welche in Tage, in Stunden eingetheilt gewesen; auf die Zeit, wo der helle Tag mit der dunklen Nacht abwechselt; sie vermag an Jenen zu denken, den

sie geliebt, beschützt, und für den sie gestorben ist; sie ist sich bewußt, daß diese Liebe, dieser Schutz mit dem Tode in die Erde versenkt wird, woher kein Auferstehen mehr.

Diese Leiche liebt und fürchtet jetzt noch; nicht etwa, daß sie in ein bretternes Gefängniß verschlossen und in die Tiefe der Erde versenkt wird, daß man eine sechs Schuh hohe Schichte über sie wirft, und sie das allmälig dumpfer werdende Kollern der Erdschollen mit anhören muß; nicht, daß lange, nachdem es grauenhaft öde und stille geworden ist in ihrer langen, dumpfen Nacht, sie noch lange, lange hören muß, wie der Maulwurf an den Brettern ihres Sarges bohrt; . . . sie denkt nicht darauf, daß wenn nach Tagen die Lethargie dem wiederkehrenden Leben weicht und sie zum lebenden Bewußtsein erwacht, sie den Tod bitten wird, um als ewiger Befreier zu kommen.

Nicht derart waren ihre Gedanken.

Sie kämpfte mit Anderem: der Gatte ist fort, er flüchtete sich in die weite Welt, und sie . . . hatte den Brief mitgenommen, der ihm das Leben gerettet hätte. Den Brief wird aber Niemand finden können, denn der ist geborgen, sie hatte ihn ja in ihr Mieder zwischen das Fischbein eingenäht. . . Wer würde ihn dort je finden? Wie könnte er in die Hände des Verfolgten gerathen?

Die Stirne der Leiche war kalt; innerhalb dieser Stirne lebte die Verzweiflung! . .

Erklärt mir Dies, Ihr Weisen der allwissenden Materie! . .

Die Uhr schlug acht; die Leichenbesucher wünschten gute Nacht, und gingen.

Der Hauswirth sagte zu seinen Leuten, sie mögen sich zur Nachtruhe begeben, er werde schon die Todtenwache halten.

Die Hausfrau versprach Wein hineinzusenden, die Nacht sei ja lang, das Gemach kalt, und die Nähe der Leiche mache noch kälter . . . dem Manne war's recht; er ließ die Gattin gewähren.

Die Uhr schlug abermals: „Neun!" . . .

An der Hausthüre wurde Säbelgeklirr vernehmbar, Tritte näherten sich dem Zimmer; es kam Jemand mit bespornten Stiefeln.

Der Hauswirth redete den Ankömmling an:

— Guten Abend, Herr Wachtmeister. Wir haben eine Leiche.

— Ich sehe es, — sprach eine unbekannte Stimme — wird vermuthlich die Gattin jenes Herrn sein, welcher von hier entwich.

— Ich weiß es nicht . . . habe weder den Herrn, noch die Frau gekannt.

— Sie thun gut daran, wenn Sie so sprechen, — sagte der Wachtmeister — reden wir nicht mehr davon.

— So ist's. Trinken Sie lieber ein Glas Wein.

— Danke. Auf Ihr Wohlsein.

Man hörte das Knarren des Stuhles, als sich der Wachtmeister setzte.

— Ich wußte es wirklich nicht, daß mein Gast ein gefährlicher Mensch sei, — begann der Hauswirth.

— Ein sehr gefährlicher, — betheuerte der Gensd'arm. — Es war gut für ihn, daß er bei Zeiten entsprungen.

— Wäre es schlimm für ihn gewesen, wenn man ihn erwischt hätte?

— Man fahndet sehr nach ihm.

— Wird man ihn auch weiter verfolgen?

— Bis man seiner habhaft wird. Er ist ein Flüchtling erster Klasse.

— Was heißt das: Flüchtling erster Klasse?

— Na, das ist ein Mann, für dessen Kopf ich nicht einen Heller gebe.

— Trinken Sie noch ein Gläschen, Herr Wachtmeister.

— Danke! So ein Gläschen schadet nicht, wenn man bei solchem Wetter den ganzen Tag hindurch im Walde herumstreift.

— Sind Sie schon auf seine Spur gestoßen?

— O ja, die Schweinhirten im Walde haben erzählt, daß sie ihn nach seiner Entweichung

mehrmals gesehen haben, folglich muß er sich in der Nähe aufhalten.

— Würden Sie ihn, wenn er sich vor Ihnen flüchtete, erschießen?

— Dies thäte ich ungern; doch wäre dies für ihn das kleinere Uebel.

— Das kleinere Uebel?

— Ich vermuthe, daß er sich in der Höhle des sogenannten hohlen Steines aufhält; übrigens soll das unter uns bleiben, erzählen Sie es Niemandem.

— Gott bewahre! ... Nehmen Sie noch ein Glas, mein Herr Wachtmeister.

— Danke. Ich möchte mich lieber zur Ruhe begeben.

— Wo werden Sie aber diese Nacht schlafen? Wir mußten Ihr Zimmer der Leiche hier einräumen.

— Thut nichts. Ich werde mich auf den Boden begeben, dort schläft es sich so gut im Heu.

— Gute Nacht denn, Herr Wachtmeister.

— Ruhsame, gute Nacht!

— Ich werde sie nicht haben, muß bei der Leiche wachen.

— Eine frostige Unterhaltung das. Ich jage doch lieber dem Manne nach. Morgen beginnt die Hetze auf's Neue. Gott behüte ....

Die Todte hörte abermals das Säbel- und

Sporengeklirr, das Knarren der Thüre, als der Wachtmeister hinausging; das Aechzen der hölzernen Treppe, als derselbe auf den Boden stieg, und die Tritte oben auf der Diele des Bodens, das Geräusch, welches der Held verursachte, als er sich in das Heu warf, um zu schlafen... Er wählte sein Nachtlager gerade über dem Haupte der Todten.

Und die Todte hörte dies Alles ganz gut, und mußte mit diesem furchtbaren Bewußtsein da d'rinnen in der starren, kalten Hülle kämpfen.

Die ewige Verdammniß wird in heiligen Büchern als der Zustand des ewigen Heulens und Zähneklapperns geschildert; doch was ist dies gegen die Verzweiflung, welche in einem stummen, unbeweglichen Körper wühlt? In dem schmerzerzeugten Wahnsinne, welcher zum Selbstmorde treibt, gibt es noch etwas Menschliches; der irre Gedanke aber, hinter geschlossenen Lippen eingepferchtmit all' seinen Schreckensbildern in einem leblosen Körper, ist etwas Dämonisches!..

Kein einziges Glied rühren zu können, über keinen einzigen Laut zu gebieten... und dulden da d'rinnen das Toben des gegen den Himmel sich auflehnenden Geistes, welcher seine Eishülle zu zersprengen droht!...

— Man verfolgt *ihn*, und ich vermag *ihm* nicht beizustehen... Man verfolgt *ihn*, und ich vermag nicht zu rufen: haltet ein, schont

ihn, hier ist sein Schutzbrief! ... Mit einem Worte könnte ich sein Leben retten, und bin nicht im Stande, dieses Wort zu sprechen... Ich bin ein Leichnam. Und man wird mich lebendig in das Grab versenken... Nie werde ich ihn mehr wiedersehen... Nie wird er erfahren, was ich für ihn gethan!.. Er wird sterben... ebenso verzweifelnd und gottverleugnend wie ich! O Mutter, Mutter!.. Wie furchtbar ist Dein Fluch!.. Wie weit reicht Deine kalte Hand!.. Weshalb bin ich Dir nicht auf den Grund des Wassers gefolgt... Jener Tod wäre nicht so schrecklich gewesen, als dieser... Hier liege ich todt; eine Leiche, und lebe, höre und zittere dennoch.... O mein Gott, mein Gott!... Willst Du mir denn nicht mehr beistehen?.. Immer hielt mich der Glaube an Dich aufrecht — und Du verläßt mich jetzt in meiner Sterbestunde? Du lässest es zu, daß ich mit dem Gedanken in eine andere Welt hinübergehe, daß es weder hier noch dort einen Gott gibt?.....

..... Ein dumpfer Fall verscheuchte die lautlose Stille der Nacht, als wäre Jemand durch das Fenster in das Zimmer gesprungen.

Da ertönte der erschrockene Ruf des Todtenwächters:

— Heiligste Dreifaltigkeit!...

Jemand stürzte zur Todtenbahre hin...

Judith hörte, fühlte jedoch die Küsse

nicht, womit ihr Gesicht, ihre Hände bedeckt wurden; sie hörte das Schluchzen, durch welches ihr Name ertönte:

— Judith, meine Judith! . . .

Die Leiche erkannte die Stimme des Gatten. Die Stimme durchzuckte gleich einem galvanischen Strom all' ihre Nerven.

Die Todten fühlen auch Freude.

— Um Gottes Willen; wie konntest Du zurückkehren? — flüsterte der Hauswirth. — Die Gensd'armen sind hier im Hause.

— Ich hatte von den Hirten im Walde erfahren, daß meine Gattin angekommen und hier gestorben sei, — sagte Béla.

Die Leiche hörte diese Worte ganz deutlich, sie klangen ihr aus solcher Nähe in's Ohr, als hätte Béla seinen Kopf an ihr Kopfkissen gelegt.

— Die Arme. Der Himmel hat es so verfügt.

— Der Himmel hat es nicht so verfügt! — fiel der Gatte in wildem Tone ein; — das ist nicht wahr!

— Ruhig! Um des Himmels willen! Du stürzest Dich in's Verderben. Der Gensd'arm schläft da oben, gerade über unseren Köpfen; wenn Du ihn weckest, bist Du verloren. . . . Küsse Deine Gattin und fliehe!

Der Gatte küßte statt jeder Antwort hundertmal Hände und Wangen der Todten, und blieb.

— Herr! .. Freund! .. fliehe, rette Dich! — beschwor ihn der Wirth. — Der Wald ist umzingelt; Deine Höhle ist auch entdeckt, gehe dahin nicht mehr zurück; wende Dich gegen den Norden, dort kannst Du noch durchschlüpfen .. kümmere Dich um die Todte nicht mehr ... Die ist schon glücklich ... sie fühlt nichts mehr.

— Lasse mich in Ruhe. Kümmere Dich nicht um mich. Auch ich bin todt, so oder so .... Was würde mein Leben von nun an sein? ... Doch es ist nicht wahr ... Sie kann nicht todt sein. Sehen denn so die Todten aus? Lächelt so das Gesicht einer Leiche? Es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein.

— Gott gäbe es, daß es nicht wahr wäre.

— Hast Du einen Arzt gerufen? Hat er es erlaubt, daß sie begraben werde.

— Er war hier, und hat es erlaubt.

— Ein Narr war er, wenn er's gethan. Er versteht sich auf die Sache nicht. Doch was scheren sich die Leute um das, was nicht ihnen gehört! Sie fühlen ja den Schmerz nicht.

— Aber um Gotteswillen, was willst Du jetzt hier?

— Was ich will? .. Ich will es verhindern, daß sie begraben werde... Es möge mit mir geschehen, was da wolle... Mich kümmert's nicht. Und wenn man mich in Stücke zerreißt, werde ich, so lange ein einziger Nerv in mir noch lebt,

es doch nimmer zulassen, daß man sie beerdige. Sie lebt. . . . Siehe, wie ihr Antlitz lächelt! . . . Nein, nein! Wer sie begraben will,. der muß mich mit ihr begraben

Judith fühlte in sich das Wiedererwachen der Glückseligkeit.

Der Gatte, der treue Geliebte kam, jeder Todesgefahr trotzend, um die Gattin von dem Schrecklichsten aller Schicksale zu retten; — nur Diejenigen, welche so lieben, vermögen zu sagen: „Ich glaube an den Tod nicht! er ist nur ein Schlaf, auf welchem das Erwachen folgt. . . . Diese kalte Leiche gehört noch mir, und nicht dem Grabe, ich gebe sie nicht her. Möget Ihr mich immerhin einen Narren, einen Wahnsinnigen schelten; aber ich erlaube es nicht, daß man den Sargdeckel über sie schließe, und ich tödte Denjenigen, welcher sie anrührt.

Die Wärme dieser Worte drang durch die eisstarre Hülle der Leiche zur fühlenden Seele.

— Warte! — rief Béla — und Du sollst sehen, daß ich nicht wahnsinnig bin. Judith litt sehr oft an Herzkrämpfen. Da gab es kein anderes Mittel, als daß ich ihr meinen warmen Athem auf den Busen hauchte, und war es von dieser Wärme, oder von der Glut meiner Liebe, das Uebel verschwand allsogleich. . . . Auch jetzt muß ich sie in's Leben zurückrufen.

Wie süß klangen diese Worte für die ver-

borgene Seele. Judith begann an ihrem Körper ein wohlthuendes Erschlaffen zu fühlen, welches das Bewußtsein der Seele zu betäuben begann; je mehr die Kraft des Denkens schwand, desto mehr erstarkte das Gefühl in ihrem Körper. Nur Einen Gedanken hatte sie noch, oder vielmehr Einen Instinkt, Ein Gefühl, Einen Glauben: „Gott ist überall.“

Dann verlor sie völlig das Bewußtsein.

Der Gatte lag wie ein Wahnsinniger an dem marmornen Busen seiner Gattin, und suchte mit seinem heißen Athem die Kälte desselben zu bannen; der andere Mann blickte ihn mit wehmüthig theilnehmenden Blicken an, als wollte er sagen: Welch' vergeblicher Kampf gegen den Tod! . . .

— Siehe, siehe! . . . bemerkst Du es nicht, wie sich ihre Wangen röthen?

Der Angeredete schüttelte traurig den Kopf, er konnte nichts wahrnehmen.

— Hole einen Spiegel und halte ihn an ihre Lippen, ob kein Hauch daran zu sehen.

Der Wirth gehorchte, die Fläche des Spiegels trübte sich nicht.

Der Gatte fuhr mit seinem verzweifelten Versuche fort.

— Lasse mich. Unterbreche mich nicht. . . Wenn ich's früher weiter fortgesetzt hätte, wäre

es mir gelungen. . . Ich hatte ja schon den Pulsschlag gehört. . .

Und Béla setzte das wahnsinnige Unternehmen: sein eigenes Leben in die Brust seiner Geliebten einzuhauchen, fort.

— Siehe her! . . Siehst Du es?

— Was?

— Was? Die Schweißperlen hier an ihrer Stirne?

Der Gefragte antwortete, daß er nichts sehe. Flimmerte es ihm doch schon vor den Augen. Diese betäubende Szene, wo eine aufgeregte Seele, weil sie sich in ein bitteres Schicksal nicht fügen will, die Auferstehung eines Todten dem Geschicke abtrotzen will, erfüllte den einfachen Menschen mit Grauen. . . Er zitterte.

Und doch waren die kalten Schweißperlen auf der marmornen Stirne wirklich sichtbar.

— Siehst Du noch immer Nichts? — frug ihn abermals Béla, indem seine Augen in wildem Feuer erglänzten.

— Nein. Ich sehe noch immer Nichts.

In diesem Momente öffnete die Todte ihre großen schwarzen Augen, und heftete den starren Blick auf das Angesicht des Zweiflers.

Dieser fiel, vor Schreck keuchend, in die Kniee. . . . „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“

Die Leiche starrte mit den offenen Augen vor sich hin.

Es war dies aber nicht der Blick des selbstbewußten Lebens, sondern das starre Schauen des Todes, womit er die Lebenden schreckt.

— Siehst Du's, siehst Du's? Sie lebt! — stammelte außer sich der Gatte.

Der andere Mann bedeckte sein Gesicht und zitterte am ganzen Leibe.

Sie lebt nicht, — dachte er; — sie ist ein Gespenst. Und in Wirklichkeit war die Szene darnach angethan, als hätte eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Liebe die Todte in ein Gespenst umgezaubert.

Dies weiße, alabasterne Antlitz, mit diesen zwei schwarzen, starren Augen!

Béla empfand kein Grauen. Er beugte sich über die gespenstische Gestalt und küßte ihre Lippen!

Nach dem Kusse drückte die Leiche die langen, seidenen Augenwimpern zu, und ihr Gesicht begann sich mit einem leichten Roth zu überziehen.

Dann faltete sie die Hände, welche mit einem dünnen Seidenband zusammen gebunden waren, wie zum Gebet.

Béla wies unter krampfhaftem Lachen auf sie; über sein von Verklärung strahlendes Gesicht liefen die hellen Thränen; von seinen Schläfen

träufelte der Schweiß herab ... Das war ein furchtbarer Kampf ... Ein Kampf, wie ihn Jakob nicht mit Gott in der Wüste bestanden! ..

„Gott“ ließ es zu, daß der „Mensch“ Sieger bleibe. ..

Da ergriff der andere Man mit Andacht die Hand Béla's, und führte sie zu seinen Lippen.

— Du hast ein Wunder vollbracht, die wahre Liebe erweckt selbst die Todten ...!

— Rufe Deine, Frau — sprach Béla; — tragt sie aus diesem kalten Zimmer weg, und pflegt sie nach Kräften.

— Wir werden sie schützen, wie ein Geschenk Gottes! ...

— Sende nach dem Arzt! ...

— Ich werde selbst fahren. Meine Pferde sind ausgeruht. Bis zum Morgengrauen bin ich zurück ... Du aber eile und rette Dich. Für Dich ist es nicht gut hier zu weilen.

— Ich werde gehen. Doch mußt Du mir früher bei Gott schwören, daß Du über meine Frau wachen wirst, und sie nie zu begraben erlaubst, wenn sie wie immer todt erscheint, bis ich nicht zurückgekehrt bin. Schwöre mir dies! ...

— Ich schwöre es Dir. Der Gedanke an diese furchtbare Nacht wird mich nie meinen Schwur vergessen lassen ... doch eile, eile! ...

— Noch einen Kuß, Judith!

Und dieser Kuß wollte kein Ende nehmen, er dauerte eine Ewigkeit.

— Eile, eile! . . . der Gensd'arm da über uns ist erwacht; unser Gespräch hat Verdacht erweckt; hörst Du nicht seine knarrenden Tritte, wie er die Stufen herabsteigt . . . O, er steht schon vor der Thür! . . . Eile, eile! . . .

Als der Gensd'arm vor der verschlossenen Thür stehen blieb und an derselben zu klopfen und zu rütteln begann, erst dann flüchtete sich Béla durch's Fenster.

Der Wirth öffnete die Thüre, der Gensd'arm frug verdächtig:

— Wer war hier, wer hat hier gesprochen, was ist geschehen?

— Sehen Sie 'mal. Die Todte ist erwacht . . . Helfen Sie mir den Sarg in's warme Zimmer hinüber tragen . . .

Der rauhe Soldat schien ergriffen; er vergaß, weshalb er herabgestiegen, und half bereitwillig den Sarg in's warme Zimmer hinüber tragen . . .

Nach einer halben Stunde war der Wirth bereits auf dem Wege, um den Arzt zu holen; er hatte jedoch kaum die Hälfte seines Weges zurückgelegt, als er dem Arzt begegnete. Er hielt seinen Wagen an, um ihm den Fall zu erzählen. Der Arzt wußte bereits Alles. Ein junger Mann habe ihn vor Tagesanbruch geweckt und gebeten,

zu eilen. Der Arzt beschrieb, wie der Mann ausgesehen.

Das konnte nur Béla sein. Wie er aber zu Fuß über die steilen Gebirge, einige Stunden früher als der Wirth, welcher mit seinen guten Pferden jagte, dort ankam, das mögen Diejenigen enträthseln, die einst stark geliebt haben.

Als Judith vom starren Todeskampfe zum Leben erwachte, verfiel sie in ein schweres Nervenfieber. Wochenlang litt sie und war stets bewußtlos; als die Krisis vorüber, als sie wieder ihr Bewußtsein, ihre Lebenskraft zurück erlangt hatte, hörte man von Béla nichts mehr im Lande.

Seraphine.

Hundertachtzig Tage sind nach dem Tode Zeleji's verflossen, als Seraphine ihre Hand Fertöy reichte.

Sie that übrigens Alles, was von ihr zu erwarten stand.

Als sie von der Schäßburger Schlacht hörte, und den Tod Robert's in hundertfacher Variation erfuhr, da war sie verzweifelt; sie wollte sich tödten, sie wollte Gift nehmen; vielleicht nahm sie es auch ... wer weiß aber, ob es auch Gift war ... Sie wollte sich auch allsogleich auf den Weg begeben, um ihn aufzusuchen ... aber die Brücke war noch nicht hergestellt.

Wochenlang litt sie, es war ein Jammer sie zu sehen. Am meisten schmerzte es sie, daß er, wenn er noch am Leben, keine Nachricht von sich gab? Und, wenn er gestorben, weshalb er nicht in ihren Träumen erschien, um es sie wissen zu lassen!? (Diesen Wahn mußte sie später arg bereuen.)

Mit der neuen Wendung der Geschichte ist manches Alte wieder neu geworden. Das alte Haus, welches in Ruinen lag, wurde neu aufgebaut, und in den Salons konnte man allmälig die alten Gäste wieder erscheinen sehen; freilich waren es nicht die der jüngstvergangenen Zeiten, sondern noch ältere. Zu ihnen zählte auch Fertöy.

Fertöy war zu jener Zeit ein großer Herr. Was er eigentlich gewesen, kann ich hier nicht bestimmen, da die Geschichte den Namen seiner Herrlichkeit nicht verewigt hat.

Fertöy war ein sehr gerne gesehener Gast im Hause, gerade wie früher. Man hatte es ihm bereits vergessen, daß er, als sich die Familie in den traurigsten Tagen aus der Stadt flüchten wollte, ihr sagen ließ: sie möge sich nur dort „unterhalten“, wo sie es bisher gethan.

Auch Mama Holdváry hat es vergessen, sich verschiedene Sonnenschirmenstiele aus verschiedener großer Männer Knochen verfertigt zu wünschen, im Gegentheil wurde sie zu einer sehr vernünftigen Frau, nur hatte sie noch den einzigen Fehler, daß lieber sie Herrn Fertöy geheiratet hätte, als daß sie ihm ihre Tochter gab.

Dieser letzte Umstand gab zu einer gewissen Spannung zwischen Mutter und Tochter Anlaß, welche aber nur Diejenigen merken konnten, die in die Geschichte eingeweiht waren.

So fiel es Jedem auf, weshalb Mama Holdváry vor Seraphinen stets von Robert spreche? weshalb sie diesen unter Seufzern lobe? weshalb sie jeden Morgen spricht: ich habe von Robert geträumt; Du wirst sehen, wie er auf einmal vor uns stehen wird... O, der arme Robert! Du wirst sehen, daß man ihn wieder in seine alte Charge einsetzt, war er doch ein so tüchtiger Offizier. Tröste Dich Seraphine, tröste Dich.

Wer aber den Schlüssel zu den Familiengeheimnissen hatte, dem mußte es einleuchten, daß alles dies Gerede nur deshalb war, damit Seraphine sich nicht so schnell Witwe glaube.

Seraphine pflegte nie mit ihrer Mutter zu streiten.

An einem schönen Tage kam nun Fertöy mit der niederschmetternden Nachricht, daß er nun Gewisses über Zeleji's Tod wisse. Vermittelst seiner vielfachen Verbindungen sei es ihm gelungen, jene drei Männer ausfindig zu machen, welche Robert auf dem Kampfplatze aufgefunden und begraben hatten. Er wies ihre authentischen Aussagen vor (es waren drei ehrliche sächsische Bürger), aus den Aussagen ging hervor, daß sie seine Taschen genau untersucht und da in der Brieftasche seinen Namen geschrieben fanden. Den Namen hatten sie sich gemerkt, die Brieftasche aber als Lohn ihrer Mühe behalten; auch die

Personsbeschreibung traf zu, und erboten sich die drei Zeugen, wann immer einen Eid zu leisten, was übrigens ganz überflüssig sei. So stehe es außer jedem Zweifel, daß Robert gestorben sei.

..... Daß er todt, unterliegt keinem Zweifel! Von seinem Begräbniß wissen aber nur die Wolken, welche den Rauch des Opfers nicht aufgesogen; und diese werden es Niemandem verrathen.

Der einzige Mann, welcher ihn verbluten, sterben, in Flammen und Rauch aufgehen sah, welcher auf seine Asche weisen könnte, der Dichter und Soldat Pußtafi, ist seit jener ominösen Nacht nicht mehr gesehen worden.

Wo er hingekommen? Ob auch ihn der Sturm des Krieges weggefegt? Ob man ihn während der Flucht in den Wäldern getödtet? .. Ob man ihn vielleicht in eines jener Gräber geworfen, deren Bewohner ungenannt blieben? Ob ihn die Russen gefangen und nach Sibirien geschleppt? ... Ob er auf kürzestem Wege in den Kerker gerieth? Wer konnte das wissen, wer kümmerte sich darum? Er war verschwunden. Wir werden auch vielleicht so lange nichts über ihn erfahren, bis nicht die Zeit kommt, wo wir „gute Nacht wünschen“ und die ganze unglaubliche Geschichte schließen.

Trotzdem mußte man der Trauerbotschaft

Glauben schenken, Niemand hatte Ursache, daran zu zweifeln.

Hierauf legte die ganze Familie tiefe Trauer an. Und wie man über den Verlust erschüttert war, ist aus dem einzigen Falle zu beurtheilen, daß Mama Holdváry ihrem Schneider deßhalb kündigte, weil er ungeschickt genug gewesen, die Trauerkleider mit schwarzem Atlasaufputz zu versehen, obgleich er wissen konnte, daß Atlas nur eine Dreivierteltrauer bedeute, während man zur tiefen Trauer Sammtbänder zu nehmen pflegt.

Seraphinen stand der Traueranzug ausgezeichnet. Solch eine provisorische Traurigkeit erhöht den Reiz der vollen, rothen Wangen.

Doch wollen wir nicht ungerecht sein; die schöne Witwe litt wirklich! Sie litt sehr . . Einsam, von Niemandem beobachtet, weinte sie viel, sehr viel. Sie hatte sogar Augenblicke, wo sie sehnlichst zu sterben wünschte, um aus dieser Welt zu kommen, wo sie Niemanden mehr liebte.

Nur sind die Naturen der Krankheiten verschieden. Derselbe Schmerz, welcher bei Einem zum chronischen Uebel wird, bricht bei einem Andern als zehrendes Fieber hervor, nimmt einen lebensgefährlichen Verlauf, erzeugt eine entscheidende Krise . . . nach welcher man abermals gesund wird.

Ob man dann ganz genesen kann?

Hierauf mögen die Aerzte antworten.

Erinnert man sich doch eines ausgestopften Eichhörnchens, mit dem man zu spielen pflegte.

Es ist auch möglich, daß Seraphine ihren Gatten Robert wirklich geliebt hatte. Bei Frauen gibt es nichts Unmögliches.

Trotzdem geschah es aber, daß hundertachtzig Tage nach Robert's Tode Seraphine sich mit Fertöy verheiratet hatte.

Es gab Menschen, die sie deßhalb ausrichteten: es sei noch zu Früh gewesen, sie hätte doch genauer dem Tode ihres Gatten nachspüren und abwarten sollen, bis der letzte Schall der Sterbeglocke verklungen, ehe sie die Hochzeitsmusik anstimmen ließ.

Es gab auch genug dreiste Menschen, die sich unterfingen, zu bekriteln, wie man nach Robert einem Manne wie Fertöy, der seinen Gesinnungen nach gerade das Entgegengesetzte des Ersteren gewesen, die Hand bieten konnte!... Dies sprach man im Geheimen, nie öffentlich. Wenn Fertöy an der Seite seiner jungen Gattin in glänzender Equipage zur Stadt fuhr, hatte Jedermann ein freundliches Lächeln, einen höflichen Gruß für sie. In kleinen Städten pflegt man Leute, die in Equipagen fahren, hochzuschätzen. Uebrigens war es gut, sich vor Fertöy in Acht zu nehmen.

Die alten, freundschaftlichen Kreise fanden sich wieder zusammen. Die kleine Blum wohnte

wieder in der Festung und war wieder Verpflegsbeamtensfrau. Seraphine besuchte sie oft in Begleitung ihres Gatten oder der Mutter, oder auch allein.

In der Festung gibt es sehr schöne Spaziergänge. Die bombenfesten Kasematten sind weich, mit grünem Rasen bewachsen; an der einen Ecke derselben steht ein kleiner, chinesischer Pavillon, in diesem Pavillon weilten die beiden Freundinnen so gern und plauderten und lachten über die verschiedenen Thorheiten des Tages.

Daran dachte vielleicht Keine von ihnen, daß unter dem schönen, grünen Rasen, in der Tiefe einer Klafter, sich massive Gewölbe befinden, in deren ungeheuer dicken Mauern Schießlöcher angebracht sind, die zugleich als Fenster dienen; daß durch diese Fenster verschiedene Menschen sehnsüchtig nach dem fernen Himmelslichte blicken, daß es diese Menschen sehr gut hören, wenn da oben ein heiteres Lachen erschallt.

Wer schon solche Schießlöcher gesehen, wird sich erinnern, daß diese eine mehr breite als hohe rauchfangähnliche Oeffnung bilden, und in Belagerunszeiten mit schweren Positionsgeschützen bespickt werden. In sonstigen Zeiten pflegen diese Kasematten als Depots für Proviant oder für Staats- und Festungsarrestanten zu dienen, wo man dann die doppelten Eisengitter der Schießlöcher noch mit einem dichten Drahtgeflecht zu versehen pflegt. . . .

Wie erwähnt, promenirte Seraphine mit ihrer Freundin Blum an schönen Frühlingstagen sehr oft über und neben diesen Kasematten. Die wachhabenden Soldaten sprachen dieses Pärchen nicht an, da sie wußten, daß sie zum Hause gehörten.

An einem schönen, sonnigen Nachmittag waren die Damen abermals sehr guter Laune.

Seraphine trug ein kirschrothes Kleid mit einem Dessein von Palmenblättern. Die Blum machte sich über diesen Dessein lustig.

— Die Palme ist halt überall ein Symbol des Sieges. Wolozoff gehört demnach auch nicht mehr zu den Unbesiegbaren! . . .

Wolozoff ist ein neuer Name für unsere Leser. Wir werden mit dem auch bekannt werden.

Seraphine lachte.

— Wenn Wolozoff das Feuer Männern gegenüber mit solcher Tapferkeit aushält, wie dies den Damen gegenüber geschieht, dann weiß ich nicht, wie er zum Wladimir-Orden gekommen?

— Der Fürst scheint sich gänzlich in Ungarn vergessen zu haben, während seine Leute schon längst über Berg und Thal nach Rußland zurück sind.

— Er war vielleicht gar nicht Soldat?

— O ja, und noch dazu ein tapferer; er hat selbst eine Wunde erhalten.

— Während des Rasirens! . . .

— Ei, ei, Seraphine, — drohte die Blum

— es ist kein gutes Zeichen, wenn eine junge Dame einen jungen Mann verleumdet.

— Weshalb?

— Weil dies darauf schließen läßt, daß sie sich gegen ihn vertheidigt.

— Ach, ja!... das ist Fertöy's Sache, sein Weib gegen Männer zu vertheidigen.

— Der wird Dich, liebe Freundin, nicht vertheidigen. Ich sage nicht gegen gewöhnliche Männer etwa, aber wenn ein Fürst im Spiele ist, da hält er es mit den Türken und meint: Bei Gott allein gibt's Schutz.

— Verleumde meinen Gatten nicht; ich ersuche Dich darum, — sagte Seraphine mit jenem schalkhaften Lächeln, welches die Ironie nur deshalb zu verbergen suchte, um sie klarer in's Licht zu stellen. — Du weißt ja, welch zärtliches Verhältniß zwischen uns herrscht.

— O ja, ich weiß es. Ihr pflegt ja sogar zuweilen miteinander zu diniren.

— Glaube mir: er ist ein sehr guter Mann.

— Auch Wolozoff sagt es.

— Wie könnte es Wolozoff sagen, hat er ihn doch nie gesehen.

— Eben deshalb sagt er es.

— Das steht nicht. Er sucht stets meinen Mann, wenn er kommt.

— Und hat das besondere Unglück, ihn nie zu treffen.

— Deine böse Zunge soll diesmal doch nicht Recht haben; so erfahre denn, daß Wolozoff in zwei Tagen abreist.

— Ich weiß es, doch n u r bis nach Warschau.

— Was soll das „nur“ bedeuten?

— Das bedeutet, daß er dort leicht aufzufinden ist.

— Durch wen? Du meinst doch nicht durch mich?

— Nein. Ich meine Deinen Gatten.

Seraphine glaubte bereits, die Grenzen des Scherzes erreicht zu haben, und brach in helles Lachen aus.

In diesem Momente gingen sie an einem der Schießlöcher vorüber.

— Siehe 'mal, wie listig diese Gefangenen sind, — sagte die Blum, dem Gespräche eine andere Wendung gebend. — Da steckt schon wieder Einer den Finger durch's Drahtgitter heraus.

Seraphine warf einen flüchtigen Blick auf das bezeichnete Gitter und sah, wie sich dort ein herausgesteckter Finger bewegte.

— Wenn es die Wache bemerkte; — sagte die Blum.

— Was beabsichtigt er hiemit? — frug Seraphine neugierig.

— Es ist ihre Gewohnheit. Habe es oft bemerkt. Mein Mann sagt sie thäten dies des=

halb, um die Leute aufmerksam zu machen, daß dort Staatsgefangene sind.

— Und was nützt ihnen das?

— Nun, es kann barmherzige Seelen geben, die ihnen Papier und Blei, oder einige Guldenzettel durch's Gitter hinein schieben, wenn es die Wache nicht bemerkt.

— Hast Du es vielleicht auch schon gethan?

— Nein. Du weißt, daß das Geld bei mir nicht gerade im Ueberflusse vorhanden ist; mit den Schreibrequisiten könnten sie etwas Kompromittirendes anstellen.

— Ich wüßte nicht, was? Ich gehe hin.

— Thue es nicht, denn wenn es der Festungskommandant erfährt, verbietet er uns das Spazierengehen hier.

— Ich will ihm ja nur einige Gulden geben; wie könnte er dies erfahren?

— Thue es nicht, es könnte uns schaden.

— Wie, wenn es aber ein Bekannter ist, einer vom „vorigen" Frühjahr?!

Die zwei jungen Frauen sahen einander bei diesem Worte an, und die Blum rieth Seraphinen nicht mehr ab. Ein kleines Fünfgulden-Zettelchen wird dem Armen sehr gut bekommen. Vielleicht ist er Einer von Jenen, der Einer oder der Anderen der Damen einst duftende Bouquets im Werthe von zwanzig Gulden überreichte, und der jetzt von siebzehn Kreuzern leben muß.

Die Damen warteten, bis ihnen die Schildwache den Rücken kehrte

Dann gingen sie zwei- bis dreimal hinter ihr einher und beobachteten stets, wie sich der Finger deutend bewegte.

Einmal blieb Seraphine zurück, während die Blum ihren Spaziergang hinter der Schildwache fortsetzte, damit dieser das Rauschen der Kleider höre, währenddem sich Seraphine eiligst dem Fenster näherte.

Sie hielt die Banknote zusammengewickelt zwischen den Fingern, um dieselbe schnell durch's Gitter schieben zu können.

Der halb herausgestreckte Finger kam bei Seraphinens Annäherung bis zum dritten Gliede im Vorschein; auf diesem dritten Gliede konnte Seraphine jenen Opalring mit dem natürlichen Kreuze erblicken, den sie bei ihrer Verlobung Robert gegeben hatte.

Seraphine stieß einen furchtbaren Schrei aus und stürzte ohnmächtig zusammen.

(Ende des zweiten Bandes.)

Digitized by Google

Andere Zeiten

andere Menschen.

Roman in vier Bänden.

Von

Moritz Jókai.

Dritter Band.

Pest,
Druckerei des „Athenäum".
1869.
Berlin. Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

Dritter Band.

Wessen war der Ring?

Wenn Seraphine, als sie zu Hause, im weichen Bette liegend, von Aerzten umgeben, zum Bewußtsein erwachte, genug Seelenkraft besessen hätte, einen furchtbaren Gedanken, welcher ihr ganzes Wesen durchdrang, nicht zu verheimlichen; wenn sie davor nicht zurückgeschreckt wäre, mit kaltem Blute zu untersuchen, ob das, was sie gesehen und erfahren, Wahrheit oder Irrthum sei; wenn sie nicht jene peinliche Ahnung verschwiegen hätte, welche ihr die Ruhe ihrer Nächte raubte und ihre Nerven fieberhaft erzittern machte, so wäre sie den unsäglichen Schmerzen entgangen, welche sie später zu erdulden hatte.

Wenn Seraphine nicht zurückgeschreckt wäre, einem Phantom in die Augen zu sehen, welches sich gleich einem wahnsinnigen Riesen in ihrer Phantasie aufrichtete, so wäre sie von vielen bösen

Träumen verschont geblieben; denn es gibt verfolgende Gedanken, die man während des Tages bannen kann, die aber, wenn für andere Glückliche die Nachtruhe eintritt, aus ihrem Versteck hervorkriechen und ihre systemlose Peinigung beginnen. Die Seele vermag sich vor ihnen nicht in das glückliche Reich der Träume zu retten, denn sie folgen auch dorthin.

Wenn Seraphine nur mit einem Worte der Ursache, weßhalb sie den Schreckensschrei ausgestoßen und ohnmächtig zusammengesunken war, gegen Jemanden Erwähnung gethan hätte; oder wenn sie, als sie an das verhängnißvolle Fenster trat, die Frage gestellt hätte: wer es eigentlich sei, an dessen Finger sie Robert's Ring erblickte — so hätte sie ungefähr folgende Geschichte erfahren:

Pußtafi stieß an dem Tage, wo er aus dem Sumpfe entkam und sich über das Gebirge retten wollte, auf eine Abtheilung Grenzer, welche ihn gefangen nahm und nach Arad eskortirte.

Er kannte die Festung gut; er war bei der ersten Uebergabe derselben gewesen.

Das Lokale, in welches man ihn gesperrt, war von den Ungarn als Speckkammer benützt worden; später machte man eine Kanzlei daraus; die zerknitterten Papierstücke und Streifen lagen jetzt noch in den Ecken umher.

Rund an der Mauer am Rande des Fuß=

bodens, gähnten verschiedene Löcher, deren Nothwendigkeit zwar nie konstatirt worden, die aber an solchen Orten üblich sind, um für die Ratten als Aus- und Eingang zu dienen.

In der Epoche des Speckes hatten es die Ratten freilich gut; im papierenen Zeitalter aber umso schlimmer.

Das Lokale hatte kein Fenster, blos eine kleine Oeffnung über der Thüre, durch welche ein mattes Licht von dem dunklen Korridor drang.

Die Möblirung bestand aus einem Tische, einem Feldbette und einem Stuhl. Sonst gab es an Utensilien noch einen Krug und einen blechernen Leuchter, in welchem eine Unschlittkerze stak.

Pußtaſi, welcher den ganzen Marsch zu Fuß gemacht und obendrein noch etwas an den Füßen zu schleppen hatte, was man damals derlei Rebellen anzulegen pflegte, war sehr ermüdet und warf sich auf das Bett.

Doch kaum hatte er sich einige Minuten Ruhe gegönnt, als eine alte Ratte erschien und mit eifriger Kunstfertigkeit die Sohlen seiner Schuhe herabzutrennen begann; auch andere bereiteten sich vor, an dasselbe Werk zu gehen.

Pußtaſi sah sich genöthigt, auf der Platte des Tisches Zuflucht zu suchen, wohin ihm die Ratten nicht folgten. Er stellte daher die brennende Kerze auf den Stuhl, und legte sich auf den Tisch.

Von dort aus betrachtete er dann mit jener Ruhe, welche nur Diejenigen empfinden, die Alles verloren haben, was um ihn herum geschah.

Die Ratten wühlten in den Papierhaufen herum, pfiffen und kreischten, kratzten an den Wänden und nagten wüthend an den Füßen des Tisches, zum Zeichen, daß sie mit der neuen Wendung der Situation unzufrieden seien.

Pußtafi ließ sie wüthen.

Da geschah es, daß eine dickbäuchige alte Ratte den Stuhl erklommen, sich auf dessen Lehne setzte und mit der brennenden Kerze liebäugelte. Nicht als ob sie an der Flamme ein besonderes Vergnügen empfinden möchte, sondern weil sie vermuthlich argumentirte, daß es viel besser wäre, mit der Kerze, anstatt daß sie hier unnützes Licht verbreite, das Glück einer hungernden Familie für einen Tag wenigstens zu begründen. Wie konnte aber das bewerkstelligt werden, wenn die Kerze brennt?

Die Ratte stieg von der Lehne des Stuhles herab, beschnofelte die Kerze und leckte gierig an den Unschlitttropfen, welche an dem Leuchter klebten . . . das reizte den Appetit noch mehr. Die Ratte richtete sich empor, als wollte sie das Licht ausblasen, versengte sich aber dabei Schnurbart und Augenbrauen. Da gerieth das Thier in Wuth, faßte die Kerze in der Mitte, riß diese

sammt dem Leuchter vom Stuhle und stürzte, trotz des brennenden Dochtes, in den Winkel zwischen dem Papierhaufen hinein.

Pußtafi betrachtete all dieses mit der Gleichgiltigkeit eines gebrochenen Mannes.

Das Papier entzündete sich. Pußtafi hatte den Wasserkrug an der Seite; er streckte nicht einmal die Hand darnach aus, sondern sah ruhig zu, wie das Papier weiter brannte, wie das Feuer das Feldbett ergriff; er rührte sich nicht.

Als aber der starke Rauch durch die Oeffnung über der Thüre drang, da kam eiligst der Profoß und die Ordonnanz, sie rissen die Thüre auf und fragten, was es gäbe.

Pußtafi erzählte, was geschehen.

— Warum haben Sie das Feuer nicht gelöscht? — frug der Profoß.

— Das ist nicht meine Pflicht; — antwortete Pußtafi, ruhig in seiner Lage verbleibend.

— Aber Sie hätten ja selbst verbrennen können.

— Geht mich nichts an . . .

Der Profoß schüttelte den Kopf und brummte etwas in den Bart hinein; dann wollte er seine Macht die Ordonnanz fühlen lassen und befahl derselben, das Zimmer von dem Papierwerk zu reinigen.

Die Ordonnanz hieß Wenzel, war ein lu=

stiges Linzer Kind, und trug an der blauen runden Kappe ein künstliches Blumenbouquet.

Während Wenzel mit dem Aufräumen beschäftigt war, begann er zuerst zu pfeifen, dann eines jener Lieder anzustimmen, welche unter dem Namen „Gassenhauer“ bekannt sind. Vielleicht hatte er die Absicht, dem ernsten Manne dort, welcher auf dem Tische ausgestreckt lag, die Zeit zu verkürzen.

Das Lied lautete: „Mich schlägt der Wein, ich schlag' den Wirth, der Wirth schlägt sein Weib, didldum, didldum! ... die Wirthin liebt mich, ich liebe den Wein, der Wein liebt den Wirth, didldum!“

Er wiederholte ganz lustig dreimal sein sonderbares Lied, und schien sehr mit sich zufrieden zu sein, denn er lächelte wohlgefällig den ernsten Mann am Tische an.

— Höre, Freund Wenzel, — sprach ihn Pußtafi an, indem er seine beiden Hände als Polster unter den Kopf legte. — Du liebst auch in der Wirklichkeit den Wein?

— Hätte ich nur welchen.

— Ich könnte Dir sehr viel und sehr guten Wein verschaffen, wenn Du auf mich hören wolltest.

— Wenn Sie nichts Böses vorhaben?

— Fürchte nichts. Ich verlange nichts Böses von Dir.

Ich hätte nur eine Botschaft einer schönen Frau auszurichten, woran Niemand Schaden leiden kann. Diese schöne Frau wohnt in Komorn, ihr Gatte ist in der Schlacht gefallen. Dies hätte ich ihr zu berichten, damit sie abermals heiraten könne.

— Das könnte man schon thun. Wo ist aber der Wein oder das Trinkgeld.

— Das siehst Du ja, daß ich keinen Wein bei mir habe, und das weißt Du, daß ich kein'Geld bei mir führe. Ich kann Dich aber an einen Ort weisen, wo man sehr guten Wein umsonst bekommt.

— Wenn man ihn stiehlt?

— Nein. Man braucht ihn nur aus der Erde zu heben, wo er begraben liegt. Ohnedem hat der Wein keinen Herrn.

— Wo ist das?

— Ich werde es Dir erklären, doch früher verspreche mir, gib mir Dein Eideswort, daß Du diese Botschaft auf die Post geben wirst, gib mir ein Stückchen vom dem vielen schlechten Papier dort.

Wenzel reichte ein Stück Papier hin.

Pußtafi schrieb, damit es auch Wenzel verstehen könne, deutsch: der Frau Robert Zeleji in Komorn. „Ihr Gatte ist bei S . . . gefallen, Pußtafi hatte ihn begraben, er hat auch seinen Ring."

— Kannst Du's lesen.

— Ja.

— Nun so trage das auf die Post, und sende es an die Adresse.

— Gut. Deßhalb wird mir doch nichts geschehen.

— Fürchte nichts. S' ist ja nur eine Familienangelegenheit... Doch sieh jetzt nach Deinem Lohn, die Weinflaschen haben wir vergraben in die Ecke des Kellers der Kasematte Nr. 2, als wir vor einem Monat hier gewohnt hatten.

— Das ist ja eben die Kasematte Nr. 2.

— Das wußte ich nicht. Nun um so besser; gibt Acht. Wenn Du über die Stiege hinabkommst, wende Dich links; dort wirst Du zwei lange Balken, auf welche man die Fässer zu stellen pflegt, finden. Hebe den äußeren auf und wende ihn um; dort, wo mit rother Oelfarbe ein Ring gemalt ist, wühle die Erde auf. In der Erde wirst Du einen messingenen Knopf finden, an diesen Knopf ist eine dünne Kette befestigt, ziehe an, und es wird eine dickere Kette zum Vorschein kommen; ergreife diese fest, ziehe sie an, und es wird sich jene Fallthüre öffnen, unter welcher jene vielen und guten Weine und Liqueure liegen, die wir einst im Glauben, daß wir wieder zurückkommen, dort verborgen haben.

— Na, ich werde es sehen. Wenn es wahr ist, sollen Sie auch davon haben.

— Ich danke Dir Wenzel. Früher aber gib das Briefchen auf die Post.

— Das werde ich thun, Herr, was ich einmal über mich nehme, thue ich auch gewiß.

— Ich ersuche Dich aber lieber, schöner Wenzel, gehe früher auf die Post, und grabe erst dann nach den verborgenen Schätzen, sonst könntest Du darauf vergessen.

— Ich schwöre es Ihnen, mein Herr, daß ich nicht vergessen werde.

— Dennoch bitte ich Dich sehr, lasse den Wein zuletzt.

— Gut, Herr. Es soll geschehen.

Unterdessen hatte Wenzel die Papierfetzen zusammen und zur Thüre hinausgekehrt.

— Wo soll ich die Kerze hinstellen, damit sie die Ratten nicht wieder fortschleppen?

— Nimm sie mit hinaus, ich werde schlafen.

— Es ist aber Ordre, daß hier immer Licht brennen muß.

— Dann hänge den Leuchter auf die Thürklinke. Gute Nacht.

Auch Wenzel wünschte gute Nacht, und schloß die Thüre ab; Pußtafi schloß die Augen; der fröhliche Bursche sang auf dem Korridor sein Lied weiter: „Mich liebt die Wirthin, ich liebe den Wein, der Wein liebt den Wirth“. (Weshalb der Wein den Wirth liebte, wäre schwer zu errathen.)

Wenzel aber dachte bei sich, daß von

praktischer Seite betrachtet, in der Reihe der Vorrichtungen jedenfalls der Hebung des Weines das Vorrecht gebühre, die Post kommt erst dann. — Eine böse Nachricht kann sich schon eine Nacht verspäten, für eine gute Flasche Wein ist es aber schade, wenn sie nur eine Stunde in der Erde liegt.

Eine Schwierigkeit ergab sich aber dadurch, daß Wenzel zu jenem Keller keinen Zugang hatte, denn in diesem Keller hielt der Feldbäcker seinen Mehlvorrath, hatte folglich auch den Schlüssel dazu.

Es war daher kein anderes Expedient vorhanden, als die Bekanntschaft des Bäckergesellen zu benützen, diesem das Geheimniß aufrichtig mitzutheilen, und ihn zur Theilnahme an dem Unternehmen aufzufordern.

So that er auch.

Der Bäckergeselle Hubert war ein sehr kapazitirbarer Junge, und hatte auch den Schlüssel zu jener Abtheilung des Kellers.

Nach dem Zapfenstreiche schlichen sich die beiden hoffnungsvollen Jünglinge über die Stiege in den Kasemattenkeller, und gelangten ungehindert an die durch Pußtafi bezeichnete Stelle.

Als sie den ersten Balken hoben, hatten sie den rothgemalten Ring allsogleich entdeckt; nun hatten sie volles Vertrauen in die Entdeckung Pußtafi's.

Mit Hilfe einer Mehlschaufel und einer Feuerzange wühlten sie nun die Erde auf, und fanden alsbald den messingenen Knopf.

An diesem Knopfe war die dünne, an der dünnen die dickere Kette befestigt; als sie an letzterer zogen, öffnete sich die eiserne Fallthüre, welche sechs Quadratfuß groß sein mochte.

Der Anblick, welcher sich ihnen bot, übertraf alle ihre Erwartungen. Die Oeffnung war voll der verschiedenartigsten Weinflaschen.

Der ersten Flasche, welche sie aus der Oeffnung hoben, wurde auf kurzem Wege der Hals abgehauen und der Inhalt einer faktischen Prüfung unterzogen. . . . Das war ein königlicher Wein, Muskateller! Nicht solcher Wein, wie ihn der Wirth liebt; mit dem hat gewiß noch kein Wirth eine Liaison gehabt.

— Hörst Du, Hubert, trinken wir nicht zu viel, sonst können wir uns einen Zopf anhängen. Im Keller ist es nicht rathsam, viel zu trinken, ich weiß es aus Erfahrung; sondern nehmen wir uns so viel mit hinauf, als wir für genug halten, das Uebrige verbergen wir abermals und holen es uns theilweise hinauf.

Hubert fand den Antrag annehmbar.

Es war jetzt nur noch die Frage, welche Wahl sie treffen sollen? Zu dem gekosteten Muskateller paßte die schlanke Flasche vortrefflich, in welcher granatfarbener Méneser funkelte

— Es folgte nun die Auswahl der Liqueure. Man nahm eine schwarze Flasche mit Absynth und eine mit Arrak. Es gab die verschiedensten Gattungen: Rostopschin, Curacao, Allash, Marasquino; für Kenner sind das Namen von bezauberndem Klang; — das Ganze war in der That ein fabelhafter Schatz für Einen, der das Alles zu würdigen weiß.

Wenzel reichte eine Flasche nach der andern dem Hubert hinauf, da ergriff er plötzlich den Hals einer mit bunter Zinkplatte überzogenen Flasche, welche er aber, nachdem er sie ein wenig in die Höhe hob, allsogleich wieder auf den Boden zurücksetzte.

Diese Flasche, welche kaum größer als eine Champagner-Bouteille gewesen, schien wenigstens acht Pfund zu wiegen.

Wenzel war ein Junge von raschem Verstande und raisonnirte folgendermaßen:

Solchen Wein gibt es auf der Welt nicht, von welchem eine Flasche acht Pfund wiegen sollte. Eine Flasche von solchem Gewicht kann nur Gold enthalten; jetzt verstehe ich's, warum man eben diese so sorgfältig verwahrte.

Er raisonnirte weiter: den Inhalt dieser Flasche mit Hubert zu theilen, wäre eine große Thorheit, übrigens lautet unser Kontrakt nur auf Wein.

Dieses Raisonnement bewog Wenzel an Hubert die Worte zu richten:

— Ich glaube, wir werden mit dem Weine, den ich Dir gereicht, für diese Gelegenheit genug haben; trage die Flaschen nur hinauf, ich werde einstweilen die Fallthüre schließen und den Schatz verbergen; bis dahin verwahre Du die Weine an einem sichern Orte.

Hubert fand das Ganze sehr vernünftig gesprochen, verbarg die für das heutige Gelage bestimmten Weine unter seinem Mantel, und stieg über die Treppe des Kellers hinauf.

Als die Kellerthüre in ihr Schloß fiel, wartete Wenzel noch den Augenblick ab, wo er das Knarren der großen Mehltruhe vernahm, denn er wußte, daß Hubert nur diese als sicheres Versteck für den geistigen Proviant wählen könne; dann erst griff er nach der geheimnißvollen Flasche.

Hubert mochte das Warten nach seinem Freunde verdrossen haben; es war jedoch gut für ihn, wie es die Folge lehren wird.

Die schwere Flasche war aus undurchsichtigem Glas, man vermochte von Außen den Inhalt nicht zu prüfen.

Aber, wie schon erwähnt, war Wenzel ein geschulter Junge, und wußte es, welches das allerschwerste Metall der Welt sei; demnach konnte in dieser Flasche nur Gold stecken.

Die Flasche zu entkorken und die Dukaten-

stücke einzeln herauszurütteln wäre mit vielem Zeitverlust und Verdacht erregendem Geräusch verbunden gewesen; dann wäre es bei einem solchen Funde lächerlich gewesen, die Flasche zu schonen. Er hatte sich daher den Plan gestellt, um möglichst schnell zu arbeiten, den Hals der Flasche an seinem Stiefelabsatze zu zerbrechen, die herausrollenden Goldfüchse in die Taschen zu bergen, und dann Hubert den einfachen Rapport abzustatten: es sei eine Branntweinflasche zerbrochen und deren Inhalt in den Sand geronnen.

Welch' wahnsinniges Vorhaben der junge Mann damit ausgebrütet, sollte der nächste Moment lehren.

Die Flasche enthielt kein Gold sondern Knallquecksilber.

Wenn Jemand Zweifel darüber hegen sollte, daß mit dem Knallquecksilber durchaus nicht zu scherzen ist, dem wollen wir kurz sagen: daß Knallquecksilber jene gelblichweiße Substanz ist, mit welcher man die Zündhütchen füllt, womit man wieder die Schießgewehre losfeuert. Dieses chemische Produkt besitzt die Eigenschaft, daß es bei der kleinsten Berührung explodirt, und daß seine Zerstörungskraft hundertfünfzig Mal größer ist, als die des Pulvers.

Acht Pfund Knallquecksilber üben daher dieselbe Wirkung, als hätte Jemand in zwölf Zentner Pulver die Lunte geschleudert . . .

Was nachher geschah, das konnte Wenzel Niemandem mehr erzählen; wir wissen es aus den Aussagen Hubert's, welcher in dem Momente, als er die Bouteillen in die Kleien bergen wollte, mit Gewalt in die Truhe geschleudert wurde, und dann sammt seinem Gehäuse durch die Luft an's jenseitige Ufer der Marosch flog. Sein Glück war, daß er, durch die Kleien geschützt, nicht zerschmettert wurde. Man fand ihn am Ufer der Marosch, von seinen Flaschen umgeben .... Die Wirkung der letzten Flasche war furchtbar! ...

Eilf Gemächer flogen in die Luft. Der Kommandant, welcher bei der Explosion aus dem Zimmer stürzte, fiel in einen Abgrund, wo ihn die Trümmer erschlugen. Die Kasematten waren zerstört, die Wälle niedergerissen, auf tausend Klafter war die Umgegend mit Steinen und Ziegeln bedeckt.

Wenzel fand man an die Wand des Kellers geklebt, eine hingestrichene Masse, seine Knochen waren so zerbröckelt, als hätte man sie in einem Mörser zerstoßen.

Pußtafi kam wie durch ein Wunder davon. Auch ihn hatte die Explosion in die Lüfte geschleudert, er fiel aber unweit auf eine Strohtriste. Er hatte sich das Haar und den Bart versengt, sonst geschah ihm kein Leid.

Den anderen Tag hatte man ihn trotz des Unfalles mit mehreren anderen verdächtigen Gefangenen weiter transportirt.

So gelangte er in die Komorner Kasematten.

Er war es demnach — nachdem es ihm anders nicht gelungen, die Botschaft seines gefallenen Freundes an Seraphine auszurichten — welcher den Finger mit dem Ringe durch das Gitter steckte, um Seraphine wissen zu lassen, was diese zu wissen sich so lange gesehnt hatte.

Und dennoch bekam Seraphine darüber nie eine sichere Auskunft, denn sie hatte nicht den Muth, nachzuforschen, wer der Träger des Ringes sei, in der Angst, sie könnte als Antwort erhalten: „Der Besitzer des Ringes ist Dein erster, Dein so schnell vergessener Gatte Robert.“

Wie Major Kolbay einen Türken gefangen.

Die neue Aera hat auch in die Lebensverhältnisse des alten Majors Kolbay einige kleine Veränderungen gebracht. Es kamen Tage, an welchen der alte Herr ganz ernstlich den Glauben hegte, daß auch er noch zu Etwas nützlich sei.

Seine Beschäftigung bestand nun darin, daß er täglich in die Festung ging, um nachzusehen, ob man keine frischen Gefangenen gebracht habe; es war ihm leicht, zu ihnen zu gelangen. Nun beeilte er sich, ihre kleinen Wünsche zu erfüllen, und machte alle Gänge für sie, vom Profoßen angefangen bis zum General; er war überall wie zu Hause. Der Eine hatte den Wunsch, zu lesen, und verlangte nach Büchern. Der Andere wollte sich in der freien Luft ergötzen; Manchen wollte seine Gattin besuchen; wieder Andere dürsteten nach einem Gläschen Wein; der hatte eine zu feuchte Wohnung u. s. w.; der Alte registrirte in seinem Gedächtnisse die verschiedenen Begehren und suchte sie möglichst zu erfüllen.

Einem jeden Einzelnen erzählte er die ganze Lebensgeschichte, Familienverbindungen, und Charakterzüge jener Mächte, mit denen sie in Berührung kamen. Und welche Freude hatte der Alte, wenn er für einen schweren Gefangenen erwirken konnte, daß er seine Gattin sprechen dürfe, daß er Bücher lesen oder gar Tinte und Papier erhalten könne.

Man nannte den guten Alten bereits den „Vater der Gefangenen.“

Wenn er nach seinen Besuchen in der Festung des Mittags und Abends nach Hause ging, nahm er stets seinen Weg am Hause der Lávay vorüber, klopfte an das Fenster, und frug: „Sind die gestrenge Frau zu Hause? Lassen Sie das ewige Weinen, Ihrem Sohne ist noch nichts geschehen. Sonst hätte ich schon längst etwas über ihn erfahren haben müssen.“

— Wie konnten Sie über ihn hören, wenn er gestorben ist? Lebte er, so würde er mich gewiß benachrichtigt haben! — Das war der tägliche Zweifel der alten Frau.

— Es ist jetzt sehr schwer, Briefe zu schreiben, überhaupt wenn man Flüchtling ist.

— Daß aber auch seine Gattin nicht schreibt?

— Diese ist eine prächtige Frau, weßhalb gehen Sie nicht selbst zu ihr, um mit ihr zu sprechen.

— Pest ist jetzt tausend Meilen von un

entfernt. Man muß einen Paß haben, um ihn alle Augenblicke den Gensd'armen vorweisen zu können, um ihn auf's Polizei-Bureau zu schicken; ihn von dort persönlich abholen, eigenhändig den Namen unterschreiben, von hundert verschiedenen Menschen dabei geneckt werden, das Alles ist nichts für eine alte Frau.

Kolbay räusperte sich, — sagte weder Gutes, noch Böses und ging von dannen.

Die Unterhaltung wurde täglich in derselben Weise wiederholt, die alte Dame erschien mit immer verweinteren Augen beim Fenster und betheuerte mit einer von Tag zu Tag wachsenden Zuversicht, daß ihr Sohn gestorben sein müsse; in demselben Maße wurden ihre Klagen immer bitterer gegen die Schwiegertochter, welche sie mit keinem Sterbenswörtchen benachrichtigte.

Der alte Soldat tröstete die Witwe von Tag zu Tag, und vertheidigte dabei stets Judith.

An einem Mittag sah man den Veteranen mit ungewohnter Hast und in sehr aufgeregtem Zustande über das holperige Pflaster eilen. Es schien, als wollte er einen Wagen einholen, welcher, mit Reisigbündeln belastet, vor ihm herhumpelte, und welchen, trotz seiner nicht besonderen Schnelligkeit, einzuholen, dem alten Veteranen mit seinen morschen Knochen sehr schwer fiel.

Er konnte ihn auch erst dann einholen, als der Wagen in den Hof der alten Lávay fuhr, und der Fuhrmann, unser alte Bekannte Andreas Kápor, die Reisigbündel vom Wagen herabzuladen begann.

Kolbay humpelte an den Wagen heran, ergriff eine der Radspeichen, als wollte er das Fuhrwerk mit Beschlag belegen.

— Schnell, schnell, Freund Kápor! werft eiligst diesen Ballast herab, und führt mich eiligst von dannen!

— „Guten Tag!“ — erwiderte Kápor den Gruß, den man ihm gar nicht geboten hatte, und setzte gleichgiltig seine Arbeit weiter fort. — Es wird nicht gehen, denn ich muß noch eine Fahrt für die gestrenge Frau auf die Insel machen.

— Verschiebt das auf eine andere Zeit, jetzt müßt Ihr mich fahren!

— Und wohin denn?

— Ich werde es schon sagen, eilet nur!

— Auf wie lange Zeit? . . .

— Ich weiß es nicht. . . Vielleicht auf einen halben, vielleicht auf einen ganzen Tag, . . auf eine Woche, oder so lange ich den Menschen nicht eingeholt habe.

— Wen wollen sie einholen, Herr Major? — rief die Stimme der alten Frau dazwischen, welche dem Alten schon das vierte Mal einen guten Tag geboten hatte, ohne gehört zu werden.

— Ah! guten Tag, liebe Freundin! .. daß ich doch endlich diesen Menschen erwischen könnte!

— Wen haben Sie denn erwischt?!

— Denken Sie sich diese unerhörte Dreistigkeit. Gerade jetzt, beim helllichten Tage, fuhr er auf einem Wagen durch die Gasse. Ich habe ihn selbst mit diesen meinen lebenden Augen gesehen; mit meinen eigenen Augen, sonst würde ich's nicht geglaubt haben.

— Wen? — frug die Alte mit fliegendem Athem; sie hegte für einen Augenblick den Gedanken, es sei ihr Sohn, den der Veteran gesehen.

— Wer würde an eine solche Dreistigkeit glauben? Gerade in diese Stadt zu kommen; am hellen Tage, mit dem eigenen Gesicht? Es ist wahr, daß sein Kinn ausrasirt gewesen, solch eine Larve erkennt man aber selbst dann, wenn er sie wie immer verdreht.

Frau Lávay wurde abermals traurig. Hier konnte nicht von ihrem Sohne die Rede sein.

— Wen haben Sie also gesehen, Herr Major?

— Wen Andern, als diesen nichtsnutzigen Bársing, welcher mich im vorigen Jahre auf der Gasse, an dieser Stelle da, mit dem Hängen bedrohte, mich, den Major Kolbay! Sie haben es ja selbst gehört, gestrenge Frau, es geschah ja in Ihrer Gegenwart. Daß ich ihn endlich erwischt habe! ...

— Was beabsichtigen Sie jetzt zu thun?

— Ich werde ihm nacheilen und werde ihn erwischen, den Nichtswürdigen! . . .

— Sie selbst? . . .

— Ja, ich selbst. Hab's noch Niemanden angethan. Hab' anderen unglücklichen Flüchtlingen, braven, verirrten Leuten zur Rettung verholfen; Diesem aber werde ich den Hals brechen.

— Lassen Sie das, Herr Major, das ist kein Geschäft für Sie.

— Ich weiß es, ich weiß es sehr gut. Der „Major" in mir wird darob zürnen, aber ich bin es dem „Teufel", den dieser Mensch in mir wachgerufen, schuldig; der muß heute noch Menschenfleisch fressen!

— Lieber Herr Major, verdient es denn dieser Mensch, daß sich ein so ehrlicher Mann mit ihm befassen soll?

— Gut, gut, meine Freundin, geben Sie sich nicht unnütze Mühe . . . Ich habe ihn gesehen. Er lächelte mich an, als gäbe er keinen Hund für mich. Der soll mir nicht entkommen. Er kann noch nicht weit sein. Werde ihn schon einholen, ihm nachjagen, und wenn er bis Liliputanien laufen sollte. O, ich werde, ich muß ihn erwischen, das gelobe ich Ihnen heilig! . . .

— Und was werden Sie dann mit ihm beginnen?

— Was ich mit ihm beginnen werde?

Was? ... Ich werde ihn kurzschließen, ja kurzschließen lassen, ebenso, wie er mir gedroht, mir, dem alten Mann, dem Major Kolbay, soll er's verkosten, was das Kurzschließen heißt. Freund Kápor, beeilt Euch mit der Arbeit. Wir gehen auf eine Menschenjagd!

— Na, wir wollen sehen, was der zornige Jäger von seinem Ausfluge zurückbringt.

Kolbay wollte nicht einmal warten, bis Kápor mit seinem Wagen nach Hause fuhr, um Verschiedenes herzurichten; der Fuhrmann brauchte ja seinen Tornister mit Lebensmitteln, da man nicht wissen könne, wie lange die Reise dauern wird; seinen Guba, da es kalt werden oder regnen kann; auch ein Sitz wäre herzustellen, der Major kann sich doch nicht auf den Boden des Wagens setzen.

— Nein, nein, keine Minute Verzug. Fahren wir allsogleich, um ihn einholen zu können. Ich brauche keinen anderen Sitz als ein Strohbündel, das wird uns die gestrenge Frau schon geben.

— Nein, keinen Halm gebe ich her! — rief Frau von Lávay hastig.

— Mir geben Sie kein Bündel Stroh? Mir?

— Nicht einen Halm ... Nie werde ich zu Jemandens Verfolgung beisteuern.

— Aber zur Verfolgung Bársings; zu Bársings Verfolgung! Verstehen Sie mich.

— Ich weiß es am Besten, wer dieser Bärsing ist, daß er mein und meines Sohnes Feind ist; doch frage ich nicht darnach. Jetzt weiß ich nur so viel, daß er sich flüchtet, daß Sie, mein Herr, ihn verfolgen wollen, und ich leihe hiezu nicht einen Halm Stroh! . .

— Sie sind ja eine furchtbare Frau!

— Das spricht man längst von mir.

— Also wollen Sie mir wirklich kein Stroh zu einem Sitz geben?

— Ein anderes Mal gebe ich Ihnen Safran, jetzt nicht einmal Stroh.

— Wie, wenn ich zornig werde?

— Werden sich schon wieder versöhnen; — sagte die gute alte Dame gelassen, und blieb bei ihrer Weigerung.

— Und dennoch werde ich gehen; werde mich neben dem Kutscher setzen.

— Gehen Sie nicht, mein guter Herr, Sie werden sehen, daß Sie Gottes Segen nicht begleitet, es wird Ihnen ein Uebel am Wege zustoßen. So etwas ist nicht für Sie, Sie sind sonst ein so guter Mensch.

— Heute will ich aber böse, furchtbar böse sein! — eiferte zornig der Alte, und kletterte auf den Sitz neben dem Kutscher.

— Treibt schnell vorwärts.

Die alte Dame sah ihm kopfschüttelnd nach und ging dann in ihr Zimmer zurück.

Der Alte jagte aber schnell der Brücke zu.

Das Gewagte dieses Unternehmens vermag nur Derjenige zu ermessen, der da weiß, was es heißt, auf einem Pflaster, welches aus Kaiser Josef's Zeiten datirt, und welches überdies durch Bomben und Granaten unterwühlt worden, auf einem rüttelnden Bauernwagen, mit von Gicht zerfressenen Gliedern, auf einem harten, nackten Brett sitzend, im Galopp dahin zu jagen.

— Fahrt schneller, 's macht nichts! . .

An der Brücke frug er die Zöllner, ob sie keine grüne Kalesche gesehen hätten, in welcher ein Mann im grauen Mantel mit rothem Kragen saß? . . Die Zöllner hatten ihn gesehen. Vor einer halben Stunde jagte er der Véker Pußta zu.

— Vor einer halben Stunde? . . dann können wir ihn noch einholen. Vorwärts!

Wo sich der Weg bei der Zsitvabrücke gegen Vék wendet, da arbeiteten ein Paar Zimmerleute an der Ausbesserung der Brücke; auch diese befragte der alte Kolbay, ob sie den Gegenstand seiner Verfolgung gesehen?

Sie bejahten es. Er fuhr vor einer Viertelstunde über die Brücke.

— Ganz gut. Demnach sind wir ihm um eine Viertelstunde näher im Rücken.

Weiter stieß er an Fischer, welche am Ufer der Zsitva ihre Netze zum Trocknen ausspannten, auch diese wurden interpellirt, ob sie die grüne

Kalesche gesehen hätten? Diese gaben zur Antwort, daß besagtes Fuhrwerk erst vor einigen Minuten vorüberfuhr und soeben hinter jenem Weidenwalde verschwand, wo man noch den aufgewirbelten Staub sehen könne.

— Jetzt schont weder Pferd, noch Wagen, noch die Peitsche! — rief Kolbay seinem Fuhrmann zu. — Wir sind auf seinen Fersen, wir halten ihn bereits am Kragen! . . das gäbe ich nicht um hunderttausend Gulden, nein, nicht um hunderttausend Gulden. Jetzt soll er mir nicht entwischen! . . .

Als sie aus dem Weidengehölze herauskamen, wurden sie jener kleinen Kolonie ansichtig, auf welcher Ungarns berühmtester Tabak wächst. Diese Kolonie besteht aus einigen zerstreut gebauten Häusern, welche mit Pappeln umpflanzt waren.

Nun müssen wir aber wissen, daß auf dieser Kolonie auch Major Kolbay ein Stückchen von seinen Ahnen ererbtes Tabakfeld besaß, welches ein ehrlicher Slovake in Pacht hatte; der Pachtschilling bestand aber in einigen Zentnern Tabak, welche der alte Major von Jahr zu Jahr theils selbst verrauchte, theils aber verschenkte.

Dieses patriarchalische Verhältniß wurde durch die jüngste Wendung der Dinge getrübt, denn man durfte den Pachtschilling nicht mehr in Natura entrichten, die Eintreibung desselben

in baarem Gelde blieb aber eine sehr problematische Frage.

So oft Kolbay an dieses sein Besitzthum dachte, gerieth er in sehr verdrießliche Laune.

Als er in das oft erwähnte Dörflein hineinfuhr, kam ihm der Feldhüter entgegen. Kolbay hielt ihn an. Natürlich war die Frage, die er an ihn richtete, keine andere, als die er auf dem ganzen Wege gestellt hatte.

— Sie ist da, die Kalesche, — sagte der slavische Magyar — sehen Sie Pan velkomozsnye, dort steht sie vor dem Hause des Richters.

— Sitzt der Herr mit dem grauen Mantel darin?

— Nein, der ist bereits abgestiegen, mit noch einem andern Herrn, welcher Brillen trägt und slavisch versteht, nur daß er statt „dobre“ „dobzse“ sagt.

— Wohin sind sie gegangen?

— Zu dienen. Sie befahlen dem Richter, sie zu begleiten, nahmen noch zwei Geschworne mit, und gingen gerade auf das Tabakfeld Eurer Gnaden hinaus.

— Auf mein Feld? Was thun sie dort?

— Mit Vergebung Euer Gnaden, sie kosten die Erde.

— Seid Ihr verrückt?

— Nein, bitte gehorsamst. Hab's selbst mit eigenen Augen gesehen. Sie streuen die Erde auf

die Zungenspitze, drehen sie im Munde herum und speien sie dann wieder aus.

Wird eine Art von Zauberei sein; vielleicht wollen sie dadurch die Erdflöhe verjagen, damit sie die Tabakspflanzen nicht verwüsten.

— Ihr seid betrunken! — rief der Major; — fahren wir weiter, Kápor.

Kolbay konnte sich's durchaus nicht erklären, was diesen Menschen an diesen Ort gebracht haben konnte.

Als er zum Gemeindehaus gelangte, sah er zu seiner Verwunderung, daß die grüne Kalesche bereits umgekehrt stand; ein Zeichen, daß man nicht weiter flüchten wolle.

Kolbay stieg mit einer Eile vom Wagen, daß er selbst seine Gicht vergaß. Beim Gemeindehause hatten einige Faullenzer Maulaffen feil. Einen derselben forderte er auf, er möge ihn dahin führen, wohin die Leute die aus der Kalesche stiegen, gegangen sind.

Nachdem sie durch einige Gräben und Rohrhecken gedrungen, gelangten sie in einen Zwetschkengarten, welcher das Eigenthum Kolbay's war, wo er aber nie in seinem Leben gewesen. Aus der Dörrkammer wurden verschiedene Stimmen vernehmbar, darunter die Bársing's, welcher mit Jemandem eifrig sprach.

Kolbay schlich mit großer Behutsamkeit hinter den Dörrofen, um von dem Menschen nicht

bemerkt zu werden; es gelang ihm dann wirklich, die Thüre zu verstellen. Da sah er Bárzsing in seiner leibhaften Größe vor der Dörrbank stehend, wie er mit einem Rothstift auf ein langes Papier Notizen schrieb.

Kolbay trat mit dem flammenden Gesichte eines rächenden Cherubs in die Kammer.

— Sind sie also hier, mein Herr Bársing! — Bársing war durch das Eintreten Kolbay's wirklich überrascht, diese Ueberraschung war aber eine freudige.

— Ah, das ist herrlich; Sie kommen wie auf Wunsch. Wie gut, daß Sie hier sind.

Kolbay trat betroffen zurück.

— Weßhalb mag sich dieser Mensch freuen, daß ich hier bin?

— Belieben ganz a propos zu kommen. Wir sind eben mit Ihrer Angelegenheit beschäftigt. Wie konnten Sie auch bei der Fassion ihre Felder in die dritte Klasse einschreiben lassen, da sie doch offenbar in die erste gehören?

Den alten Herrn hatte dieses unerwartete Impromptu derart aus der Fassung gebracht, daß er keiner Antwort fähig war.

— Ja, ja; — betheuerte der andere Herr; — Sie beliebten falsch zu fatiren, indem Sie Ihre Felder als zur dritten Klasse gehörig angaben, und die übrigen Besitzer machten's Ihnen nach.

Dann ergriff wieder Bársing das Wort:

— Während doch die Tabakfelder als Gartengrund betrachtet werden.

Hierauf setzte der andere Herr fort:

— Denn obwohl der Grund nur Sand ist, so ist er doch unschätzbar, wirklicher Humus.

— Dessen Ertragsdurchschnitt auf jährlich 120 Gulden berechnet werden kann.

— Sodann ist es natürlich, daß man diese Felder nach jenem Schlüssel bemessen muß.

Kolbay dachte aber, daß er doch eigentlich nicht deshalb hieher gekommen, um die Qualität und Klassifizirung seiner Felder zu erfahren, sondern um Bársing beim Kragen zu fassen, und ihn zur Verantwortung zu ziehen, darüber, was er vor einem Jahre gethan und was er gewesen! Schließlich brach seine Leidenschaft los.

— Wer sind denn der Herr?! — herrschte er Bársing an, mit der Spitze seines Zeigefingers die Schulter des edlen Jungen berührend, so daß dieser beinahe in den Dörrofen gestürzt wäre.

— Bitte, bitte, — beeilte sich der andere Herr zu erwiedern, — Herr Bársing ist in amtlicher Eigenschaft hier als Katastral-Kommissions-Reklamations-Hilfsgerichtsadjunkt.

Kolbay sah verwundert drein.

Braucht doch selbst der Maikäfer zwei Jahre bis er aus einem Engerling zum fliegenden Käfer wird.

— Verzeihen Sie, Herr, — sagte dann

Bársing sich in eine amtliche Stellung werfend indem er die Hände in die Taschen seiner Pantalons steckte und sich zeitweise auf den Fersen erhob. — Ich weiß es recht gut, was ich Ihren früheren Verdiensten schuldig bin, und werde es nie vergessen; wo es aber die Interessen des Staates erheischen, bin ich bemüßigt, jede persönliche Rücksicht bei Seite zu setzen. Dies muß ich Ihnen im Voraus erklären.

Jetzt begann wieder der andere Herr zu sprechen, welcher keine Kenntniß von den früheren Verdiensten des Veteranen hatte, und sich daher in sarkastischen Ausfällen gegen den Alten erging.

— Das kommt daher, weil es die „Herren" nicht einsehen wollen, daß die Millionen aus Pfennigen entstehen. Wenn Jeder sein Besitzthum um eine Klasse niedriger angibt, so entsteht daraus ein Verlust von vielen Millionen für den Staat.

Bársing knüpfte an:

— Was zu kontroliren, unsere, wenn auch nicht sehr angenehme Pflicht ist, die wir unter Eid und Ehrenwort übernommen.

Der Andere fügte hinzu:

— Uebrigens bin ich so frei, zu bemerken, daß es auf dem Fassionsbogen klar gedruckt steht, daß die Angaben der Betreffenden als eidliche Aussage gelten.

Bársing sprach:

— Ich bin zwar zur Entschuldigung des Herrn Majors geneigt, anzunehmen, daß Sie vielleicht über die Qualität Ihrer Felder selbst nicht im Klaren gewesen, und die von der Wahrheit abweichenden Angaben blos aus Irrthum eintrugen.

Worauf abermals der Andere das Wort ergriff.

Dann, sprach Bärsing in salbungsvollem Tone:

— Denn, belieben mir zu glauben, Herr Major, daß wir auf diesem Gebiete so vieler Bosheit und Heimtücke begegnen, daß es gar nicht Wunder nehmen kann, wenn man schließlich gegen die ganze Nation erbittert wird. — Nie hätte ich an so viel heimtückische Geheimnißthuerei, hinterlistiges Handspiel, Verstellung, an so viel zur Verkürzung des Staates inszenirte Falschheit, und an ein so hartnäckiges Bestreben zur Hintertreibung der heilsamsten Institutionen geglaubt, wie sie bei dem ungarischen Volke, insbesondere bei dessen „bevorzugt" genannten Klassen vorkommen.

— Selbst bei Denen, — beeilte sich der andere Herr hinzuzufügen, — die vermöge ihrer Stellung berufen wären, den heilsamen Institutionen des Staates hilfreich unter die Arme zu greifen. — Dabei schoß der Redner einen bezeichnenden Blick auf den Major.

— Nein, nein! — fiel Bärsing, seinen Kollegen beschwichtigend, ein. — Ich will den Herrn Major durchaus nicht der Absichtlichkeit beschuldigen, kenne ich ihn doch seit Langem schon als einen braven, loyalen Mann.

— Altkonservativ-loyal, — scherzte der an- Herr.

— Der gewiß seinen Irrthum einsehen, und vermöge seiner steten Treue bemüht sein wird, den begangenen Fehler gut zu machen.

— Zu welcher Freundlichkeit, unter uns gesagt — er auch gezwungen sein wird.

Kolbay ließ sich, so zu sagen, von einer Hand in die andere werfen. Er hörte — ohne ein Wort zu sagen — zu, wie ihm Menschen, wie Bärsing, über Treue, Loyalität, über hinterlistigen Betrug zur Verkürzung des Staates Lektionen gaben; wie Menschen, wie Bärsing, ihn, den Major Kolbay, und die ganze Nation des Betruges anschuldigen; wie man ihn anklagt und entschuldigt, wie man ihn in's Verhör nimmt, verspottet, dann wieder lobt; wie Leute, wie Bärsing und Kompagnie, ihn für Nichts achten.

Er hörte zu, ohne ein Wort hervorzubringen; da fielen ihm aber die Worte der alten Frau Lávay ein. „Hat es mir doch diese kriminelle Frau gesagt, daß mich Gott auf diesem meinem Wege strafen wird: nun hab' ich's auch erfahren.“

Stumm sah er den Leuten zu, wie sie die Rubriken ihrer Hefte mit verschiedenen Klecksen ausfüllten; wie sie dann diese Hefte zusammenbanden und fortgingen, ohne ihn zu grüßen, fort auf seine Felder hinaus, wo sie die Erde beschnüffelten und beleckten, die Aussagen der Bauern zu Protokoll nahmen; wie sie es bestimmten, wieviel Humus jene Erde enthalte, welche siebenundsiebzig seiner Ahnen mit ihrem Blute getränkt; und ihm geschieht das, dem Letzten dieses Stammes, der aus dem Kriege niemals ohne Wunde heimgekehrt ist.

Da fühlte er es noch mehr, welch' traurigen Stand so ein „alter Knochen" habe, der schon längst gestorben, schon längst dem Jahrhunderte entrückt ist; nur daß er es vergaß, sich begraben zu lassen und nun als Gespenst aus Fleisch und Blut herumwandelt.

Von diesem Tage an ging er nicht mehr in die Festung.

Ein Mensch, der nicht das ist, was er ist.

Die Baronin von Dolnay war eine der gefeiertsten Patriotinnen.

Das letzte Wort ist auch neuen Ursprungs; einst hatten Söhne des Vaterlandes dessen Angelegenheiten geschlichtet; jetzt müssen sich entweder diese Angelegenheiten sehr vermehrt haben, oder sind die Männer im Kampfe derart ermüdet, daß auch die Töchter an den Kämpfen theilnehmen müssen, was diese auch mit nachahmungswürdigem Eifer thun.

Die Frau Baronin Dolnay war eine Derjenigen, deren Namen noch lange in dankbarer Erinnerung leben wird. Ihr Kastell war ein förmliches Spital für verwundete Krieger, später ein Asyl der Flüchtlinge; diese hatten in ihren Verstecken, um sich die lange, drückende Zeit zu vertreiben, verschiedene kleine Handarbeiten angefertigt, mit welchen dann die Baronin zu reichen Damen hausiren ging, auch die von berühmten

Männern angefertigten Kleinigkeiten für fabelhafte Preise verkaufte, um das Erträgniß dann den Flüchtlingen und Staatsgefangenen zu gute kommen zu lassen. Auch die Hälfte ihrer eigenen Einkünfte hatte sie zu solchen Zwecken verwendet.

Viele Hunderte damals Unglücklicher segnen die Baronin heute noch; sie hat diese Segnungen auch verdient, denn sie war eine echte Patriotin.

Und wenn eine Patriotin einen Fehler haben kann, so ist es eben nur der, daß sie ein Weib ist.

Eines schönen Tages heiratete die Baronin den russischen Fürsten Wolozoff.

Gott ist mein Zeuge, daß ich sie nicht deshalb tadle, weil sie einen Russen geheiratet; der Fürst war ja ein sehr liebenswürdiger, gebildeter Mann, und keineswegs das Prototyp jener struppigen Kosaken-Hetmanns, die in allen Witzblättern der Welt karrikirt, verewigt worden sind; er war ein Anhänger der neuen Ideen, ein Freund Herzen's und Bakunin's, der zwar an der Campagne gegen Ungarn theilgenommen, doch seine Sympathien für die „noble Nation“ bewahrt hat; — ich habe nur den Einwurf gegen diese Heirat zu machen, daß die Baronin erst dreiundfünfzig, der Baron aber bereits dreiunddreißig Jahre zählte.

Die Fürstin Wolozoff blieb auch nach ihrer Heirat Patriotin, obwohl sie zu den früheren Zwecken nicht mehr so viel verwenden konnte;

doch wurde sie dafür durch die freisinnigen Worte des Fürsten entschädigt, mit deren Verbreitung sie auch keineswegs karg umging.

Ein halbes Jahr nach der Heirat starb die Fürstin.

Damals gab es schon Gesetze, welche das von den Ahnen erworbene Besitzthum nicht mehr an den Namen der Familie banden; jeder Einzelne konnte frei über das ihm gehörige Gebiet verfügen. Die Fürstin hatte ihr ganzes Vermögen dem Fürsten vermacht.

Auch dies führe ich nicht als Vorwurf an, der Fürst war bemüßigt, — wie man allgemein sprach — um das ungarische Indigenat erlangen zu können, seinen ungeheuren Besitzungen in Rußland, welche mehrere tausend Quadratmeilen umfaßten, zu entsagen; auf diesen Besitzungen hatte er über drei Millionen Unterthanen, welche er für hundert Rubel per Stück verkaufen durfte; die Besitzungen trugen ihm ein Jahreseinkommen von 10 bis 20 Millionen. — Ob diese Zahlen genau und pünktlich angegeben sind, kann ich nicht verantworten; doch hat man mir in gut unterrichteten Kreisen so berichtet; und ich war eben in der Laune, Alles zu glauben, was man wollte.

Seitens des Fürsten war es demnach ein wahres Opfer, den Besitz eines elenden ungari=

schen Gütchens anzunehmen, welches kaum zwanzigtausend Joch betrug.

Bei der Installation fungirte Fertöy als vollziehende Macht.

Auch darüber habe ich nichts Besonderes zu bemerken.

Der Fürst hatte noch bei Lebzeiten seiner Gattin zwei „Niecen", ganz liebenswürdige und hochgebildete Fürstinnen, in seinem Kastell.

In welcher Familienverbindung diese zum Fürsten standen, damit kann ich in der Schnelligkeit nicht dienen, da man es von mir nicht verlangen kann, daß ich, durch alle Hindernisse mich schlagend, nach Moskau reise, um dort im Kreml das goldene Buch des russischen Adels aufzuschlagen und nachzublättern, in welcher Linie die Fürstinnen Olga und Feodora mit dem Fürstenstamme Wolozoff verwandt sind; — wir thun demnach am besten, wenn wir uns damit beruhigen, daß Olga und Feodora wirklich die Niecen Wolozoff's sind.

Beide sind fürstliche Schönheiten, die Eine blond, mit runden, vollen Formen, die Andere brünett, blaß und schlank.

Die Fürstinnen Olga und Feodora statteten nach der Installation der Frau von Fertöy einen Besuch ab und luden sie zum Gegenbesuche ein; die Schicklichkeit verlangte es, daß Seraphine die Einladung annahm. Seraphine brauchte demnach nicht einmal nach Warschau zu reisen.

Doch verleumden wir Niemanden im Vorhinein. Ferlöy ging ja stets mit seiner Gattin; und der Fürst war ein Mann von edlem Herzen, er trug noch sechs Monate nach dem Tode seiner Gattin Kleider von graumelirtem Tuche und machte einen wahren Kultus aus dem Andenken der Verstorbenen.

Trotzdem war es seinen Gästen gestattet, sich nach Herzenslust zu unterhalten.

Fertöy machte sehr häufige Besuche im fürstlichen Schlosse, und vergaß nicht nur sich selbst, sondern auch seine Gattin auf längere Zeit dort.

Der Fürst war ein sehr schöner Mann, eine weibliche Schönheit in Mannesgestalt.

Er hatte einen ritterlichen Wuchs, ein feines, glattes Gesicht, blaue Augen, einen schöngeschnittenen Mund und volle blonde Haarlocken, wie man Adonise zu malen pflegt.

Er hatte auch das vollste Bewußtsein seiner Schönheit und hütete diese so sorgfältig, wie der Mann der Bibel das ihm anvertraute Talent, über dessen fruchtbare Verwendung er Rechnung ablegen muß, wenn das Ende der Zeiten heranrückt.

Die ganze Welt sprach bereits darüber, daß zwischen dem Fürsten und Seraphinen ein gewisser Herzensbund bestehe, und zwar mit Einwilligung des Gatten. Vielleicht war es noch nicht

so; aber die bösen Zungen eilen dem bösen Gedanken stets voraus.

Die Fertöy's brachten sehr viel Zeit im Schlosse des Fürsten zu.

Manchesmal geschah es, daß sich der Fürst und Fertöy auf die Jagd begaben und die drei Damen: Olga, Feodora und Seraphine allein blieben.

Sonderbar schien es, daß sich Seraphine in der Gesellschaft der beiden Niecen nicht wohl fühlte. Wenn sie mit ihnen allein blieb, überkam sie stets eine Antipathie, eine Aufregung, worüber sie sich keine Rechenschaft geben konnte.

Sobald sie es demnach thun konnte, entwischte sie in den Garten, nahm irgend einen Roman mit, und setzte sich in ein Bosquet, um zu lesen oder zu träumen, bis sie von den Fürstinnen aufgesucht und unter Lachen und Scherzen in's Schloß als Deserteurin zurückgeführt wurde.

Oder sie sah stundenlang zu, wie der Gärtner zwischen den Blumenbeeten arbeitete, wie er pflanzte und jätete mit Aufmerksamkeit und Geschick.

Der Gärtner war Einer von den Bediensteten, bezüglich welcher die verstorbene Fürstin letztwillig wünschte, daß sie niemals aus dem Dienste entlassen werden dürfen, und deren Bezahlung sie in einem unantastbaren Fideikommiß sicherte.

Er war noch ein junger Bursche, kaum 25 bis 26 Jahre alt; er hatte ein glattrasirtes Gesicht, war vermuthlich deutschen Ursprungs und sprach auch nur deutsch. Er trug eine flache Mütze mit langem Schirm und eine grüne Blouse.

Seraphine schaute dem Manne lange zu und fragte ihn nach dem Namen der einen oder anderen Blume. Der Gärtner antwortete ihr auf Alles mit pflichtschuldiger Bereitwilligkeit.

Einmal, als die arbeitenden Taglöhner ziemlich weit entfernt waren, sprach Seraphine den Gärtner an:

— Wie heißen Sie?

— Friedrich.

— Lieber Friedrich, haben Sie die Güte, mir jene blasgelbe Rose zu pflücken, ich fürchte, mir die Hand an den Dornen zu verletzen.

— Die gelbe Rose hat keine Dornen.

— Dann pflücke ich sie selbst.

Seraphine pflückte die Rose, der Gärtner setzte seine Arbeit fort.

— Lieber Friedrich, warum hat diese Rose keinen Duft? In Italien habe ich duftende Rosen dieser Gattung gesehen?

— Hier verlieren sie den Duft, den sie im eigenen Vaterlande haben.

— Wissen Sie, wie man die Rosen wieder duftend machen kann? Kommen Sie her, ich werde es Ihnen zeigen.

Der Gärtner trat näher.

— Geben Sie Acht!

Seraphine hatte bisher deutsch gesprochen, jetzt sprach sie ungarisch, aber so leise, daß man sie kaum verstehen konnte.

— Mein Freund, Sie sind schlecht maskirt.

Der Gärtner blickte sie erschrocken an.

— Schon zwei Menschen haben Sie erkannt; der Eine bin ich, der Andere Fertöy . . . Sie sind Béla Lávay . . .

Der Angesprochene erstarrte bei der Nennung dieses Namens.

Glaubte er doch, er sei hinter dieser Maske so gut verborgen. Wer hätte ihn in dieser Gestalt erkennen sollen, wenn nicht das Auge dessen, der liebt, und das Auge dessen, der haßt?

— Kommen Sie mir nach in's Glashaus, — flüsterte Seraphine ihm zu.

Der Jüngling folgte ihr mechanisch.

Hier im Schatten der grünenden Pflanzen, von Niemandem bemerkt, legte Seraphine alle Zurückhaltung ab und wurde ganz — Weib.

Sie ergriff die Hand des jungen Mannes, welche gebräunt und schwielig war, und bevor er es verhindern konnte, bedeckte sie diese Hand mit Küssen. Dann brach sie in Thränen aus.

— Die Hand soll jetzt niedere Arbeit verrichten. Im Erdreich soll sie wühlen, diese Hand, die berufen war, den Himmel herabzuholen.

— O, Madame, — sprach der Jüngling, — die Erdarbeit ist die süßeste, und das grüne Laub ist der beste Freund.

— Aber Sie dürfen nicht lange hier bleiben, — sprach Seraphine heftig und trocknete mit ihrem Spitzentuche Augen und Wangen. — Ich sah das Gesicht Fertöy's, als er Sie lange betrachtete — damals schöpfte er blos Verdacht; einmal aber blickte er Ihnen plötzlich in's Gesicht, da erkannte er Sie. Ich beobachtete ihn und weiß, daß er sie kennt. Nur daß der Fürst ihn auf die Jagd mitgenommen, hat es verhindert, daß er Ihnen bis jetzt nicht geschadet; wenn Sie ihn hier erwarten, so sind Sie verloren.

— Ich danke, Madame, aber ich bin auf Alles gefaßt.

— Auf Alles?

— Ja! — und bei diesen Worten zog er ein scharfgeschliffenes Messer aus der Tasche und zeigte es Seraphinen.

Bevor man mich gefangen nimmt, habe ich einen freien Mann aus mir gemacht.

— Aber mein Gott, mit was für Gedanken tragen Sie sich? Sie gehen mit einem scharfen Messer zu Bette, und tragen den Tod über dem Herzen. Darüber kann man wahnsinnig werden!

— Nicht doch, Madame; dieser Gedanke macht den Menschen zum Gott. Der ist ein gar

großer Herr, der da weiß, daß er sterben kann wann er will.

— Nein, nein, nein; das ist nicht wahr. Das ist die Sache feiger Menschen — der tapfere Mann kämpft. Mich kann dies Los nicht treffen, denn ich bin ein Weib, schwach und feig; Sie aber sind ein Mann. Geben Sie mir das Messer.

— Was interessirt es Sie, Madame, ob ich früher oder später sterbe?

— Sie behandeln mich verächtlich, und glauben, daß Sie im Rechte sind. Sie haben unrecht. Alle Welt verwünscht, verleumdet und verurtheilt mich, und alle Welt hat Recht, nur Sie sind im Unrecht. Nur Sie dürfen mich nicht verurtheilen. Sie wissen, warum. So oft man auf mich tritt, wie auf einen kothigen Stein, müssen Sie daran denken, daß Sie aus diesem Stein einen Diamant hätten schaffen können. Ich liebte Niemanden — Niemanden und niemals. Sie wissen es gut, Sie kennen mich seit meiner Kindheit, was ich für meine Mutter fühlte, das war Furcht; was an meinen verstorbenen Robert mich knüpfte, das war grenzenlose Achtung; was mich meinem jetzigen Gemal in die Arme führte, das war kalte, eitle, weibliche Intrigue. Wer weiß, was noch aus mir werden kann? Das Sündenregister ist noch nicht voll. Aber Einen liebte ich, liebte ich wahr und innig, mit ganzem Herzen und ganzer Seele, wahr und inniglich.

Daß ich ihn liebte, es ist wahr, denn keiner Seele sagte ich davon. Aber — das ist nun vorüber.

Auf Béla machte diese Szene einen schmerzlichen Eindruck; er hätte sich so gerne davon befreit.

Seraphine erfaßte seine Hand.

— Wenden Sie sich nicht ab von mir. Sie wollten mein Richter sein: so hören Sie denn, was ich beichte, und urtheilen Sie dann. Ich habe nicht mehr das Recht, Jemandem zu sagen, daß ich ihn liebe, denn ich sagte dies so oft, wenn es nicht wahr gewesen; aber es gibt einen Gedanken, der mich mehr niederdrückt und zermalmt, das ist der Gedanke, daß es noch ein Weib gibt, welches ihn mehr und wahrhaftiger liebt, als ich, das sich seiner Liebe in dem Maße würdig machte, als ich sie verscherzte. Sehen Sie, dieser Gedanke tödtet mich und diesen Gedanken kann ich nicht verschweigen. Sie müssen von hier weggehen. Sie müssen, nicht weil man Sie hier gefangen nehmen könnte, denn schließlich habe ich Verbindungen, um Ihrem Schicksale auch in diesem Falle eine andere Wendung geben zu können; aber Sie müssen weg von hier, weil man in diesem Kastell in kurzer Zeit Ihre Gattin verleumden wird, weil sie von den Dienstboten begeifert werden wird und Sie es dann anhören müssen.

— Judith! — schrie Béla heftig auf.

— Beruhigen Sie sich. Man verleumdet sie unverdienter Weise. Ich sage es Ihnen. Ich reiße ein Stück aus meinem Herzen, indem ich Ihnen sage, daß man Judith unschuldiger Weise verleumdet.

O! mir thäte es sehr wohl, wenn sie wirklich schuldig wäre; wenn ich sagen könnte: jetzt kannst Du wieder wählen; doch es ist nicht wahr, Judith ist so rein und treu wie ein Engel. O! fühlen Sie meine fürchterliche Pein, Ihnen das sagen zu müssen?

— Ich danke, — stammelte Béla, indem er seine Hand der zitternden Dame entgegenstreckte.

— Sehen Sie, wie glücklich ich bin? Anstatt die Fäden, welche Sie an Judith knüpfen, zu zerreißen, helfe ich noch sie fester zu knüpfen.

— Und wer verleumdet sie? — fragte Béla begierig.

— Sprechen wir von Ihnen; Sie müssen sich darum befreien, um sie vertheidigen zu können. Sie müssen leben, weil eine Frau, welche Sie lieben, Ihres Schutzes bedarf. Uebergeben Sie mir nun das Messer?

Béla zog den in seinem Busen verborgenen Stahl hervor und übergab ihn lautlos Seraphine.

— Sehen Sie, das ist doch irgend ein Geschenk von Ihnen. Wohl heißt es, es sei kein

gutes, Zeichen, wenn Freunde einander Messer schenken; doch ich nehme auch das an. Sehen Sie wie thöricht ich bin. Statt mich zu freuen, daß ein steinhartes Herz, ein kaltes, erbarmungsloses Herz durch einen noch kälteren Stahl durchbohrt werden soll, stelle ich mich zwischen den Stahl und das Herz. Kann ich etwas dafür? Doch jetzt hören Sie an, welchen Plan ich ausgedacht habe, Ihnen zur Flucht zu verhelfen, damit Sie wieder mit Ihrer Frau zusammentreffen können.

Jetzt wandte Seraphine ihren Blick von Béla's Antlitz ab; bis dahin waren ihre Augen auf sein Gesicht geheftet, als sie aber von Judith und seinem Zusammentreffen mit ihr zu sprechen anfing, begann die Freude den Blick des jungen Mannes zu erhellen, da lauschte er jedes Wort begierig von Seraphinens Lippen ab, welche während des Sprechens so schön waren, und Seraphinen that diese Freude so weh; sie hatte sie verursacht, doch wollte sie es nicht sehen.

— Hören Sie also meinen Plan, er ist einfach und leicht ausführbar. Unweit von hier, auf der Pußta Hamwas, wohnt eine gute Freundin von mir; es ist die Gräfin Széplaki. Die Gräfin ist Witwe und hat einen einzigen Sohn Sie bat mich, ihr Jemanden von meiner Bekanntschaft zum Erzieher für ihren Sohn zu empfehlen. Derselbe muß ein geborner Ungar sein, jedoch englisch und französisch sprechen. Als ich

Sie heute Morgens trotz Ihrer Verkleidung erkannte, war es mein Erstes, der Gräfin zu schreiben, daß ich einen entsprechenden jungen Mann gefunden habe. Ihr Name ist von nun an: Albert Komáromi. Sie werden noch diese Nacht abreisen, der Wagen wartet im Wirthshause am Ende des Dorfes. Den Empfehlungsbrief habe ich bei mir. In zwei Tagen reist die Gräfin nach der Schweiz, und Sie entfliehen mit ihr aus diesem unglücklichen Lande. Nach zwei Monaten wird die Gräfin einer Gesellschafterin benöthigen, die sie auf ihren Reisen begleitet, und eines schönen Tages wird dann Judith an Ihrer Seite sein.

Seraphine fühlte einen warmen Händedruck. Sie erwiederte ihn jedoch nicht, sie empfand keine Freude darüber wußte, sie es doch gut, daß er nicht ihr gegolten.

— Wer wird dann Anstoß daran nehmen, wenn sich der Erzieher und die Gesellschafterin in einander verlieben? — fuhr Seraphine krampfhaft lachend fort; — die Gräfin wird ihr Glück gewiß nicht zu hemmen suchen.

Seraphine fiel in ihren gewohnten sarkastischen Ton zurück.

— Gefällt Ihnen mein Plan?

Béla nickte stumm, daß er ihn annehme.

— Und jetzt „lieber Fritz,“ — weg mit allen sentimentalen Ideen: wir kennen uns abermals nicht mehr; gehen Sie zu Ihren Azaleen,

warten Sie Ihren Herrschaften mit Bouquets auf, Abends sehen Sie dann zu, daß Sie sich aus dem Staube machen.

In diesem Augenblicke knallten zwei Schüsse in der Nähe des Glashauses.

— Mein Jesus! rief — Seraphine aus, im unbedachten Momente des Schreckens sich auf die Brust Béla's werfend, mit beiden Händen dessen Gesicht verdeckend, als wollte sie ihn mit ihrem eigenen Körper schützen.

Das zweifache Gelächter, welches draußen erscholl, sollte als Beweis dienen, daß man den Aufschrei gehört und daß der Spaß vollkommen gelungen sei.

Der Fürst und Fertöy kehrten von der Jagd heim, und als sie, durch den Park kommend, sich dem Glashause näherten, war der Fürst es, welcher die Stimme Seraphinens erkannte. Man glaubte, daß sie in Gesellschaft der Fürstinnen Olga und Feodora sei und mit diesen ein Gespräch führe, worauf Fertöy ein Jägerstückchen ausführte und seine Doppelflinte losfeuerte, um den Damen eine angenehme Emotion zu verschaffen.

Durch die dichten Blumengruppen und geblendet von der Sonne, welche auf die Glasscheiben schien, konnten sie nicht bemerken, wer drinnen sei.

Als die Herren zur Thüre gelangten, hatte

Seraphine bereits wieder ihre Rolle aufgenommen; sie schritt mit liebenswürdigem Trotz den beiden Nimrods entgegen, und verlangte zu wissen, wer der Unglückliche gewesen, der den Schuß abgefeuert?

Der Fürst verrieth es, daß Fertöy es gewesen.

— Ihr Glück; denn Ihnen, Fürst, hätte ich es nie verziehen.

— Und Ihrem Gatten verzeihen Sie es? — fragte der Fürst scherzend.

— O, wenn ich weiß, daß er mich schrecken will, habe ich keine Furcht.

— Und sind Sie wirklich erschrocken?

— Wie nicht?! Wenn außer dem Gärtner Jemand Anderer hier gewesen wäre, würde ich ihm unbedingt ohnmächtig in die Arme gesunken sein.

— Ist also wirklich Niemand sonst als der Gärtner hier? — frug Fertöy herumspähend.

— Keine Seele, — erwiederte Seraphine. — Die Gärtner zählt man in Moskau nicht zu den Seelen, nicht wahr, Fürst? . . . Ich habe Bouquets für uns bestellt.

— O schöne Gnädige, sprechen Sie nicht so verächtlich von meinem Gärtner. Er ist mir von der gottseligen Fürstin als gut erzogener Junge besonders anempfohlen worden.

Seraphine erschrak sichtlich; — der Fürst hatte ein gefährliches Thema berührt.

Fertöy brach in spöttisches Gelächter aus.

Der Fürst war der Meinung, daß Fertöy über seine Bemerkung lache.

— Belieben mir zu glauben, daß ein Gärtner sehr viel „Latein" verstehen muß. Ich verstehe nicht um die Welt die Hälfte von dem, was dieser Junge weiß, trotzdem, daß ich einen „Hofmeister" gehabt, der mich seiner Zeit sehr stark mit den Wissenschaften marterte. Ich muß mich oft über das riesenhafte Gedächtniß meines Gärtners wundern, welcher all' die tausend Pflanzen und Blumen beim Namen zu nennen weiß.

— Ah, das ist unmöglich; fiel Fertöy ein, villeicht sagt er nur das, was ihm eben einfällt.

— Au contraire! er nennt jede Blume beim rechten Namen.

— Na, da könnte ich ihn in's Examen nehmen, denn auch ich bin ein großer Botaniker.

Seraphine begann Böses zu ahnen. Sie wußte es, daß Fertöy nichtsweniger als Botaniker sei. Er wollte offenbar mit dem Jungen anbinden.

— Belieben zu versuchen! — empfahl der Fürst. — Lieber Friedrich! Zeige diesem gnädigen Herrn, daß Du Dein Metier verstehst.

Auf diese Art produziren große Herren ihre dressirten Hunde.

Die Herrschaften traten in's Glashaus.

Voran schritt Fertöy, hinter ihm Béla als Gärtner, dann kamen der Fürst und Seraphine neben einander.

Seraphine betrachtete Béla mit besorgtem Blick, doch beruhigte sie sich bei seiner ersten Bewegung; Béla spielte seine Rolle meisterhaft und hätte auf dem Theater sicherlich Triumphe geerntet.

Vor Allem nahm er als gut erzogener Diener die Mütze vom Kopfe, während die Herrschaften bedeckt blieben; da bemerkte Seraphine erst, daß Béla auf dem Scheitel derart sich die Haare abrasirt hatte, daß sein Gesichtsausdruck einen entschieden fremden Typus annahm. Dabei zog er den Hals gerade so in den Rockkragen hinein, wie es gelernte Gärtner zu thun pflegen, wahrscheinlich deshalb, damit ihnen die Raupen nicht in den Hals fallen. Was er deutsch sprach, war in einem Lerchenfelder Dialekt gehalten, so daß ihm Niemand anmuthen konnte, er hätte diese Sprache in irgend einer Schule gelernt. Was ihn am unkenntlichsten machte, war seine Freundlichkeit und Demuth, denn nie hatte man ihn in anderen Zeiten als demüthigen Menschen gekannt.

Mit größter Bereitwilligkeit und fließend zitirte er die Namen der verschiedensten Pflanzen, wie es eben Fertöy von ihm verlangt hatte,

welcher sich im Anfang damit begnügte, die Beiwörter der in „us" endenden Hauptwörter auf dieselbe Endung zu korrigiren, und Béla besaß hiebei so viel Selbstbeherrschung, daß er ihn darüber nicht aufzuklären suchte, daß in der lateinischen Sprache die Namen der Bäume und Gesträuche dem weiblichen Geschlechte angehören.

— Nun, — sagte der Fürst triumphirend — ist das nicht Wissenschaft! . . . Dem Fürsten verursachte diese Art des „Sports" eine eben so große Freude, als hätte sein Dachshund einen Fuchs aus seinem Loche gejagt.

— Wahrlich! — sprach Fertöy, — es ist schade für Dich, Freund Fritz, daß Du nicht Professor geworden, da es doch so viele Esel in der Schule gibt.

— Wie viele mag es erst damals gegeben haben, als Sie noch in die Schule gingen, — bemerkte Seraphine anspielend.

Der Fürst lachte; Fertöy hatte dagegen die gute Gewohnheit, den Rippenstoß, den er von seiner liebenden Gemalin erhalten, stets einem Anderen weiter zu geben.

— Wie heißt dieses Gewächs da? — frug er Béla hastig, auf einen blühenden Stock hindeutend.

— Das ist, bitte gehorsamst, eine Gloxinia.

— Und dies da?

— Eine Zinnia.

— Das ist eine Lüge. Diese ist ein Zinnia, und jene die Gloxinia.

Der Gärtner verbeugte sich tief, und erwiederte mit stoischer Selbstbeherrschung:

— Wenn es Euer Gnaden so finden, kann ich Nichts dagegen einwenden.

— Und was ist das hier?

— Mit Verlaub, eine Zebrablume.

— Woher stammt sie?

— Aus Madagaskar, mit Verlaub!

— Auch das ist eine Lüge; ich weiß es recht gut, daß diese Blume nur auf den Antillen heimisch ist, und sonst nirgends.

Der Gärtner ergab sich demuthsvoll und sprach: „Es ist wohl möglich!“

— Was ist Dies?

— Eine Sicus elastica.

— Hat sie schon Früchte getragen?

— Bitte, dieser Strauch pflegt keine zu tragen.

— Dumme Rede... Ich selbst züchtete ihn, und er trug Früchte so groß wie meine Faust. Dumme Reden, sage ich.

— Donner noch einmal! — fiel der Fürst ein, Sie verstehen es ja so prächtig, mit dem Gesinde grob zu sein, als hätten Sie von Kindesbeinen an stets nur mit der Maßregelung russischer Muyiks zu thun gehabt.

Fertöy stand in diesem Augenblicke so nahe bei Béla, daß sich beinahe ihre Nasen berührten.

— Nun, lieber Fritz, genug von Deiner Theorie, gehen wir nun zur Praxis über: wie pelzt man eine Melone in eine Ananas?

Béla gab hierauf keine Antwort, sondern warf einen schiefen Blick auf den Fürsten, preßte seine Kappe unter den Arm, zog aus seiner Westentasche eine Tabaksdose hervor, nahm eine tüchtige Prise und sah dabei abermals den Fürsten an, als wollte er sagen: ich bin nur ein Bauer, dieser Herr ist etwas Edleres, aber jedenfalls nur ein — „Roß."

Seraphine war mit „Béla" sehr zufrieden. Er durfte zwar den allgemeinen menschlichen Stolz nicht verrathen, doch durfte er auch in seiner Unterthänigkeit nicht so weit sinken, daß er nicht einmal den speziellen Gärtnerstolz durchschimmern ließ, denn das hätte abermals Verdacht erregt.

Er hatte in Wahrheit seine Rolle so gut gespielt, daß es selbst Fertöy in Verwirrung brachte, welcher bereits in seinem Verdachte schwankend wurde. „Es ist doch nicht Béla Lávay" — dachte er.

In dem Momente gelangten sie zu einem prächtigen Aquarium.

In dem aus karrarischem Marmor gemeißelten Bassin schwammen auf der krystallhellen

Oberfläche des Wassers Pflanzen neuester Gattung, darunter eine Lotos aus dem Nil, welche am heutigen Tage den Kelch ihrer ersten Blume im Rosakarmin mit goldschimmerndem Blüthenstaub entfaltete, während die großen, dunkelgrünen Blätter mit den rothen und gelben Adern auf der Wasserfläche sich ausbreiteten.

Diese seltene Prachtblume lenkte die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich.

Diese schöne Blume war es, aus deren Kelch Fertöy's Bosheit jenes Gift saugen wollte, welches seinem Gegner, wenn er's wirklich war, die wahre Gestalt wiedergeben sollte.

— Sehen Sie, — sagte der Fürst, — dieses Prachtexemplar habe ich unter meiner eigenen Aufsicht aus dem Pariser „Jardin des plantes" mitgebracht, und sehen Sie, heute blüht es schon.

— Wie ist der Name dieser Blume? — beeilte sich Fertöy zu fragen.

— Lotos! Lotos! — antworteten der Fürst und der Gärtner zu gleicher Zeit, in einem Tone, als verwunderten sie sich darüber, daß es einen Menschen geben könne, welcher eine „Lotos" nicht auf den ersten Blick erkennt.

— Das weiß ich, das weiß ich, — fiel Fertöy ein, — ich wollte nur erfahren, ob sie nicht den Namen irgend einer hohen Dame trägt?

— O ja! — betheuerte der Fürst —

und, sich gegen Béla wendend: — Wie ist nur der Name, mir entfällt er so leicht?

— „Reine d'Egypte Semiramide."

— Richtig, so ist's, das ist der Name! — stätigte der Fürst.

— Ah bah! ... scherzen Sie nicht, Fürst, — bandelte Fertöy in naivem Tone. — Als hätte ich nicht bereits von dieser berühmten Lotos gehört, welche in Ihrem Aquarium auf den Namen einer schönen Frau getauft wurde.

— Ich bin der Meinung, daß „Semiramis" einst eine genug schöne Frau gewesen.

— Ja einst, zu den Zeiten des Triumvirats; hier ist aber von einer lebenden Frau die Rede, der Euer fürstlichen Gnaden den Hof zu machen belieben; ... o, wir kennen das sehr gut.

— Bei Gott, ich weiß nichts davon. Das ist eine egyptische Königin.

— Eine Königin? ... Da muß ich aufrichtig gestehen, daß ich meine Aufmerksamkeit diesem jetzt lebenden Genre nicht zuwandte, wenn nicht von Ballköniginnen die Rede ist, oder von Theaterköniginnen! ...

— Na, damit lassen Sie mich in Ruhe, daran ist nichts. Sie bringen dies nur deshalb vor, um mich vor gewissen Ohren in Mißkredit zu bringen.

— Ich weiß, was ich weiß, Fürst. Sage mir einmal, Meister Fritz, den wahren Namen

dieser Blume; zu welcher Zeit hat sie der Fürst auf den Namen einer sehr, sehr schönen Frau getauft? Nun bekenne! ... Oder soll ich Deinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen?

Seraphine bemerkte mit zitternder Angst, wie sich Béla aus seiner demüthigen Stellung emporrichtete, wie seine Gesichtszüge den ursprünglichen stolzen Ausdruck annahmen, und wie er seine Mütze trotzig auf den Kopf setzte.

Fertöy neigte sich mit einem dämonischen Hohnlächeln gegen ihn.

— Nun, Meister Fritz, heißt diese moderne Schönheit nicht etwa: „Reine du théatre Madame Lávay .....?"

In diesem Momente versetzte der Gärtner dem Fragenden einen so derben Faustschlag in's Gesicht, daß derselbe rücklings in das Aquarium stürzte, mit seinem unverhofften Besuche alle egyptischen Königinnen des nassen Königreichs zu Tode drückend, während sich der Gärtner mit Blitzesschnelligkeit durch das offene Fenster des Glashauses schwang.

Der Fürst, über die Szene empört, griff nach seiner Büchse und zielte nach dem Flüchtling.

Bevor er losbrennen konnte, faßte Seraphine seine Hand und riß den Lauf des Gewehres bei Seite.

Der Fürst kam aus seiner Verwunderung nicht heraus. Ein Bauer versetzte einem Herrn

ohne jegliche Ursache einen Faustschlag, er will ihn deshalb züchtigen, und die eigene Gattin des Mißhandelten hält die strafende Hand zurück.... Wie soll man das verstehen... Im nächsten Augenblicke war der Frevler im Gebüsche verschwunden.

Zum Glück konnte Fertöy, welcher sich mittlerweile auf dem Grunde des Miniaturmeeres befand, nichts von der Szene bemerken, und als derselbe nach einigen Minuten gleich einem Wassergott mit von Moos und Schilf bedecktem Haupte aus den Fluthen tauchte und zu husten und schnauben begann, fand der Fürst die Szene so ergötzlich, daß er darüber den Tod seiner „Semiramide" und den Flüchtling vergaß.

Was Spiel, und was kein Spiel ist.

Erinnert ihr Euch noch jener traurigen Zeiten, wo man sich in grobe Bauerntracht kleidete, in wirkliche Bauerntracht, welche nach Fett roch, wo man große plumpe Stiefel trug, und zum Kutscher oder zum Ackerknecht wurde; wo der Gelehrte, der Dandy Pferde striegelte, oder Ochsen trieb.

Und wenn man sie trotz ihrer Verkleidung erkannte, gingen sie weiter, gaben sich für einen andern Bauer aus, und nahmen in andern Häusern Dienst.

Wenn man von Einem in der Gegend zu viel sprach, da nahm er den Wanderstab und ging, um der Welt auszuweichen, in die Wälder, in die Gebirge, auf Stegen, welche das Hochwild durch das Dickicht gebrochen.

Vorsichtig wurde jedem Dorfe ausgewichen, bis man erfuhr, was für Volk es bewohne, ob man seine Sprache verstehe, ob es dem Ungar nicht feindlich gesinnt, ob keine Gensd'armen

im Orte seien. Man kehrte nur in den äußersten Häusern ein, und vermied sorgfältig jedes Schindeldach.

Die armen Flüchtlinge verkrochen sich in der Tiefe des Waldes in Baumhöhlen, um dort dem Brausen des Sturmes und dem ängstlichen Pochen des eigenen Herzens zu lauschen. . . Sie irrten in finsteren stürmischen Nächten, wo selbst die Raubthiere in ihre Höhlen sich verkriechen, und segneten das Unwetter, welches sie mit seinen unheilvollen Schwingen vor ihren Verfolgern schützte.

Doch was war das Wetter, was die grimmigen Verfolger, was die Ohnmacht des Körpers gegen das, was in der Seele der Flüchtlinge vorging. . . Der Gedanke an eine verlorene Vergangenheit und das Gespenst einer martervollen Zukunft. Das waren die Schatten, welche sich an ihre Fersen hefteten. Die Hetzhunde der Seele, die sie von allen Seiten anbellten, sie würgten und zerfleischten, und keine Rast und Ruhe gönnten.

Wenn erst der Flüchtling eine junge Gattin zu Hause hatte! Eine junge Gattin, der sich der Gatte nicht nähern „darf." Wie lange währt die Treue des Weibes? Ist überhaupt etwas Wahres an dieser Treue? . . .

Diejenigen, die sich dieser Zeiten erinnern können, an jene Gefühle zurückdenken, unter deren

Eindruck die Geschichten, die ich hier erzähle, entstanden, werden es begreifen, daß mit einem solchen Stachel im Herzen, wie Fertöy einen in das Herz Béla's stieß, man nicht hingeht, um eine ruhige Erzieherstelle anzunehmen, und abzuwarten bis die Gattin nachkommt, sondern man befragt die Sterne des mächtigen Himmels, wo der Süden ist, und tritt die schleunigste Heimkehr an.

Zwei Wochen vergingen, bis Béla von so großer Entfernung auf Umwegen, manchmal tagelang verborgen, oft auf Irrwege gerathen, die Hauptstadt erreichen konnte. Die letzte Nacht brachte Béla in den Lehmgruben der Kerepescher Ziegeleien zu.

Zu seinem Glücke trat Regenwetter ein, und Béla konnte bis auf die Haut durchnäßt, in seinen kothigen Kleidern sich zwischen eine Truppe von Taglöhnern mengen, die man ungehindert die Mauth passiren ließ.

Er eilte straks zum Nationaltheater, obgleich er sich gerade vor diesem Orte hüten sollte, da er dort die meisten Bekannten hatte. . . Wer würde ihn aber in seinen kothigen Lumpen erkennen?

Am Thore war ein großer Zettel angeklebt, und er konnte beim Scheine der Lampe deutlich lesen: „Benefiz-Vorstellung der Frau Lávay“.

Er fühlte nicht mehr das kalte Peitschen des Regens; Körper und Seele wurden von höllischem Feuer erfaßt.

Heute ist also Judith's Benefiz! deßhalben eilen so viele Leute, trotz des bösen Wetters ins Theater, deßhalb rollen so viele glänzende Equipagen vor das Thor . . . Und gegen einen Jeden empfand Béla die glühenste Eifersucht, überhaupt wenn sie in Equipagen kamen.

Er wartete an die Mauer des nachbarlichen Hauses gelehnt, auf den Beginn der Vorstellung, und betrachtete die Gesichter der Kommenden, wie sie durch den Lampenschein auf einen Augenblick beleuchtet wurden. Viele seiner Bekannten gingen vorüber, doch Keiner sah ihn an.

Judith mußte schon längst drin sein, um sich anzukleiden.

Ein Gärtnerbursche geht mit einen großen Bouquet vorüber, welches er mit seiner Schürze verdeckt. Dieses Bouquet schickt gewiß „Jemand" an Judith.

Wie wandelte es ihn an, den Mann am Kragen zu fassen, ihm den Blumenstrauß zu entreißen und denselben im Koth zu zertreten. Da hätte er aber erst erfahren, daß es kein Gärtnerbursche, sondern ein Theater-Diener sei, welcher keinen Blumenstrauß, sondern ein Glas Bier für irgend einen Cho-

risten, welchen die Hitze im Theater durstig gemacht, unter seiner Schürze trägt.

Bald begann die Musik. Der Schall der großen Trommel drang auf die Straße hinaus. Es wird somit die Vorstellung bald beginnen.

Béla war im Geiste selbst anwesend in den bis zum Erdrücken gefüllten Hause, und wartete, daß der Vorhang aufgehe. Der Beifallssturm, der auf die Straße drang, zeigte an, daß Judith die Bühne betreten habe. Wie lange man ihr entgegenklatscht. Wer diese Begeisterten wohl sein mögen? Wie sie heißen, warum sie klatschen, was für Recht sie haben?

Dann trat Stille ein, das Publikum lauschte dem Spiele und der Deklamation Judith's, das übrigens Niemand mit solch gespannter Aufmerksamkeit, als Béla draußen, der weder sieht, noch hört, aufnimmt. Jede Kutsche, die die Straße hinunterrollte, erregte seinen Aerger: warum störl sie auch die Aufmerksamkert der Zuschauer zu solcher Zeit?

Und vom Neuem erdonnert der Applaus. Vielleicht gilt er diesmal nicht Judith, sondern sicherlich einer Zweiten, Dritten, die vor die Lampen getreten. Béla ist aber trotzdem auf jeden Applaus so eifersüchtig. — Darin drückt sich die Liebe aus, die durch die Wuth gesteigert wird, und der Stolz, der mit der Erniedrigung kämpft. Jeder Beifallssturm, den der Gatte vernimmt, verkündet ihm, daß

diejenige, die er liebt, in diesem Momente Königin und Dienerin ist, die Königin des unabhängigsten Volkes, und die Dienerin des despotischesten Herrn — des Publikums.

Er bebt vor dem Gedanken, jetzt d'rin zu sein und sie zu sehen und dennoch drängte es ihn so sehr, sie zu sehen, ohne selbst bemerkt zu werden, und in ihren Zügen die Wahrheit zu prüfen, damals, wenn sie sich verstellt.

Wenn man nur ein Eintrittsbillet bekommen könnte, ohne daß er zur Kasse gehen müßte, wo man ihn im Augenblicke erkennen würde, Wie aber das anstellen?

Vielleicht trifft sich gegen das Ende der Vorstellung dennoch ein so vortrefflicher Mensch, der ein frisches Beefsteak höher schätzt, als die Hinrichtung der Bühnenhelden und dieselbe dennoch verläßt. Von einem so groben Jungen könnte man das Retourbillet verlangen. — So ist es im Thore des Theaters üblich.

Schon nach dem dritten Aufzuge kamen in der That einige Marodeure unter großem Lärm heraus. Béla ballte die Faust und wollte ihnen entgegengehen, wahrscheinlich,um mit ihnen anzubinden, warum sie so zeitlich das Theater verlassen.

— Die Hitze drin ist unausstehlich! Ich konnte mich nicht weiter vordrängen, als bis zum Thürvorhang, und von da aus sah ich nichts. Und doch bin

ich nur zu dem Zwecke in Pest geblieben, um Madame Lávay zu sehen.

Béla verzieh ihnen und lehnte sich wieder an die Thürpfosten.

Wieder kam Jemand aus dem Theater. Der kam wahrscheinlich blos vom Hofe her, denn seine Zigarre brannte. Béla bemerkte dieß nicht. Er zog seine Mütze tief in die Augen und sprach den Ankömmling verschämt an: „Ich bitte um das Retourbillet!"

Der Angesprochene mißverstand die Bitte und gab ihm den Zigarrenstumpf, den er wegzuwerfen eben im Begriffe stand, mit den Worten hin: Hier hast du Freund, und werde damit glücklich!

— Was wird da d'rin für ein Stück gegeben?

— Eine Königin, die ihren Liebhaber zum Tode verurtheilt, weil er ein Aufwiegler war.

Man sagte, dies soll Judith's Meisterrolle sein. Andere behaupteten, sie werde nicht genug treu die Verzweiflung der Frau wiedergeben, wenn die Königin und die Geliebte in ihrem Herzen miteinander kämpfen; sie wird mehr Königin als Geliebte sein. Auch das mußte man berücksichtigen, daß sie erst unlängst aus einer schweren Krankheit auferstanden war; sie muß daher ihre Nerven schonen. Viele wollten sogar bemerkt haben, daß Judith seit längerer Zeit sehr zerstreut sei und erklärten dies verschieden.

So viel ist gewiß, daß der Regisseur sie auch bei dieser Gelegenheit auf alle Bühnenerfordernisse aufmerksam machen mußte, damit sie nichts mit sich auf die Bühne zu nehmen vergesse. Hier ist das Gift — hier der Dolch, hier der wegzuwerfende Ring; hier sind die versiegelten Briefe. Das alles nennt man in der Bühnensprache Requisiten.

Schon war Judith im ersten Akte angekleidet, als der Regisseur nochmals an ihre Thüre klopfte:

— Ein Brief.

— Ich danke. Legen Sie ihn gefälligst zu den übrigen auf die Tasse.

— Das ist aber kein Requisitenbrief! er ist an Sie selbst gerichtet; kam soeben mit der Post und trägt die Aufschrift: „Dringend“.

Judith nahm den Brief in Empfang, und erkannte im Momente die Handschrift Seraphinens.

Draußen gab man schon dem Orchester das Zeichen, aber der Brief war dringend, sie konnte ihn bis dahin noch durchlesen.

Der Brief lautete:

„Liebe Judith! Ich benachrichtige Dich von einem unglücklichen Ereignisse, das ich bisher vor Dir geheim halten mußte, da ich glaubte, es noch verhindern zu können. Als ich jüngst mit Fertöy im Kastell des Fürsten Wolozoff war, erkannte ich in dessen Hofgärtner Deinen Béla“.

Judith schrak zusammen, als ob sie ein Blitzschlag getroffen hätte. „Aber nicht nur ich habe ihn erkannt, sondern auch Fertöy."

Judith lehnte sich zitternd an ihren Garderobetisch.

„Ich eilte Fertöy zuvorzukommen und sprach mit Béla; ich rieth ihm, von dort zur Gräfin Szélaknay zu gehen, die ihn als Erzieher ihres Sohnes in's Ausland nehmen werde, wohin du ihm dann folgen könntest. Er ging auch darauf ein."

Judith's Stirne zog sich in Falten zusammen. Was haben diese hohen Damen nöthig, Béla zu schützen? Sie wußte, daß die Gräfin Szélaknay auch jung sei.

Diesen Wolkenschatten wischte bald der Sturm von ihrer Stirne, der aus den übrigen Zeilen des Briefes heraufbeschworen wurde.

„Die Dazwischenkunft Fertöy's verhinderte die Ausführung dieses Planes; dieser wurde, als er mit deinem Béla in Wortwechsel gerieth, von demselben in einer Weise verlezt, die ein Mann niemals verzeihen kann."

„Béla verschwand nach diesem Auftritte plötzlich aus dem Schlosse, — Niemand wußte wohin; ich allein ahnte, daß er nach meinem Rathe sich zur Gräfin Szélaknay geflüchtet. — Ich wollte der Gräfin nicht schreiben, damit meine Briefe nicht Jemanden auf seine Spur bringen. Zwei Wochen

waren seit diesem Ereignisse vergangen, als ich von der Gräfin einen Brief bekam, in welchem sie mir mittheilte, daß der von mir anempfohlene Erzieher noch immer nicht bei ihr eingetroffen sei. — Béla hat sich also nicht dorthin geflüchtet."

Es that Judith wohl, dies zu erfahren! Aber weiter, was weiter?

„Daß Fertöy seinem Beleidiger nachspäht, weiß ich gewiß.

Seine Ahnung ist mit der meinigen identisch. Er erweckte in dem Gatten die Eifersucht gegen seine Frau; Béla wird daher auf dem Lande nirgends bleiben, er wird nach Pest eilen. Die Eifersucht sieht nur einen Gegenstand und ist gegen alles Andere blind, deßhalb bitte ich Dich, den Rath deiner alten Freundin nicht übel aufzunehmen, verlasse Pest je eher, komme in unsere Gegend auf Gastrollen. In einer Provinzialstadt liefe Béla nicht so Gefahr, wenn er Dir begegnete, als in Pest. Du kannst es am besten wissen, warum? Dort kennt ihn Jedermann; dabei verfolgen tausend mißtrauische Augen Deine Schritte und weiß es Jeder, daß die Spuren seiner Fußtritte in Deinem Hausthore enden werden." . . .

Judith konnte nicht weiterlesen; die Welt verdunkelte sich vor ihr; sie sank auf einen Sessel nieder.

Béla verfolgt und auf der Flucht zu ihr; auf seiner Spur der geschworene Feind Beider. Wenn ihn der Verfolger früher erreichen sollte, als er mit seiner Frau zusammentreffen kann. Judith fühlte es, daß sie unter der Schwere dieses Gedankens ersticken müsse.

„Das Spiel hat begonnen, es folgt nun Ihr Auftreten! klang die Mahnung des Regisseurs zur zur Thüre herein.“

Ach! in diesem Momente spielen! Mit diesem verstörten Antlitze vor die Lampen treten; mit diesem Zittern an allen Gliedern königlichen Stolz heucheln; eine Rolle vortragen mit einem Wehrufe auf der Zunge, der in jedem Augenblicke losreißen will; künstlerische Affekte zur Schau tragen mit dem Dolche der Verzweiflung im Herzen!

Und doch muß es geschehen. Du bist ein Sklave; also vorwärts dein Herr wartet.

Judith taumelte auf die Bühne. Langer Applaus empfing sie; niemals wurde ein Gladiator, der vor dem Publikum so schön zu sterben weiß, mit verdienterem Beifall überschüttet. War doch auch jedes Wort, das Judith sprach, ein Tropfen ihres Herzblutes.

Jeder sagte, sie habe noch nie so schön gespielt.

Selbst die Kritik anerkannte, daß sie alle Erwartungen übertraf. Die Szene, in welcher sie mit

sich selbst kämpfte, indem sie als liebevolles Weib Denjenigen retten will, den sie in dem Zorn der Königin auf das Schaffot stieß, wie treu gab sie Judith, und wie malte sich der Kampf des innern und des äußern Menschen in ihren Zügen ab.

Die sie sahen in der Szene, wo sie allein bleibt und sehnsüchtig auf die Zurückkunft ihrer Abgesandten wartet, die für den verurtheilten Geliebten die verspätete Begnadigung gebracht; die sie sahen, wie die aufgeregte Fantasie ihr die Schreckensszene mit blutigen Zügen malt, und als sie zurückkamen mit der Botschaft, daß die Gnade zu spät gekommen, der theuere Kopf im Staube liegt, und wie die Königin niedersinkt, die Krone weit weg von sich schleudert — wer dies gesehen, der muß glauben, dies sei der Höhepunkt der Kunst, und sie klatschten Beifall der Schauspielerin, die die Leidenschaft des Weibes so darzustellen im Stande ist.

Aber auch Diejenigen, die sie dann am Boden liegen sahen, als der Vorhang bereits gefallen war, und die sie wahre Thränen vegießen sahen; Diejenigen auch, die sie halbtodt vom Boden aufhoben und und in ihr Zimmer trugen, die ahnten, daß dies mehr sei als bloßes Spiel. Derjenige aber, dessen Bild Judith während des ganzen Spieles vorschwebte, war so nahe. Er ging auf und ab vor dem Theater.

Zu Ende der Vorstellung kamen die Equipagen und Lohnwägen an und bildeten eine lange Phalanx vor dem Theater.

Béla musterte sie mit verdächtigem Blick. Welcher Wagen wird es wohl sein, der Judith nach Hause führt? Dem Wagen wollte er dann nachrennen und auf solche Weise die Wohnung Judith's erfahren.

Die Vorstellung war zu Ende, die Wägen rollten einer nach dem Andern vor die Halle des Theaters; kein einziger aber fuhr vor den Ausgang des Ankleidezimmers.

Auch der letzte Lohnkutscher war müde geworden, seine Dienste vergeblich anzubiethen, und fuhr zurück, die Straße wurde endlich leer.

Das thut Béla so wohl. Judith fährt also in keiner Equipage; sie ist also keine Favoritin der großen Herren, wenn sie selbst nach ihrer Benefizevorstellung zu Fuße nach Hause geht.

Dann gingen auch die Schauspieler nach Hause, die ihre Rollen früher beendet hatten.

Béla lauschte begierig, was sie von der Vorstellung sprachen.

— Na das war ein guter Tag.

— Es bleiben fünfhundert Gulden „rein."

— Das wird ein Kassastück.

Die Straße war schon vollständig ruhig, als die Thüre des Ankleidezimmers zum letzten Male

sich öffnete und eine Frauensgestallt heraus trat, die Béla auch im dunkel der Nacht erkannte. Er erkannte sie an ihrem Gange, an ihrer Haltung, an ihrem Schatten, an ihrem Tritt. Es war Judith.

Sie kam allein mit einem Dienstboten, der ihre Kleider in einem Korbe trug.

Es regnete unaufhörlich; Judith mußte selbst den Regenschirm halten. Wäre ein galanter Mann in der Nähe gewesen, würde ihr den Schirm aus der Hand nehmen und ihn über ihren Kopf halten.—

Béla stand an den Pfosten gelehnt. Judith ging so nahe an ihm vorüber, daß sie ihn mit den Kleidern streifte. —

Béla sah ihr aufmerksam in's Gesicht, als sie an der Lampe vorüber ging. Auf den schönen edlen Zügen lag tiefe Betrübniß ausgegossen. Dieses Bild brannte sich ihm ins Herz.

Judith blickte nur starr von sich hin; sie nahm Béla nicht wahr.

Béla ließ sie vorangehen und folgte ihr nur aus der Ferne, um keinen Verdacht zu erwecken.

Sie ging nicht in die alte bequeme Wohnung in die Stadt; sie wohnte jetzt in einer Vorstadt. Vor einem neuerbauten Hause blieb sie stehen, klingelte und entschwand bald darauf Béla's Blicken.

Béla blieb noch draußen, um Acht zu geben, was für Fenster beleuchtet werden. Im zweiten Stock links. Er durfte nicht fragen.

Jetzt aber mußte er jeden Schritt genau überlegen, wie Jemand, der stehlen geht.

Er klingelte dem Hausmeister.

Vor diesem muß'e er die erste Probe bestehen.

— Ich komme vom Theater, ich bin der Diener; ich habe den Smaragdring der gnädigen Frau gefunden, den sie auf der Bühne verloren hat, er lag zwischen den Koulissen, ich habe ihn gefunden.

Der Hausmeister besah den Ring; es war ein echter Smaragd, derselbe Ring, den Judith am Trauungstage mit Béla gewechselt.

— Gut geben Sie ihn her ich werde ihn hinauftragen.

Béla lachte.

— Wissen Sie, mein Freund, auch mir wird ein Trinkgeld gut thun, ich werde ihn selber hinauftragen. Lassen Sie die Thüre offen, ich komme gleich zurück.

Er mußte auch darauf bedacht sein, daß der Hausmeister Acht gebe, daß Niemand in's Haus komme.

— Nicht nothwendig; Sie können durch das Wirthshaus gehen; es war auch unnöthig zu läuten. Bekannte können durch's Wirthshaus gehen. Der Hausmeister ging dann in sein Zimmer zurück.

Beim Dienstmädchen mußte es schon schwerer halten, sie mit der Rolle des Theatersdieners zu täuschen, denn ohne Zweifel kannte sie ihn.

Auf den Korridor konnte er sich nicht gut orientiren, erwußte nicht, welche Thüre in die Wohnung Judith's führe.

Während er darüber nachdachte, that sich plötzlich eine Thüre auf und Judith's Mädchen trat heraus, mit einem Krug in der Hand; ohne Zweifel ging es an den Brunnen. Die Thüre des Vorzimmers stand jetzt offen.

Béla zog sich bei Seite, so daß er von dem Mädchen nicht konnte bemerkt werden.

Als das Mädchen vorübergegangen, schlich er rasch durch die Thüre in das Zimmer, wie ein Dieb.

Im Vorzimmer brannte eine Nachtlampe, bei deren Licht er drei Thüren bemerkte, zwei führten in's Zimmer, die dritte in die Küche.

Béla drückte auf die Klinge der einen Thür. Er befand sich in einem Alkoven, dessen Hintergrund ein Bett mit weißen Vorhängen einnahm.

Den Alkoven trennten Vorhänge von einem geränmigen Zimmer, welches jetzt beleuchtet war.

Béla verbarg sich hinter den Vorhängen, durch deren Gewebe er in das Zimmer sehen konnte. —

Er sah seine Frau dort sitzen vor einem gedeckten Tisch, auf welchem ihr bescheidenes Nachtmal stand.

Die Speisen sind unberührt, das Glas ist leer; Judith starrte in das Lampenlicht, sie saß unbeweglich wie eine Todte, und auf ihrem Gesichte lag der Ausdruck des Unendlichen, mit welchem der hoffnungslose Kummer die lebenden Züge versteinert. Die Augen wollen den Gedanken folgen, die über den Gesichtskreis hinaus schweifen.

Die Speisen wurden kalt; die lebendige Säule bewegte sich, sie hob ihre Hände in die Höhe und in ihren gefalteten Händen glitzerte Etwas. Es war ein in Gold gefaßtes Medaillon.

Béla kannte das Medaillon, hatte doch er es Judith gegeben.

Die Frau legte hierauf das Medaillon auf die Flache Hand, und als sie es so lange ansah, da thaute ihr Blick wieder auf, ihre Züge verloren die Starrheit, aus ihren Augen drangen Thränen und ihre Lippen bewegteu sich, als spreche sie zu dem Bilde, als ob sie es warnte, ihm Vorwürfe machen würde.

Die beiden Hände brachten das Bild immer näher den stammelnden Lippen; als es ihre Lippen berührten, konnte sie sich nich länger faßen; sie sank schluchzend nieder auf das Medaillon und bedeckte den Kopf mit den Händen.

Da fühlte sie einen Kuß auf der Hand, einen warmen Kuß.

Erschrocken blckte sie auf: — Das Bild stand lebendig vor ihr.

Und es war ein guter Gedanke von der Frau, daß sie in diesem Augenblicke ihren eigenen Aufschrei und die Worte ihres Gatten in einen Kuß begrub.

Wie viel mußte dieser Kuß sagen.

Wie habe ich dich erwartet, wie habe ich um deinetwillen gelitten, wieviel träumte ich von dir, wie liebe ich Dich! Wie zittere ich, wie fürchte ich für Dich, wie beschützte ich Dich. Wie stark bin ich und wie schwach. Wie freue ich mich und wie schaudert's mich bei Deiner Anwesenheit. Wie glücklich bin ich und wie verzweifelt.

Die äußere Thüre knarrte.

— Fort, fort! in die innere Stube.

Judith öffnete plötzlich eine kleine Thüre die in das Zimmer führte, daß ihr als Studirstube diente, und schob Béla hinnein, bevor das Mädchen eintrat.

Als das Mädchen ins Zimmer kam, saß Judith schon vor ihrem Tische, und begann den Braten zu verspeisen.

Das Mädchen blickte neugirig im Zimmer umher.

— Tihamér ist schon weggegangen?

— Wer? fragte Judith und trotz ihrer gewohnten Selbstbeherrschung zitterte sie an allen Gliedern.

— Der dumme Theaterdiener läßt sich Tihamér nennen.

— Das wußte ich nicht.

— Der Hausmeister sagt, daß der Diener den verlorenen Ring der gnädigen Frau gefunden und zurückgebracht habe.

Jetzt begriff Judith den Zusammenhang der Fabel.

— Ja wohl, den Ring brachte man, aber es war nicht Tihamér, sondern ein Handlanger, denn ich selbst nicht kenne.

— Befehlen die gnädige Frau noch Etwas?

— Ja wohl, bringe noch ein Brot, ich bin heute sehr hungrig.

Der Dienstbote sah die Frau verwundert an. Hungrig ist sie! Freilich, sie hatte eine schwere Rolle und mußte viel arbeiten, da hat sie Appetit bekommen.

— Noch eins, bringen Sie auch eine Flasche Wein, der Arzt hat mir gerathen, Wein zu trinken, dann, meint er, werde ich schlafen können.

Der Dienstbote glaubte Alles. Es gibt ja Frauen, die Wein trinken.

Judith erhielt jetzt die schwerste Rolle zugetheilt.

Am folgenden Tag legte sie Trauerkleider an und verkündete, daß ihr Gatte gestorben sei.

Sie zeigte ihren Bekannten den Brief ihres Mannes, in welchem er von ihr vom Leben Abschied nahm. Er mochte nicht länger den Fluch der Unstätigkeit und Flüchtigkeit tragen; er schloß ab,

was das Schiksal ohnehin abgeschlossen. Seinen Leichnam werden irgendwo die Wellen ausspülen.

Und Judith spielte die Rolle der trauernden Wittwe, und nahm die Tröstungen der Mitfühlenden entgegen; sie ließ lange ihren Mann suchen in den Ufernliegenden Resten, und wirklich glaubte man irgendwo im Tolnauer Komitate in einem von der Donau an's Land gespülten Leichnam Béla zu erkennen. Judith ließ ihn auf eigene Kosten bestatten und ihm einen Grabstein setzen; aber sie ging nicht zum Begräbniß und besuchte nie das Grab, woran Viele Anstoß nahmen.

Aeußerlich trauerte Judith um den Todten, im Herzen aber besaß sie den Lebenden, und als Ereignisse kamen, die Jeden zittern machten, da heuchelte sie wieder Gleichgiltigkeit, denn um den Todten mußte man nicht besorgt sein, während sie doch im Herzen für den Lebenden zitterte.

Der Dienstbote aber kam vor Staunen nicht zu sich, wie gewaltig die Frau den Appetit verändern könne. So lange Judith nicht trauerte, aß sie so wenig, wie ein Kind, und seitdem sie trauerte, ißt sie so viel wie zwei Menschen. Zudem t rinkt sie noch Wein und raucht Zigarren.

Eine junge Wittwe, die überdieß Schauspielerin ist, findet schnell Hofmacher, so bald es verlautet, daß sie Trost sucht. Es kamen daher zu Judith Hofmacher.

Diese kalt abzuweisen, hätte Verdacht erregen können, sie mußte sie also anhören und mit ausweichenden Antworten hinhalten.

So viel Hofmacher, so viel Rivalinen, und die gefährlichste geheime Polizei ist ein unglücklicher Anbeter und eine eifersüchtige Frau.

Bald hatte Jedermann herausgefunden, daß die schöne Wittwe Jemanden im Geheimen mit ihrer Liebe beglückt, und Jeder suchte aus irgend einem Interesse hinter das Geheimniß zu kommen.

Die getäuschten Anbeter machten auch bald die Entdekung, daß der Glückliche nicht aus ihren Kreisen gewählt wurde. Es mußte ein Anderer sein, der mächtiger als sie Alle, gegen welchen Keiner von ihnen konkurriren konnte.

Entweder liebenswürdiger, oder reicher als Alle mußte er sein.

Das Erstere gibt aber kein Liebhaber zu, folglich mußte Letzteres der Fall sein.

Fürst Wolozoff aber ist ein sehr reicher Mann und besucht immer das Theater, wenn Judith spielt, und hält sein Glas immer auf sie gerichtet.

Das Laub rauscht nicht, wenn der Wind es nicht bewegt.

Der Fürst fährt oft im Geheimen in Lohnwagen nach der Vorstadt, wo er vier, fünf kleine Wohnungen hält; ebendaselbst pflegt auch eine verschleierte Dame zu erscheinen. Sie kommen bald hier bald

dort zusammen, niemals aber zweimal in einer und derselben Wohnung.

Judith führte alle ihre Anbeter an der Nase, ist lebensfroh, ihre Augen strahlen vor Glück und zu gewissen Stunden des Tages ist sie für Niemanden zu sprechen. Aus diesen zwei Umständen war es leicht, eine Kombination zusammen zuschweißen.

Und endlich nahm Judith wahr, daß ihre Bekannten und Hofmacher sich immer mehr von ihr zurückzogen. Sie begegnete nun öfter spöttischen Gesichtern; sie fühlte nun mehr denn einmal die verwundenden Pfeile in den Reden ihrer Berufsgenossen und so blieb es ihr nicht lange verborgen, daß man sie für die Geliebte eines großen Herrn hielt.

Und sie spielte auch diese Rolle meisterhaft — eine Rolle, deren Schminke die Schamröthe ist.

Die spötischen Blicke und verletzenden Anspielungen wußte sie mit jenem trotzigem Lächeln zu empfangen, mit welchem die gefallenen Engel einst den Blitzen des Himmels begegneten, und wovor sie in der Tiefe ihrer Seele schauderte, trug sie als etwas Rühmliches zur Schau.

Halfen doch Alle, die sie verletzten und verleumdeten und mit Hohn und Spott überschütteten, den Schleier dichter weben, welcher Béla's Versteck verhüllte. Der schlechte Ruf der Gattin war der Engelsflügel, welcher den Gatten beschirmte.

Und fanden sie sich denn nicht reichlich belohnt dafür?

Die Hälfte des Tages gehörte allerdings der peinlichen Rolle der Welt, der Schande; die andere Hälfte gehörte dem Herzen, der Liebe, dem Trost.

Trug die eine Hälfte des Tages die trotzige Erregtheit der Hölle an der Stirne, so trug die andere Hälfte himmlische Ruhe im Herzen, und wenn draußen jede wohlgebaute Gesellschaft sich an den Märchen ihrer erdichteten Abenteuer ergötzte, so fand sie ihr Glück darin, daß in diesen Märchen nichts wahres gewesen, und sie lachte stolz der ganzen Welt.

— — — — — — — — — —

In einer Hinsicht aber fehlte die Frau dennoch. Sie fehlte aber durch die Größe ihrer Liebe: die Mutter ihres Gatten setzte sie von der Wahrheit nicht in Kenntniß.

Seit dem Briefe Seraphinens hielt Judith den Schutzbrief allein nicht mehr als genügendes Rettungsmittel für Béla; hatte er doch einen mächtigen Feind an Fertöy, den Béla tödtlich beleidigte. Jetzt konnte sie nicht mehr einem Stück Papier Tod und Leben ihres Mannes anvertrauen.

Sie mußte die Nachricht von Béla's Tod verbreiten.

Freilich hatte Béla eine alte Mutter, die nur wenige Tage zu leben hat, und es ist grausam, sie

diese wenigen Tage verweinen zu lassen — allein sieht das Weib jemand Anderen, als ihren Geliebten? fühlt es Erbarmen mit Vater und Mutter, wenn es sich um denjenigen handelt, den es liebt?

Die Mutter mag weinen! weint sie nicht, so könnte sie verdacht erregen.

.... Aber die Thränen rächen sich an Demjenigen; der sie verursacht hat. ...

Ein Tagebuch über Dinge die nicht geschehen sind.

Seraphine unterhält sich vortrefflich!

Das glaubte wenigstens jeder ihrer Bekannten, und Jeder, der Etwas über sie hörte. Und währe auch schwer gewesen, Nichts zu hören über die schöne Frau, sah man hie doch überall.

Sie war eine gefeierte Schönheit, hielt offene Salons, hohe Verbindungen zogen einen vornehmen Kreis um sie, und diese fanden in der Nähe der verständigen und gemüthlichen Frau große Entschädigung für ihre Herablassung.

In der Familie Fertöy geht man niemals vor Tagesanbruch zu Bette. Erst um diese Zeit zerstreut sich die fröhliche Gesellschaft.

Jeder durchreisende Künstler, jede militärische und politische Kapazität weiß von dem lustigen Geiste dieser Gesellschaft zu erzählen; aber Keiner weis es zu sagen, wo das Kalifornien liegt, dessen Goldgrube die Kosten dieser Lebensweise bestreitet.

Das wußte der Gemal selber nicht.

Fertöy wußte so viel, daß die Welt glaubt, er verwalte auf ganz unverantwortliche Weise fremde Kassen, man sprach auch von Eisenbahngesellschaften und mehr dergleichen; allein wenn er auch überzeugt war, daß die öffentliche Meinung in diesem Punkte nicht ganz im Unrechte war, so hielt er es doch für eine gründlich irrige Annahme, als ob Seraphine auf diesem Wege zur Rolle der Modekönigin gelangt wäre, denn er pflegte seine Börse niemals bei seiner Gattin zu vergessen.

Seraphine hatte nach dem Tode ihrer Mutter wohl ein anständiges Vermögen geerbt, welches ein ländlicher Gutsbesitzer oder ein Krämer in der Stadt für ein bedeutendes Kapital gehalten hätte: allein für den bekannten Luxus konnte dieß keineswegs hinreichen.

Wohl umgaben reiche Hofmacher die Dame, und es war fast unzweifelhaft, daß Einer derselben sich Seraphine zu liebe ruinire; aber Fertöy konnte nicht dahinter kommen, wer von den Vielen es eigentlich sei.

Und mit welchem Eifer er dieß zu entdecken suchte! Nicht als ob er Genugthuung für seine verletzte Ehre gesucht hätte; aber er ging von den praktischen Gedanken aus, daß es besser wäre, wenn der freigebige Anbeter nicht durch die Frau allein ruinirt würde.

Allein Seraphine war eine gewandte Künstlerin! Fertöy und die Spürhunde der öffentlichen Meinung kamen nie auf die rechte Fährte. Seraphine umgab sich stets mit solchen Hofmachern und überschüttete sie mit ihrer sichtbaren Gunst, für welche sie niemals wird mit ihrem Seelenheil bezahlen müssen. Plötzlich verschwand der vermeinte Glückliche, oder er reiste ab, oder er blieb ganz aus, und die Jäger sahen sich dann getäuscht und fingen die Wegwarte statt des Hasen.

Fertöy wußte wohl, daß dies bloses Spiel sei; er kannte seine Frau recht gut. Auch darüber hatte er nicht die geringsten Zweifeln, daß der Wahre kein anderer als Fürst Wolozoff sei. Hatte er doch selbst die Sache eingefädelt; aber den Faden konnte er nimmer in die Hand bekommen.

Er selbst war der Versucher, der die Schönheit der Gegend zeigte; aber dann machte er zu seinen Aerger die Erfahrung, daß der schlaue Grieche den Satan selbst betrügt, im Geheimen die schöne Gegend im Besitz nimmt, von dem Sensal aber nichts wissen mag.

Der Fürst schien das Haus eher zu meiden als zu besuchen, und erschien er auch manchmal bei den Festen, so unterhielt er sich nicht mit den Damen, sondern spielte mit den Männern, und dabei beging er noch die Unart den Hausherrn zu plündern. So

pflegen nicht diejenigen zu thun, welche in die Frau des Hauses verliebt sind.

Und Wolozoff ist verliebt! Kein Mensch glaubt es, aber Fertöy weiß es. Eben das sorgfältige vermeiden alles Auffälligen bestärkt ihn in seinem Verdacht. Könnte er doch nur einen schwachen Seidenfaden in die Hand bekommen, so würde er den ganzen Knäuel auf seine eigene Haspel winden; aber es ging eben nicht. Seraphine ist wetterwendisch, heute ist sie Feuer und Flamme für ein neues Gesicht, morgen ist sie kalt wie Eis, und übermorgen schwärmt sie für einen längst vergessenen Bekannten, bis sie plötzlich in eine tiefere Region hinabstieg, daß jeder vor ihr erschrack, um sich dann wieder mit dem Nimbus einer Reuigen zu umgeben, die eitel Liebe und Treue für ihren Gatten war. — Und Fertöy wußte, daß all' dies bloße Komödie, Verstellung und Intrigue war, um ein Geheimniß zu verhüllen, das er nicht entdecken konnte.

Aber die Enthüllung dieses Geheimnisses wurde für ihn immer mehr zur brennenden Nothwendigkeit. Es gab gewisse bedrägende Situationen, die einen immer bedrohlichen Charakter annahmen, einige Deffzite, die neugierige Menschen an den Tag bringen wollten, diese neugierig Menschen mußten bald dahinter kommen, daß das Verhältniß zwischen den Vorhandenen und eingetragenen Summen kein Reim, sondern bloße Assonance war.

Zur Ausgleichung des Defizits ist unvermeidlich nothwendig: entweder die Gunst eines großmüthigen und steinreichen Protektors, der in der Eigenschaft eines entdeckten Hausfreundes gezwungen wäre, das Rechtsverhältniß anzuerkennen, daß der Gebrauch eines Schlüssels zu dem Zimmer eines Andern die Ueberlassung des eigenen Kassenschlüssels an jenen Andern zur Folge haben müsse; oder aber die endliche Besitznahme von der Hargithay'schen Erbschaft.

Betreffs der letzteren ist die Schwierigkeit vorhanden, daß das bezügliche Testament bei dem Brande des Komitatshauses wirklich in Verlust gerieth, ohne dasselbe aber eine richterliche Vollstreckung bei dem besten Willen unmöglich ist. Bársing, der Antwalt, replizirte übrügens, daß das Testament Vorhanden sein müsse und er es sicherlich finden werde; es wurde ihm zu diesem Behufe ein Termin ausgesetzt, die Einkünfte der Güter aber wurden mittlerweile von Amtswege mit Beschlag belegt.

Bársing sagte auch seinem Freunde Fertöy, auf welche Weise er in den Besitz des Testamentes gelangen könne. Er sprach ganz rückhaltslos. Fertöy mußte blos die Hände darnach ausstrecken, um es zu besitzen. Aber die Art und Weise, wie dies zu bewerkstelligen gewesen wäre, war den doch so ungewöhnlich, daß Fertöy ein wenig Schauder davor empfand, und

lieber den Gedanken zur Geltung kommen ließ, den geheimen Anbeter seiner Gattin mit einem Anlehensplan zu überraschen.

Dazu war aber ein Schlüssel nothwendig.

Zunächst der Schlüssel jenes kleinen Schrankens aus Rosenholz, worin Seraphine ihr Tagebuch verwahrte.

Daß Seraphine ein sorgfältig geführtes Tagebuch besitze, daß wußte Fertöy.

Seraphine zieht sich niemals vor Tagesanbruch in ihr Schlafzimmer zurück; auch dann läßt sie die Fensterläden nicht verschließen, und blos die dünnen Spitzenvorhänge mildern einigermaßen das hereindringende Sonnenlicht. Sie kann nur beim Sonnenlicht schlafen. Eine bizarre Thorheit, wird Jederman sagen.

Wenn sie aufsteht, ist regelmäßig bereits Mittag, und da geht sie, bevor sie die Morgentoilette macht, an ihren Schreibtisch, öffnet den Schranken, und schreibt an ihren Tagebuche.

Was für Geheimniße in diesem Tagebuch enthalten sein mögen, läßt sich auch daraus schließen, daß Seraphine einen englischen Schlüssel zu dem Schranken hat.

Fertöy mußte dacher ver Allem in den Besitz dieses Schlüssels gelangen.

Den Schlüßel trug aber Seraphine immer mit sich und ließ ihn nirgens liegen. Sie trug an der

Hand eine kleine Stahlkette, woran der Schlüßel befestigt war.

Einmal aber erkrankte Seraphine, sie litt an Kopfkrämpfen, welche sie in bewußtlosen Zustande versetzten; da bot sich Fertöy theilnahmsvoll an, allein an dem Bette der Gattin zu wachen, und als er sah, daß sie ihn nicht erkannte, da nahm er ihr den Schlüssel von der Hand. Seraphine bemerkte dieß natürlich nicht.

Dann öffnete Fertöy den Schranken.

Er hatte nun das geheimnißvolle Tagebuch in Händen, die wohl verwahrten Mysterien desselben erschloßen sich ihm, die Mysterien, von welchen er soviel Nutzen sich versprach.

Die Frau lag im Delirium und fantasirte, der Mann aber lag bequem im Armstuhle und las die Geheimniße der Gattin.

Das Tagebuch begann folgendermaßen:

„Tagebuch meiner Träume."

„Ich lebe ein Doppelleben; eines, wenn ich wache, das andere, wenn ich schlafe; jenes ist heiter, voll Scherz, Freude, und Genuß, dieses ist traurig, schrecklich und bange."

„Jenes verachte und verabscheue ich, dieses flößt mir Entsetzen ein."

„Die Wirklichkeit wechselt mit jedem Tage; der Traum bleibt stets derselbe."

„Ich träume von Robert.“

„Das Verhältniß, welches die Wirklichkeit entzweigeschnitten, spinnt der Traum weiter fort.“

„Immer und immer wieder erscheint er mir; er blieb keinen Tag noch aus.“

„Lange mied ich diese Schauererscheinung; ich wollte mich bereden, es sei doch nur ein Traum; heute jedoch ist dieses Dasein nicht mehr wegzuleugnen; ich fühlte es sind Erscheinungen aus einem andern Leben.“

„Ich werde deshalben jeden Tag aufzeichnen, was ich träume, denn dieser ist doch mein eigentliches Leben, und jenes andere nur ein Traum.“

— — — — — — — — — —

„Heute war ich mit Robert auf dem Felde beschäftigt, wir waren Bauern, die den Boden bearbeiten. Er verbarg sich auf solche Weise vor der Welt, und ich folgte ihm in die Strohhütte.

Zur Speise hatten wir schwarzes Brod, und es schmeckte mir so gut.

Ich mußte mit Robert auf die Aecker gehen, um Wurzeln auszugraben.

Als der Sack voll war, legte ihn Robert auf meine Schulter, damit ich denselben nach Hause trage. Hundert Mal sank ich unter der Last zusammen, ehe ich zu Hause anlangte.

Zu Hause mußte ich aus den Kräutern ein Mittagsmal bereiten. Und wie ich die Wurzeln

wusch, bemerkte ich eine die von anderer Farbe als die übrigen war.

Ich zürnte Robert sehr, weil er so arm war.—

Und da kochte ich auch diese Wurzel mit den übrigen.

Da kam Robert nach Hause und aß.

Nach dem Essen fing er auf gar sonderbarer Weise zu lachen an. Er fragte mich, was ich ihm gekocht?

Da sank ich zu seinen Füßen hin und weinte und jamerte, daß er doch nicht sterben möge.

Er aber lachte, und ich sah, wie er starb.

Ach es war so schrecklich, wie sein Gesicht blau war und er doch nur lachte, ich konnte ihn so schwer in meinen Armen halten.

Und ich flehte vergeblich zu ihn, er möge doch nicht so entsetzlich lachen, wenn er schon gestorben, und nicht so schwer sein, wenn er noch lebe; er aber lachte ununterbrochen und zog mich zur Erde nieder, bis ich mit ihm Zusammen hart niederfiel und — erwachte.

Wie gut das Sonnenlicht mich umwogt; wäre es jetzt finster, ich müßte wahnsinnig werden.

— — — — — — — — — —

„Heute waren wir kleine Kinder; wir gingen zur Schule, Robert und ich.

Ich beging eine Unart, Robert nahm sie auf sich.

Mich freute es sehr, daß man ihn bestrafte, und nicht mich.

Als man ihn aber mit dem Gesichte zur Erde legte um ihn zu schlagen, da that mir das Herz so weh, daß es fast brach.

Robert weinte nicht als man ihn schlug; er schwieg.

Und als man ihm dann sagte, er solle aufstehen, da blieb er doch ligen, denn er war gestorben.

Ich wagte auch jetzt noch nicht einzustehen, daß ich die Schuldige sei.

Ich sah auch wie man ihn in dem Sarg legte. Er war eine sehr schöne, kleine, weiße Leiche.

Und wie zürnte ich ihm, daß er mir dadurch Schmerz verursachte.

Dann ging ich, um mit den übrigen Kindern zu spielen.

Was für ein schlechtes Herz ich doch selbst im Traume habe!"

— — — — — — — — — —

„Wir waren zusammen in einer belagerten Festung.

Wir waren nur mehr allein, ich und er; die übrigen hatten Seuchen und Kugeln dahingerafft.

Nur eine Kanone edröhnte noch manchmal, die uns'rige. Ich war der Kanonier; ich mußte das Geschütz bedienen, denn auch die Frauen waren schon gestorben. Ich fürchtete und schauderte vor der

Schlacht; aber wenn er mich anblickte, war ich wie fest gebannt.

Ich wollte sagen, aber ich wagte es nicht; „Robert, wir sind nur unser Zwei, wozu der längere Wiederstand. Ergeben wir uns; unterschreiben wir die Kapitulation. Sieh', es ist doch so schön, zu leben! du kannst es am Besten wissen, du, der so oft gestorben und doch nicht todt bleiben willst und immer wieder auferstehst. Komm stecken wir die weiße Fahne aus. Sieh', ich habe meine Handkrause herabgerissen, diese wird dazu gut sein."

Robert antwortete nicht, sondern ging vor mir auf und ab, die Granaten pfiffen um uns rechts und links, es traf ihn keine.

Plötzlich blieb er vor mir stehen, den Rücken gegen die Kanonenmündung gekehrt.

Ein ensetzlicher Gedanke schoß mir durch den Kopf.

Wie lange martert mich schon dieses Phantom, wie quält es mich so unabläßig.

Wenn ich jetz die Lunte an das Schießloch lege — ein Knall, und er wäre zerschmettert. Ich wäre dann auf ewig von ihm befreut, nimmer konnte er zurückkehren.

Etwas zwang mich, es zu thun, er war mit dem Rücken gegen mich gekehrt und konnte nicht sehen, was ich that. Ich war wüthend gegen ihn. Ich wollte ihn nimmer wiedersehen. Ich legte die Lunte

an das Schießloch. Ich verhüllte meine Augen, um nicht zu sehen. Die Erde erzitterte unter mir und ich fühlte den warmen Blutregen, der mir auf Hals und Schulter fiel.

Dann öffnete ich bedächtig die Augen, und Robert stand noch immer vor mir, nur daß er den Kopf zurückgewendet hielt und mich kalt anblickte. Durch das Herz aber konnte man ihm sehen, denn die Kugel hatte es durchbohrt.

— — — — — — — — — —

„Mir war, als ob wir im Czarenpalaste in Moskau uns befänden. Robert wurde nach Sibirien geschleppt.

Ein Flüchtling, der von dort zurückgekehrt war, brachte die Nachricht, daß Robert lebe und in den Bleigruben des Uralgebirges arbeite.

Ich begab mich auf den Weg und reiste so lange, bis ich jene sonderbare Thürme mit spitzen Kuppeln erblickte, welche ich so oft im Bilde gesehen hatte und von denen ich so lebhaft träumen konnte.

Ich bedurfte keines Führers, ganz allein fand ich mich zu recht.

Große Glocken ertönten mit betäubendem Lärm: man sagte das Geburtsfest des Czars werde heute gefeiert.

Ich wollte mit der Volksmenge zum Thore des Palastes mich hineindrängen; ein wachehabender Kosak bemerkte mich und schrie mich an. Ich verstand

nicht was er sagtr, und wollte mich vor ihm zurück-
ziehen. Er langte mit der Spitze seiner Lanze nach
mir und erreichte mit derselben meine Schulter, ohne
mich jedoch verwunden zu können. Ich fühlte aber
die Kälte des Eisens.

Ich eilte über breite Marmortreppen und
durch enge Korridore; endlich verirrte ich mich in
einen wunderbaren Balkenknäuel, in welchem ich
mich nimmer zurecht finden konnte: als ob eine
Menge Gerüste neben einander gestellt wären, auf
welchen mit Teppich bedeckte Dielen ruhten; endlich
gelang ich zu einer schmalen Thüre, die ich öffnete,
und nun stand ich vor einem mächtigen Tanzsaale.

Es war dies der Tanzsaal des Czarenpala-
stes; tausend Lichter verbreiteten ein Lichtmeer.

Das glänzende Höflingsheer, die knappen Uni-
formen, die mit Diamanten beladenen Damen, die
verbrämten Kaftans; der stramme Zeremonienmei-
ster, der die Gruppen ordnete; die Militärkapelle,
welche einen feierlichen Marsch spielte, im Hinter-
grund der Thron mit hohen Treppen, auf welchem
der riesig große Czar neben der Gemahlin sitzt —
als ob dieß Alles noch jetzt vor meinen Augen stünde,
mir im Ohre summte.

Als ich eintrat, wich alles zur Seite, um mir
den Weg zum Czar frei zu machen.

Ich war schwarz gekleidet, die Uebrigen trugen
färbige, goldgestickte Gewänder.

Ich gelangte ganz bis an die Stuffen des Thrones.

Der Czar winkte mir, das ich spreche.

Und als ich sprechen wollte, da hatte ich den Namen des Mannes vergessen, für den ich bitten wollte, den Namen des Ortes, wo er gefangen war, so wie die Ursache, warum man ihn dahin gebracht. Vergeblich quälte ich mich ab, mir das Alles in Erinnerung zu bringen; mein Gedächtniß versagte mir den Dienst; ich stand dort und wußte nicht, was ich sprechen sollte. Ich wollte russisch sprechen, und ich hatte es vergessen, obgleich ich zu Beginn des Traumes russisch zu verstehen glaubte. Ich wollte weinen, dies würde man viel leichter verstanden haben; allein die Musik erscholl, es wurde zum Tanze aufgespielt. Da trat ein in Scharlach gehüllter Mann zu mir und bat mich um einen Walzer. Ich reichte ihm die Hand und vergaß auf Alles.

Wir flogen und walzten den mächtigen Saal entlang, und da an den Wänden überall lange Spiegel hingen, so sah ich immer mein eigenes Bild.? — Das war so schrecklich: ein scharlachrother Tänzer und eine schwarzgekleidete Tänzerin! Eine höllische Vision.

Ich glaubte mein Tänzer sei der Scharfrichter.

— — — — — — — — — —

Heute sah ich die Fortsetzung meines gestrigen Traumes.

Auf demselben Wege kam ich aus dem glänzenden Saale zurück, auf welchem ich hinein gegangen.

Wieder verirrte ich mich in dem Gerüsteknäuel, das auch jetzt mit schweren Teppichen bedeckt war.

Jetzt aber wußte ich, was dies für Gerüste sind.

Es war das Schaffot. —

Den Ausgang versperrten Lanzenmänner in alterthümlicher Panzerkleidung; ich konnte den Ort nicht verlassen. Da verkroch ich mich unter den Teppichen, welche das Gerüst bedeckten. Dann hörte ich die Schritte aufmarschierender Soldaten, ich hörte Trommelschlag und Kettengerassel; ich hob einen Zipfel des Teppichs in die Höhe, um sehen zu können, was vorgeht.

Den Saal beleuchtete grelles Fackellicht.

Eine Truppe gefesselter Gefangener tauchte aus der endlosen Finsterniß empor.

Die Gefangenen schritten einzeln auf das Gerüst, unter welchem ich verborgen war, und so wie sie hinaufgestiegen waren, sah ich Keinen wieder, aber ich hörte jedesmal einen schweren Schlag, als ob scharfes Eisen in einen harten Stamm führe; dann hörte ich auch etwas über meinem Haupte dahinrollen.

und darauf einen leisen Fall, auf welchen ein kürzes Zucken folgte.

Das Alles hörte ich, und mein Herz pochte so heftig, daß ich das Pochen trotz Allem deutlich hörte.

Da kam der Letzte der Gefangenen hervor. Ich erkannte ihn. Es war Robert. Nie sah ich ihn so schön. Er trug dasselbe Kleid, in welchem er einst mit mir vor dem Altare stand.

Er ließ nicht, daß man ihm die Augen verbinde. Sein Blick war noch jetzt so stechend wie ehedem.

Mir kam es aber nicht in den Sinn, aus dem Verstecke herauszueilen, mich dem Grausamen zu Füßen zu werfen und um Gnade zu flehen. Ich verbarg mich hinter dem Teppich, verhüllte mein Gesicht und verstopfte mir die Ohren, um nichts zu sehen, nichts zu hören. Aber ich sah und hörte dennoch. Ich hörte die lauten Schläge meines Herzens und sah die entsetzliche Finsterniß, diese Schwärze, die lebt, bewegt sich, wächst riesengroß und kommt immer näher!

Und bald begann ein warmer Regen auf meinen Hals nieder zu rieseln. Ich fühlte es war Blut.

Das Entsetzen weckte mich. Und ich empfand die Wärme der Bluttropfen an meinem Halse.

— — — — — — — — — —

„O, wie es mich schaudert vor dem Schlaf.

Erst am Morgen gehe ich zu Bette, wenn es schon hell zu werden beginnt. Die ganze Nacht verbringe ich in unser tollen Gesellschaft. Ich ertränke meine Seele in betäubendem Trank. Ich bete, bevor ich mich niederlege; vergebens, — Alles vergebens. Das Gespenst kommt und lebt mit mir.

Diese Nacht war ich in unserem kleinen Zimmer in Komorn. Ich lag schon in meinem Bette, er saß am Rande und hielt meine Hand in der seinen.

Er sagte mir, wir werden heute hier schlafen.

Mir war, als müßte ich ihn fragen: Wie willst du auf meinem Kissen ruhen, wenn du schon gestorben bist?" aber ich wagte nicht, es zu sagen.

Er war so zärtlich und glättete mir die Stirne.

Dann neigte er das Haupt auf meinem Kissen.

Er trug eine weiße Jacke und ein rothes Halstuch.

Ich fragte ihn: warum legst du das Halstuch nicht ab, wenn du schlafen willst?"

Darauf antwortete er lächelnd: das kann ich nicht, denn das Tuch hält den Kopf an meinem Rumpf fest, sonst fiele er nieder.

Dann wandte er sich zu mir und wollte mich umarmen.

Entsetzt zog ich mich von ihm zurück an den äußersten Rand des Bettes; er aber kam lächelnd immer näher und bat mich, ich möge ihn küssen.

Ich schrie auf. Ich lag vor meinem Bette auf dem Teppich. Dort erwachte ich.

O, mein Gott, wird dies denn ewig dauern?"

— — — — — — — — — —

Fertöy legte entsetzt das Tagebuch seiner Gattin aus der Hand.

Ungeachtet seiner blasirten Selbstsucht, war er abergläubisch; es gibt viele Menschen, die nicht an Gott glauben, wohl aber an Klopfgeister.

Was er suchte, das fand er nicht; Seraphine hatte nicht die Erlebnisse des Tages aufgezeichnet. Kein Wort findet sich darin über Liebe und Geliebte.

Jetzt verstand es Fertöy, wie es geschah, daß als er neulich seine Frau an ihrem Schreibtische überraschte, noch ein Sessel neben Seraphinen stand. Er wollte sich auf den Sessel niederlassen, Seraphine aber gab es nicht zu."

„Setzen Sie sich nicht dorthin."

„Warum nicht?"

„Weil .... (hier lachte sie) Bringen Sie sich einen andern.

Jetzt konnte er das „Weil" ergänzen; „weil schon Jemand darauf sitzt."

Fertöy legte das Tagebuch an seinen Platz und schloß den Schrank.

Jetzt mußte er aber den Schlüssel wieder an das Stahlkettchen befestigen, welches Seraphine an der Hand trug.

Furchtsam näherte er sich. Wäre Jemand da gewesen, der ihn gehört, so würde er gelacht haben, so aber schauderte er vor dem Gedanken, daß er eine Frau nahm, die wachend und schlafend von dem Schatten ihres verstorbenen Mannes verfolgt werde, die mit diesem zu Bette geht und aufsteht.

Die Kranke schlief unruhig, sie hatte schwere Träume.

Fertöy glaubte den Traum der Kranken zu errathen.

Der entsetzliche Rival war anwesend, auf welchen er nicht eifersüchtig sein konnte. —

Seine Hand zitterte, als er den Schlüssel an das weiße Handgelenk befestigte.

Als die kalte Kette die Hand der Schlafenden berührte, hilt sie ihren Athem plötzlich an; Schrecken und Entsetzen malte sich in ihren Zügen, ihre Lippen öffneten sich, sie stöhnte, und als die Kette an ihrer Hand befestigt war, da schrie sie auf: Henker laß ab!"

Dann wendete sie sich um und schlief ruhig.

Was sie wohl über diesen Traum in ihr Tagebuch schreiben wird?

Fertöy blieb nicht länger im Zimmer, er läutete der Kammerfrau, und trug ihr auf, bei Seraphine bis zum Morgen zu bleiben. Er selbst eilte in sein Gemach.

Seraphine schlummerte dann ruhig und in der folgenden Nacht tanzte sie auf dem Ball.

Mehr als ein Vergehen; ein Fehler.

Fertöy ließ den Plan fahren, einen reichen Hausfreund aufzujagen.

Seitdem er wußte, wer in dem Schlafzimmer seiner Gemahlin verborgen, wenn sie sich zurückzieht, hatte er keine Lust einen Rivalen zu suchen.

Aber die Prosa des Lebens laßt sich durch Phantome nicht befriedigen.

Fertöy mußte um jeden Preis Geld haben, man verlangte die Rechnungen von ihm.

Sein Ansehen und sein Kredit war wohl noch immer groß, aber wir wissen, daß nur ein kleiner Schneeball, wie ein protestirter Wechsel, sich in Bewegung setzen darf, damit die ganze Lawine ins Rollen gerathe.

Am Morgen nach dieser traurigen Entdeckung schickte Fertöy nach Herrn Bärsing.

Der treue Schüler, der jetzt schon auf eigene Faust hantirte und sich Doctor nennen ließ, beeilte

sich bei seinem einflußreichen Prinzipal zu erscheinen, der ihn diesesmal noch freundlicher als sonst empfing.

— Lieber Freund! Ich glaube, es wäre gut, die Hargithay'sche Angelegenheit endlich zum Abschluß zu bringen. Ich bitte Platz zu nehmen.

— O, ich danke. Es freut mich sehr, daß unsere Wünsche sich begegnen. Ich selbst halte es an der Zeit, die Sache zu erledigen.

— Der Termin ist ja noch weit. Keine Zigarre gefällig?

— Ja wohl, aber die Vorbereitungen nehmen Wochen in Anspruch. Ich bitte ein wenig Feuer.

— Sie glauben also wirklich das unser Testament verbrannt ist?

— Freilich ist es zu Asche verbrannt.

— Können Sie sich Gewißheit darüber verschaffen, daß es nicht mehr ans Tageslicht kommt.

— Ich weiß es ganz genau.

— Denn darüber müssen wir Gewißheit haben für den Fall, als ... Fertöy fand keinen Ausdruck, um die Sache zu nennen.

— Wenn wir das verbrannte Dokument aus der Asche wollen erstehen lassen, sagte Bärsing so kalten Blutes, als ob es sich um nichts Anderes handelte, als aus der Asche, die er von der Zigarre schlug, eine neue Zigarre zu schaffen.

Fertöy nickte stumm, sprach aber mit keinem Worte aus, daß er einverstanden sei.

Bársing wollte aber um jeden Preis das Wort aus ihm herausbringen.

— Das Ganze ist blos eine „pia fraus."

— In Wahrheit „pia?"

— Ohne Zweifel. Wenn von dem Zustandekommen eines Documentes die Rede wäre, das niemal existirt hat, so könnte nie Bársing dazu rathen, das würde ein Bársing mit der tiefsten Indignation zurückweisen, da würde ein Bársing nicht Anstand nehmen, es einen Betrug zu nennen; hier aber handelt es sich um die Reproduktion eines Documentes, welches bereits existirt hat, welches uns gehörte, welches wirkliche und gefertigte Ansprüche in unsere Hand gab; wir haben es niemanden entlockt, Niemanden abgezwungen; wir wurden aus freien Stücken eingeladen es anzunehmen, und es ist auch nicht unsere Schuld, daß es währeud der traurigen Revolution vernichtet wurde. Die traurige Revolution hat außerordentliche Situationen geschaffen, welche die Menschen in außerordentliche Umstände versetzten, in welchen mann wieder zu außerordentlichen Handlungen genöthigt war. Wie viele Menschen kamen zum Beispiel in die Lage, auf Grund falscher Wechseln und durch falsche Gläubiger ihr Vermögen sequestriren zu lassen, weil es sonst konfiszirt worden wäre. War dies nicht etwa keine pia fraus? Und machte die Welt ihnen einen Vorwurf daraus?

— Von der Welt wollen wir nicht sprechen, mein lieber Freund; die Welt hat ihre ganze eigenthümlichen Ansichten, besonders wenn es sich um Regierungsorgane handelt. Da ist es der Richter, welcher beruhigt werden muß.

Bei dem Worte „Richter" legte Fertöy zufällig die Hand auf die Brust, was Bársing glauben machte, daß sein Freund den „inneren Richter" meine.

— Ah, ah, mein lieber Freund, mein Gewissen ist darüber nicht in Unruhe. Nicht die etlichen tausend Gulden die für mich legirt wurden, bewegen mich; aber der Wille des verstorbenen ist mir heilig. Wir sind die Vollstreckung des Testamentes dem Todten schuldig. Könnte ich ruhig schlafen, wenn ich Hargithay's letzten Willen nicht erfüllt hätte? Wie soll ich einst in der anderen Welt vor ihm hintreten?

Fertöy konnte sich des Lachens nicht enthalten. Bársing aber redete sich immer tiefer in eine emphatische Stimmung hinein.

— Sie wissen mein geehrtester Freund, daß dieses Testament nicht blos uns interessirt, sondern auch gemeinnützige Anstalten betrifft; Schulen, Kirchen, Spitäler und Armenhäuser. Ich finde in dieser Sache eine moralische Größe.

Bei diesen Worten sprang Bársing von seinem Sitze auf, damit seine moralische Größe desto größer sei.

Jetzt aber lachte Fertöy unmäßig.

— Nicht von dem Gewissen spreche ich, mein lieber Freund, das geht die Pfaffen an; ich meine die weltlichen Richter. Ein solcher Spaß kann unter Umständen theuer zu stehen kommen.

— Aber diese Umstände können eben nicht eintreten, wenn wir alle Vorsichtsmaßregeln genau beobachten. Den Text des Testamentes habe ich geschrieben, er ist bei mir in erster Abschrift vorhanden, es wird daher gar kein Unterschied sein.

— Aber die Unterschrift und die Siegel?

— Bezüglich zweier sind wir glaube ich gesichert.

— Vielleicht, aber die übrigen drei?

— Die sind ebenfalls am Leben.

— Aber diese wollen Sie doch nicht in die Sache einweihen?

— O nein. Aber sie können Unterschrift und Siegel ohne ihr Wissen auf ein Document setzen.

— Auf welche Weise?

— Die werde ich Ihnen sogleich sagen. Sie richten in einem Schreiben an die drei abwesenden Zeugen die Frage an dieselben, ob sie keine Kenntniß davon haben, daß Bärsing das fragliche Document in das Archiv hinterlegt, dann aber wieder aus demselben herausgenommen habe.

Sie hätten gegründeten Verdacht, daß Bárſing Kenntniß davon habe, wo das Testament sich befindet und sich dieses Geheimniß theuer bezahlen lassen wolle.

Fertöy lächelte darüber, wie Bárſing ihm den Rath gab, wie er ihn zu verleumden habe.

— Diese werden dann antworten, daß sie von der Sache nichts wissen. Dann gibt es einen vortrefflichen Kopirer der die Unterschriften ganz nach Belieben aufs Papier setzen kann.

Fertöy wußte wohl, daß dieser geschickte Mensch niemand Anderer als Bárſing selber sei, war aber doch so boshaft, zu fragen, ob er nicht besorge, daß dieser Abschreiber ihn verrathen könne.

— O, bezüglich dieses Menschen bin ich außer Sorgen, und was die nothwendigen Siegel betrifft, so werden diese auf den Briefen sein, die Sie erhalten, und Sie werden diese mit der Schere ablösen.

— Das ist ja eine vollständige Fälschung. Geben Sie mir zwei Wochen Zeit, dieß zu überlegen, dann werden wir über die Sache ausführlicher sprechen. Bis dahin werde ich vielleicht eine weniger gefährliche Lösung herbeiführen.

— Wie, glauben Sie vielleicht, sich mit der jungen Frau verständigen zu können?

— Ich bin dessen gewiß. Haben Sie schon gehört, daß Judith ein Söhnchen geboren?

— Ah rief Bársing mit Schadenfreude und biß mit seinen großen Zähnen ein Stück seiner Zigarre ab. Ein prächtiger Skandal, ein köstlicher Skandal!

— Warum ein Skandal?

— Eine Wittwe! es sind ja bereits vierzehn Monate verstrichen, seit dem Láway gestorben.

— Ah, so?

— Wer wohl der Vater des Kindes sein mag?

— Ich kenne ihn.

— Wer könnte es wohl sein?

— Da Sie mich in ihre Geheimnisse einweihten, so will ich Ihnen auch mein Geheimniß mittheilen, aber ich bitte Sie, dieses eben sowohl zu bewahren, wie ich das Ihre bewahre.

— Daß ist ganz natürlich. Wer mag also der Vater des Kindleins sein?

— Niemand anderer, als der Gemahl Judith's Béla Láway!

— Ah, seit vierzen Monaten!

— Ja wohl, seit vierzen Monaten hält sie ihn in ihrer Wohnung verborgen und spielt vor der Welt die Wittwe, die Courtisane.

— Ah, das ist nicht möglich. Es ist nicht möglich, daß eine Frau den Hohn und Spott ertrage, der von allen Seiten auf sie eindringt, wenn sie ihn nicht verdient, blos um . . .

— Blos um die Spürhunde irre zu leiten.

Herr Bársing biß jetzt seine Zigarre in der Mitte entzwei und klagte daß man Katzenenhaare in die Zigarre wickle.

— Ich wußte es längst, fuhr Fertöy fort, und ich wollte blos das Ereigniß abwarten, welches ich vorhergesehen.

— Und Sie nehmen nicht Rache an Láway?

— O nein! Es gefällt mir außerordentlich, daß sie einander so lieben. Ich bitte Sie daher sehr, mein Geheimniß nicht zu verrathen. Trüben wir nicht ihr Glück, zerstören wir nicht das Nest der Nachtigallen.

— Es wundert mich, daß Sie dem Burschen so wohlwollen.

— Mich auch. Aber sehen Sie, es gibt Gefühle, die man beschützen muß. Ein solch edles Gefühl ist die Liebe Judith's für ihren Mann. Sie opfert ihre Stellung, ihren Ruf für ihren Mann; würde sie nicht vielleicht einen Prozeß wegen eines Vermögens aufopfern, in dessen Besitz sie noch nicht war?

Bársing fing jetzt an, Etwas von der Großmuth Fertöy's zu begreifen.

— Rache thut mir viel weniger Noth als Geld. Was würde ich gewinnen, wenn ich Béla's Versteck verriethe? Vielleicht gelänge es ihm, sich zu flüchten, und schließlich wird eine Amnestie auch auf ihn sich erstrecken. Aber ich muß ihn zwingen vor mir

zu erscheinen. Dazu habe ich einen vorzüglichen Plan. Ich werde sie zu zwingen wissen, daß sie mir eingestehen: „Wir sind beisammen." Dann halte ich sie in meiner Hand. Dann werde ich zu Judith sagen: Sehen Sie, es ist besser, mit mir in Freundschaft als in Unfrieden zu leben. Ich könnte Sie jetzt in endlose Gefahren stürzen, aber ich thue es nicht. Gleichen wir uns aus. Der Preis meiner Freundschaft ist ein Ausgleich bezüglich des Testamentes. Und Judith wird dareinwilligen.

Bärsing schüttelte den Kopf.

— Glauben Sie mir, so sicher als ich dieses Weib und diesen Mann hasse, so sicher ist es, daß sie für einander zu der tollsten Großmuth bereit sind.

Bärsing schickte sich zum Gehen an.

— Von Ihrem Plane in zwei Wochen; bis dahin bleibt mein Geheimniß unter uns.

Die beiden Ehrenmänner drückten einander die Hände und gelobten sich gegenseitig, zu schweigen.

Was während diesen zwei Wochen geschehen, das konnte Bärsing nicht erfahren; eines schönen Morgens aber erhielt er ein sorgfältig versiegeltes Paket von Fertöy. In dem Paket waren drei Briefe, ein vierte war von Fertöy. Fertöy schrieb ihm, daß er in die Reproduktion der Documente nicht einwillige. Herr Bärsing könne aus den beigelegten drei Briefen ersehen, daß die Zeugen von den weite-

ren Phasen des Testamentes nichts wissen, den Plan bezüglich Judith's habe er ganz fallen gelassen, dessenungeachtet willige er durchaus nicht in den Plan Bärsing's.

Bärsing wußte nun, woran er sei. Fertöy hatte soviel Aufmerksamkeit, um die Siegeln an den drei Briefen nicht zu verletzen; seinen Namen aber schrieb er, entgegen seiner Gewohnheit, so deutlich als möglich.

Auch er kannte seinen Mann.

Er wußte, daß er Bärsing nur die Mitteln in die Hand spielen müsse, damit er von denselben Gebrauch mache. Und er täuschte sich auch nicht.

Nach einigen Tagen wurde Fertöy von dem betreffenden Amte in Kenntniß gesetzt, daß das Document durch Bärsing im Originale vorgewiesen wurde.

Jetzt hatte Fertöy nur eine Besorgniß, und er säumte auch nicht, diese seinem Freunde bei seiner ersten Begegnung sogleich mitzutheilen, ob er nämlich das Testament auf geschöpftes Papier geschrieben.

(Denn wenn er zufällig auf Maschinenpapier geschrieben, dann kann das Donnerwetter in die Geschichte schlagen, denn die Zeugen würden den Unterschied sofort erkannt haben.)

Bärsing blinzelte pfiffig mit den Augen.

— Ueber solche Kleinigkeiten pflegt ein Bärsing nicht zu straucheln!

Das Testament wurde allerdings auf geschöpftem Papier geschrieben, und ein ebenso großer zweiköpfiger Adler prangte in der Mitte des Falsifikates, wie jener auf dem Originale, was seinerzeit den Zeugen den Ruf entlockte.

„Was für großer Adler!"

Man hat Bekannte, die man alle drei Jahre einmal sieht; man freut sich außerordentlich, und wenn man von einander scheidet, so zerbricht man sich den Kopf darüber, was jener wohl für Ursache gehabt haben mochte, Einen zu besuchen.

Eine solche Bekannte hatte die alte Lávay an der kleinen Perflex.

Manchmal sahen sie sich kaum Jahrelang, dann befragte man sich gegenseitig nach dem Befinden; die Blum erkundigte sich nach dem Söhnchen der Frau Lávay, das mittlerweile sich zum Advokaten herausgewachsen, und Frau Lávay erkundigte sich nach dem Befinden der drei Fräulein der Frau Blum, welche sich mittlerweile auf sieben vermehrt hatten.

Im Jahre 1849 sahen sie sich einander öfter, denn Frau Blum kam oft zu Seraphine; in den Nothtagen lebte die längst vergessene Bekanntschaft wieder auf, um mit der Zeit wieder einzuschlafen.

Ihr Zusammentreffen beschränkte sich dann blos darauf, daß Frau Lávay zuweilen, von ihrem

Obstgarten kommend, an dem Garten der Frau Blum vorüberging und bei dieser Gelegenheit ein Gruß gewechselt wurde. Die alte Frau hatte keine Lust, sich in einen längeren Diskurs einzulassen; drinnen war gewöhnlich geputzte Gesellschaft, in welche sie mit ihrem einfachen Kleide nicht gepaßt haben würde. Aber sie war zu solcher Zeit auch müde, denn sie hatte den ganzen Tag über gearbeitet wie ein Taglöhner.

Eines schönen Sommertages kam die Perfler in den Garten der Frau Lávay; sie kam in Begleitung eines alten Beamten, der nicht ungarisch wußte; Frau Lávay aber verstand nicht deutsch.

— Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Sie nicht zu besuchen, so verlockend winken Ihre schönen Obstbäume. Bei mir wollen sie nicht recht gedeihen, obgleich mein Gärtner alles mögliche aufbietet.

— Mein Gärtner aber macht es folgender Weise; ich komme im Frühling in den Garten und rühre fleißig die Hände, und ruhe nicht bis im Spätherbst.

— Ja, dies sind allerdirgs hübsche Reine-Claude's; ich glaube nicht, daß sie in Versailles schöner sind, „Nicht wahr, Herr Gruber?"

— Ja wohl antwortete Herr Gruber, der übrigens gar nicht wußte, wovon die Rede war.

Frau Lávay setzte ihren Gästen ein Körbchen voll reifer Pflaumen vor.

— Aber meine Melonen sind schöner, sagte die Blum, als sie zwischen den Melonenbauten spazirten; ich habe schon reife Melonen, und besonders die Marseiller, die sind so süß wie Zucker. „Nicht wahr Herr Gruber?“

Herr Gruber merkte an dem Gesichtsausdrucke der Sprecherin, daß von irgend einer guten Speise die Rede sein müsse, und nahm daher nicht Anstand, ein ganz entschiedenes „Ja wohl“ zu sagen.

— Freilich, antwortete die alte Frau, bei Ihnen werden die Melonen in Mistbeeten gepflanzt und unter Glasglocken gestellt, daher reifen sie früher, als bei mir, wo sie allem Wind und Wetter ausgesetzt sind. Dafür entfalten sie sich desto besser und sind nur um so schmackhafter zu ihrer Zeit.

— Ach, wie gut die meinen sind, davon haben Sie gar keinen Begriff. Ich habe eine Ananasmelone, die einen solchen Geruch verbreitet, daß man ihn noch am folgenden Tag im Zimmer wahrnimmt. Dann habe ich eine Turkistaner Gattung, die ein vollständig weißes Fleisch hat, und lauter Saft und Süßigkeit ist. „Nicht wahr Herr Gruber?“

Dies war die schwache Seite der alten Frau.

— Mit riffiger Rinde?

— O nein, sie ist so glatt wie ein Kürbis;

kein Dieb würde sie stehlen, so anspruchslos sieht sie aus. Sie haben keine solche?

— Ach nein, sagte Frau Lávay halb traurig, halb beschämt.

— Nun die müssen Sie doch versuchen; machen Sie mir morgen das Vergnügen Ihres Besuches in meinem Garten.

— Ich danke sehr, ich werde ein Körbchen Pflaumen mitbringen.

Sie mochte nichts schuldig bleiben.

Frau Blum fand es nicht überflüßig zu bemerken, daß Niemand außer ihr und Herrn Gruber anweisend sein werde. Vor Herrn Gruber aber könne man alles Mögliche sprechen.

Herr Gruber verstand aber von der ganzen Konversation doch so viel, daß er das kleine Körbchen voll Pflaumen nach Hause tragen müsse.

Nachdem die alte Frau schließlich ihren Gästen alle Obstbäume gezeigt hatte und von jeder Obstsorte einige Stücke mit auf den Weg gegeben, begleitete sie dieselben bis an die Straße, kehrte dann in den Garten zurück und fing nun an, darüber nachzudenken, was wohl die Blum zu dem Besuche veranlaßt haben mochte, und warum diese sie zum Besuche eingeladen. Ich habe kein Geld, sagte sie sich, mit welchem ich wuchern könnte, ich habe keine vornehmen Verbindungen, und nicht einmal einen Sohn

habe ich, welchem zu Liebe man sich um meine Freundschaft bewirbt.

Bei diesem letzten Gedanken verweilte sie.

Wäre dies oder jenes geschehen; hätte sie doch Béla zum Ingenieur erzogen; hätte sie doch eine Frau für ihn gesucht; wären sie doch nicht in die Stadt gekommen, wären sie nur schlichte Landleute geblieben, wenn nur Béla nicht in den Krieg gezogen wäre; wäre er bei der National-Garde geblieben; hätte er sich doch zu seiner Mutter geflüchtet; hätte er nur eine Frau gehabt, die ihm Gnade zu erwirken im Stande wäre — dann stünde auch sie nicht so verlassen da.

Zum Glück suchte Niemand ihre Gesellschaft, und erfährt sie daher auch nicht, was für einen Ruf ie Wittwe ihres Sohnes hat.

Am folgenden Tage legte sie doch Festkleider an und besuchte die kleine Perflex in ihrem Garten.

Die kleine lustige Frau empfing Frau Lávay sehr herzlich, und in der That war im Garten Niemand außer der Gesellschafterin und Herrn Gruber anwesend. Frau Blum unterhielt die alte Frau ganz vorzüglich; sie trug ihr nicht nur frisches Obst, sondern auch frischen Tratsch auf, den bejahrte Damen niemals unwillig anhören.

Der Bräutigam des Fräulein X. machte sich vor der Trauung aus dem Staube, weil er hörte, daß sein zukünftiger Schwiegervater dem Ruine nahe

sei. Herr Y. wurde irrsinnig und lief unbekleidet durch die Straßen. Bei einer Trauung habe nicht die Braut, sondern der Bräutigam geweint. Herr Qu. ließ seine Frau einen Eid ablegen, daß sie ihm nicht untreu geworden. Ein vierschrötiger Bauer habe Herrn R., den er in seinem Gehege gefunden, tüchtig durchgewalkt. Ein vornehmer Herr habe seine Köchin geheirathet und jetzt wolle ihn Niemand besuchen. Ein alter Junggesell wollte eine alte Wittwe heirathen, die ihm zurückwies; er heirathete dann die Tochter. Hundert derlei Geschichten erzählte Frau Blum, und die gute alte Frau gab sich bereits dem Glauben hin, daß der gestrige Besuch und die heutige Unterhaltung keinen andern Zweck, als eine harmlose nachbarliche Zusammenkunft hätten.

Plötzlich aber fährt eine Chaise in den Hof, und bald tritt Herr Fertöy ins Zimmer.

— Was für Wetter hat den Menschen hieher gebracht, flüsterte Frau Blum der alten Frau zu. Laut sagte sie dann: Ah, Herr von Fertöy. Eine Unendlichkeit, seitdem ich das Vergnügen hatte, Sie kommen gerade recht. Wir haben heute die Melonenlese.

— Ihr ergebener Diener, meine Damen; ich küsse die Hände, meine schöne Gnädige. Mein Weg führte mich vorüber, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, meine Freunde nicht zu besuchen. Bin sehr erfreut, auch Frau Lávay hier zu finden.

Fertöy setzte sich hierauf an den Tisch und nahm von der angebotenen Melone.

— Im Grunde sind wir doch Verwandte, sagte er, zu Frau Lávay gewendet, aber weiß Gott, unsere Verwandtschaft geht arg in die Brüche.

— Nicht, daß ich wüßte, entgegnete Frau Lávay kalt; wenn auch mein armer Sohn gestorben ist, lebt doch meine Schwiegertochter, die seinen Namen führt. Sie essen die Melone mit Zucker, versuchen Sie sie lieber mit Salz.

— Ich danke. Ich weiß wahrhaftig nicht wie lange sie den Namen noch führen wird.

— So lange es ihr gefällt; bis sie heirathet.

— Es scheint daß Sie lange nichts von Judith gehört haben?

— Ich lese die Zeitungen und diese loben sie ungemein.

— Will hoffen, daß sie nicht ihr Privatleben preisen.

Die alte Frau kannte das Verhältniß zwischen Judith und Fertöy und war daher nicht überrascht, daß er sich lieblos über sie auszusprechen anschickte. Sie war entschlossen Judith zu vertheidigen.

— Ach, von Schauspielerinen erzählt man sich gar mancherlei, woran kein wahres Wort ist. Eine andere Frau kann thun was sie will, eine Schauspielerin aber wird erbarmungslos verleumdet. Uebrigens wenn Sie so große Lust haben zu kehren, so

werden Sie wohl vor Ihrer eigenen Thüre zu kehren finden; nicht wahr, Herr Gruber?

Die kleine Blum konnte sich vor Lachen kaum halten, und schob die Ursache ihrer Heiterkeit Herrn Gruber zu, welcher in seiner Verlegenheit über das unverstandene Thema nicht sogleich mit seinem „Ja wohl" herausrücken konnte, und an einem Bissen Cantaloup beinahe erstickte.

Herrn Fertöy erging es wie der Brillenschlange, deren Kamm immermehr anschwillt, je mehr sie gereizt wird.

— Es ist wahr, daß man den armen Schauspielerinen vieles nachsagt, woran sie gewöhnlich unschuldig sind; dennoch bin ich meinerseits kaum geneigt zu glauben, daß sich die olympische Fabel Juno's und ihres Sohnes Mars, Judith zu Liebe, wiederholt haben sollte.

— Sie wissen es gut, mein Herr, daß ich mich auf die lateinischen Fabeln nicht verstehe und demnach auch nicht wissen kann, wie es der Juno ergangen.

— Die Geschichte ist einfach. Juno roch an einer Blume und gebar davon ihren Sohn Mars.

Die alte Frau legte das gläserne Messer, welches sie zu ihrer Melone benützte, auf den Tisch und frug bedächtig:

— Was spricht der Herr da.

— Sollten Sie keine Kenntniß davon haben, daß Judith dieser Tage einen Sohn gebar?

— Nein, nein; das kann nicht sein! . . rief die alte Lávay aufgeregt, mit der flachen Hand auf's Tisch klopfend . . . das ist nicht möglich.

— Und dennoch ist es so. Judith versuchte es nicht einmal die Sache zu verheimlichen, denn sie hat ihr Kind bei sich behalten und zeigt es einem Jeden, der sie besucht.

— Das ist ja fürchterlich, wenn das Warheit ist! stammelte die alte Frau mit bleichem Gesichte . . . Es sind bereits vierzehn Monate her, daß mein Sohn Béla gestorben.

— In der That es sind vierzehn Monate, und das Gesetz gibt nur auf eilf Monate Kredit.

— Wenn es wahr wäre? murmelte die Alte und wollte noch immer nicht glauben.

— Man kann sich am besten überzeugen, wenn man hingeht und mit eigenen Augen sieht.

— Ha, ha, Sie haben Recht; ich werde gehen. Gleich will ich mir meinen Paß verschaffen. Aber der Herr muß auch mitkommen.

— Jedenfalls. Und wenn sich meine Behauptung bewahrheiten sollte, was dann? . . .

— Ich weiß es noch nicht was geschehen wird. Vielleicht werde ich wahnsinnig. Vielleicht reiße ich ihr die Brut aus den Armen, und erwürge sie vor

den Augen der Mutter; vielleicht tödte ich sie und auch mich.

— Diese Thorheit werden Sie wohl nicht begehen, sondern Sie werden Judith zwingen, dem Namen, welchen sie geführt und entehrt hat, zu entsagen.

— Sie haben Recht, ich habe nunmehr nur mit dem Namen, und nichts mehr mit der Person zu thun, ich werde mit kaltem Blute zu ihr sprechen... sie muß schriftlich dem Namen meines Béla's entsagen.... dann werde ich sie verachten und verlassen.... doch nein, nein! Ich will Leute für Geld dingen, welche ihr, wenn sie im Theater auftritt, einen Zwiebelkranz zu den Füßen werfen, und sie auspfeifen.

— Bleiben wir nur bei unserem ersten Plane. Sie werden ihr Ihren, und ich ihr den Namen der Familie Hargithay entziehen. Wir wollen vereint handeln, die Hand darauf.

Frau Lávay drückte die Hand ihres ärgsten Feindes und gab ihm das Versprechen, ihm bei jenem bösen Werke behilflich zu sein, welches ihr Liebstes zu vernichten drohte; der Zorn, die Scham hatte sich ihrer ganzen Seele bemächtigt.

Sie vermochte nicht länger in dieser Gesellschaft zu verweilen, und schickte sich zum Gehen an.

Die Blum hielt sie zurück.

— Es soll ja erst das Gefrorene kommen.

— Danke, bin bis in meine Seele erfroren.

Die Hausfrau machte Herrn Fertöy Vorwürfe.

— Es war unrecht, das jetzt zu erwähnen. Sie haben uns unsere ganze Unterhaltung verdorben. Wir fühlten uns so wohl, bis Sie nicht kamen, Sie böser Mensch.

— Lassen Sie ihn .... unterbrach die alte Lávay die geschwätzige Hausfrau, und legte ihre Hand auf die Schultern Fertöy's... Er ist der einzige aufrichtige Mensch, mein einziger wahrer Freund. Alle andern haben mich belogen, haben mir die Wahrheit verheimlicht, bis mir der Koth über den Kopf wuchs; das ist der einzige redliche Mann, welcher mich herauszog .... Ich danke Ihnen mein Herr, danke Ihnen. Ich habe Sie nie leiden mögen, habe Sie stets gemieden; von heute an achte ich Sie als mein einzigen guten Freund.

Damit schwang sie ihr großes Tuch um den Hals und schickte sich an, zu gehen.

Die Blum wollte sie zurückhalten, äußerte ihr Bedauere, daß es so gekommen .... Ich möchte es nicht für die ganze Insel geben, wenn ich Sie für heute nicht gerufen hätte, ... welch ein Unglück.

Im Gegentheil bin ich Ihnen sehr verpflichtet, daß Sie mich geladen, ich freue mich außerordentlich darüber; nie werde ich Ihnen diese Freundlichkeit vergessen, Gott segne Sie dafür. Die Melonen waren prächtig, doch werde ich mir keinen Samen erbitten.

Damit ging sie geraden Weges in die Stadt.

Es brühten alle bitteren Gedanken in ihrer Seele; sie bemerkte gar nicht, wenn sie Jemand auf der Gasse gegrüßt, kleine Buben, ihre Taufkinderchen küßten ihr die Hände, auch die sah sie nicht, sie schritt nur vorwärts, bis sie auf den Dreifaltigkeitsplatz kam. Dort schaute sie sich um, wo denn jenes Amt sein soll, allwo sie einen Reisepaß sich holen müsse.

Sie wollte nicht herumfragen, und von sich selbst fand sie nicht dahin. Andere Zeiten, andere Menschen sind über die Stadt gekommen, mit denen sie nicht einmal sprechen konnte.

Wie sie da herumspähete, da sieht sie ihren alten Bekannten, den Herren von Kolbay, das alte Haus, vom englischen Garten her auf sie zukommen.

Sie eilte ihm entgegen.

— Nun freue ich mich wirklich, daß ich meinen guten Herrn treffe. Sie kommen mir wie gewünscht.

— Wirklich? frug der alte Herr; sehr erheitert über den Gedanken, daß es noch ein lebendes Wesen auf der Welt gibt, das sich darob freut, wenn es ihn kommen sieht. Und womit könnte ich Ihnen dienlich sein, gute Frau?

— Das werde ich Ihnen schon sagen, will's aber nicht hier auf der Gasse thun. Will Sie um

eine Gefälligkeit bitten: kommen Sie zu mir ins Haus, dort werd ich's erzählen.

— Mit tausend Freuden! Hätte mir's nie gedacht, daß ich noch eine Gefälligkeit Jemandem zu erweisen fähig sei. Eilen wir denn, doch ist mein Haus noch näher, wir könnten da von der Gartenseite gleich hingelangen: dort könnten Sie mir erzählen, was Sie befehlen.

— Auch gut.

Man konnte vom englischen Garten aus nächsten Weges in das Haus Kolbay's gelangen, dessen Gartenseite auf jener Gasse lag; der alte Herr machte die Thüre des Plankens auf und ließ Frau Lávay voran.

Ein trauriger Garten war das: eben so alte verwitterte Bäume, wie ihr Herr, gerade so zerschnitten, zersägt; keiner bringt mehr eine Frucht, nur an ihren Seiten wachsen noch krankhafte, welke Wassertriebe; auch das Gras will darin nicht mehr grünen, und die Blumen wollen nicht Knospen treiben, nur ein mächtiger Ephen läuft herum mit seinen Ranken über Mauer, und dürre Birnenbäume, vielleicht ein Sprößling aus dem Heldenkranze des tapferen Recken, der fortwächst in die Jahre hinein, daweil das Andenken der Thaten des Helden in Staub zerfällt.

Dort war eine Laube aus Jerichorosen, darin ein morscher Tisch, und eine wackelige Bank; dort hieß er Frau Lávay sich niederzusetzen.

— Ich weiß es, daß Sie lieber im Garten bleiben. (Wollte sie nicht in die Zimmer führen; dort gibts Unordnung!)

— Danke: wünsche mich wirklich zu setzen, obwohl nicht müde; aber meine Füße sind wie Blei.

— Also womit kann ich Ihnen zu Diensten stehen?

— Das ist eine schwere Sache. Will morgen nach Pest: wollte einen Reisepaß haben; mich eckelt's aber hinzugehen in das Amt, daß man mich dort hin und her stoßen soll, und herumfragen: kann gar nichts deutsch; daß man mich auslache. Es könnte noch Jemand mit mit grob sein, und den würde ich recht ausmachen.

— Also Sie wollen, daß ich Ihnen einen Paß verschaffe, ohne daß Sie persönlich hinkommen? Nichts leichter als das.

— Wollen Sie's thun, mein guter Herr? der liebe Gott segne Sie dafür.

— Warum sollt' ich' nicht thun; bin ja gut bekannt mit all den Herren; kostet nur ein Wort von mir. Also wollen Sie nach Pest?

— Ja. Nur auf einem Tag.

— So werden Sie doch besuchen Ihre liebe, brave, gute Schwiegertochter?

— Lieb? Brav? Gut? Und Schwieger-tochter? sagte bitter die Frau, warum sagen Sie

nicht auch noch: „jenes tugendsame Weib?"

— No! Was ist das, frug der Major höchst erstaunt.

— Ja wohl; ich will besuchen dieses — Weibsbild! aber meinen Besuch wird sie nicht unter ihre Feiertäge notiren.

— Nur Ruhe! Nur nicht ins Feuer kommen.

— Was Feuer? Gift habe ich bis hieher! Bis in die Haaresspitzen. Ja wohl, zu ihr will ich, aber um Gericht zu halten, ein schreckliches Gericht.

— Gute Frau, ich weiß nicht was Sie gegen Ihre Schwiegertochter haben? daß es aber eine Ungerechtigkeit ist, soviel weiß ich. Es giebt wenig Weiber auf der Welt, vor denen ich den Hut ziehe: bei ihr thue ich es, wenn ich nur ihren Namen höre. Ich weiß nicht, womit man sie bei Ihnen verläumdet hat, aber ich sage es Ihnen, daß wenn ich es als greifbare Wahrheit in den Händen hätte, so würde ich sagen, eine Lüge ist's, ich glaube es nicht, selbst wenn ich es sehe.

— Mein Herr! Kleinigkeiten bringen mich nicht auf; ich gehe keinem Geklatsch nach; aber dieses ist eine so unverhüllbare Schande, was dieses Weibsbild auf mein graues Haupt, auf das Grab meines Béla gebracht, daß ich mich fürchtete mit meinem lieben

Sohn im Jenseits zusammenzutreffen, wenn ich es nicht strafen sollte.

— Ich frage nicht darnach, will es auch nicht hören, was man Ihnen erzählt haben mag; ich sehe blos das Bild vor mir, wie ich sie zum letztenmal gesehen. Das Weib, welches fähig war auf jenen Gedanken zu kommen, und selben so auszuführen; das wird keine Schande auf das Grab ihres Mannes bringen. Man betrog Sie, arme Frau.

— Nein. Es ist Gewißheit.

— Erinnern Sie sich noch daran, gute Frau, wie ich einst von Ihnen ein Bündel Stroh verlangte — zu einem Sitz in dem Bauernwagen; da sagten Sie mir: „ich gebe keines; ein andersmal einen Sack voll Saffran, jetzt keinen Strohhalm, denn Sie wollen auf Menschenjagd gehen. Ich warne Sie: gehen Sie nicht, denn Gott verleiht demjenigen kein Glück, der seinen Mitmenschen verfolgen geht. Es geschah so, wie Sie mir gesagt. Gott hat mich gezüchtigt dafür, daß ich auf die Verfolgung eines Menschen ausging. Ich selbst fiel in die Falle hinein; man schimpfte mich herunter, wie einen Schuljungen, wie einen Deserteur, und ich mußte erleben, daß ich erröthen soll. — Nun gute Frau, jetzt gebe ich Ihnen den Borg zurück: den guten Rath: gehen Sie nicht auf eine Menschenjagd, denn es kann geschehen, daß Sie ein anderes Wild erlegen, als welches sie jagten;

nehmen Sie den guten Rath eines alten Mannes an, der keine Ursache mehr hat Jemanden guten Rath zu urtheilen. Reisen Sie nicht nach Pest; bleiben Sie zu Hause. — Jetzt gebe ich Ihnen kein Bündel Stroh — ich verschaffe Ihnen keinen Reisepaß.

— Gut: also werde ich mir selbst einen verschaffen: damit sprang die Lávay auf und ging ohne zu grüßen von dannen.

Kolbay rief ihr noch nach.

— Frauchen! geben Sie Acht! Erinnern Sie sich meiner Menschenjagd. „Wer das Reh jagt, trifft auf den Löwen" Sie werden Ihre Familie in großes Unglück stürzen.

Doch die alte Frau hörte nicht auf ihn, sie schlug die Thüre hinter sich zu und eilte nach Hause.

Wie sie bei ihrer Thüre eintrat, da erwartete sie schon ihr Dienstmädchen mit einem Briefe, den so eben ein Diener überbracht hatte.

Frau Lávay erbrach das Couvert. Es enthielt einen Reisepaß für sie auf ein Jahr ausgestellt.

Herr von Fertöy war gefälliger, wie der Major, während dieser die alte Frau abgewiesen, derweil hatte er den Reisepaß für Sie besorgt und ins Haus gesendet.

In einem Zimmerchen, dessen Größe kaum fünf Schritte in der Länge und Breite betrug, dessen Fenster stets verhängt und wo der Stubenboden mit

weichen Teppichen bedeckt war, um den Schall der Tritte zu dämpfen, dessen ganze Einrichtung aus einem Bette und einem Schreibtische und Stuhl bestand, wohnte seit vierzehn Monaten in stiller Zurückgezogenheit Béla Lávay.

Es gibt Leute, die dieses Zimmer einen Kerker nennen würden. Es geht auf Eins heraus, eingesperrt zu sein hier oder dort, nur die Aussicht durch's Fenster sei verschieden.

Dem wirklichen Gefangenen geht es noch besser, denn er darf sich zweimal des Tages in der freien Luft bewegen.

Oder ist es etwa kein Kerker, wenn Jemand aus jener Welt, in welcher er früher gelebt, ausgeschloßen wird; für Einen, der Freunde, anregende Unterhaltungen gekannt, der von jeder Saison weiß: „jetzt gibt es Bälle, meine Freunde tanzen in den von Wohlgerüchen duftenden Räumen ihrer Säle Walzer und Polka; unter meinem Fenster aber werkelt ein Landstreicher, oder auch ein invalider Honvéd ganz neumodische Weisen. Berühmte Virtuosen, Künstler, Ballerinen tragen ihre Kunst auf der Bühne zur Schau; Mimen afrikanischer und anderer Farbe deklamiren italienisch, französisch und englisch; und dieser Eine darf nicht gehen, diesem Einen ist dies Alles wie aus seinem Leben herausgestohlen. — Der Frühling rückt an, er ist da mit

all' seinen Herrlichkeiten; dem Gefangenen verkündet ihn nur der Monatsrettig; dann folgen die Bälle im Kaiserbade, das Wettrennen, er sieht nur die Programme von alledem. Die Leute gehen auf Reisen, in die Bäder, auf die Jagd und in die Wein lese . . . er sitzt zwischen seinen vier Mauern und gewöhnt sich an's Sterben.

Doch nein, es ist nicht so.

Derjenige, welcher an der Nordseite der Bäume das Moos wachsen läßt, um dieselben gegen den Frost zu schützen, hat auch dafür gesorgt, daß die Einwohner der Kerkerzellen nicht dem Wahnsinne verfallen.

Bei den Bewohnern dieser Zellen schläft die Leidenschaft ein, sterben die Wünsche, und die Fantasie erstarrt. Spiele, mit welchen sich draußen Kinder unterhalten, füllen die Seele des Gefangenen aus. Der nächstbeste Gegenstand erregt sein Interesse, ihn stören die Sorgen der Außenwelt nicht, schließlich gewöhnt er sich dermaßen an seine vier Wände, daß er sich fürchtet, von ihnen zu scheiden; daß er sich einbildet, diese vier Wände seien für ihn die ganze Welt.

Und erst wenn diese Welt einen Schutzengel, wie es Judith für Béla war, besitzt, wenn in dem Kerker ein neues Licht, das Lächeln eines Kindes dringt? der Gefangene brütet aus diesem Lächeln

einen ganz neuen Lebensplan, eine ganze Märchenwelt heraus, Béla hatte nie an die Genüsse der verschiedenen Jahreszeiten gedacht; er war glücklich in dem, was die Seelen der verstorbenen beglückt, wenn sie ungesehen und stumm ihre Lieben umschweben können. . . . .

Es wird vielleicht Niemanden Wunder nehmen, daß Judith nie die Geschichte des Geleitscheines, für welchen sie sich einst so viel bemüht und gelitten, für welchem sie als Todte im Sarg gelegen, Béla erzählt.

Damals war es gut. Für Judith war es ein beruhigendes Bewußtsein, für den Gatten eine Schrift errungen zu haben, welche ihn gegen die größte Gefahr schützte; als aber der Geliebte wieder ihr Eigenthum geworden, als sie ihn besaß, als es in ihrer Macht stand, ihn nicht mehr zu verlieren, wie konnte sie es gestatten, daß er auf einen so schwachen Fahrzeuge sich dem wogenden Meere anvertraue, dessen Ufer noch mit den Trümmern verunglückter Fahrzeuge bedeckt war? . . .

Es ist ja allbekannt, daß es Leute gab, die ihre Schätze vergruben, und nicht das Vertauen hatten, dieselben gegen eine geschriebene Versicherung herzuleihen. . . . . Ist ein Gatte nicht ein theuerer Schatz, als alles Gold der Erde?

Viele von uns werden sich jener Frau erinnern, die ihren Gatten in ihrem Häuschen im Ge-

biete Pest-Ofens verborgen hielt; wo ihn Niemand fand so oft man ihn auch suchte, trotzdem daß er stets zu Hause gewesen . . . aber wo? Unter einem breiten Stein, in der Mitte des Herdes. . . . Wenn die Hausdurchsuchung kam, hob sie den Stein sammt den darauf brennenden Holzscheiten auf, und der Gatte flüchtete in sein Versteck; der Stein wurde an seine Stelle gesetzt, die Frau kochte mit fröhlichem Gesichte weiter, während man den Gatten im Keller und am Boden suchte.

Die Frauen können sehr stark in ihrer liebevollen Eifersucht sein!

Es gab außerdem noch andere bedenkliche Umstände, welche jene Schrift nicht überwinden konnte, denn wenn auch Judith Beruhigung fand, daß das Leben ihres Gatten durch den Geleitschein geschützt sei, so blieb doch die Besorgniß, daß man ihn zum Militär einreichen werde. Im günstigsten Falle mußte man darauf gefaßt sein, daß man ihn nach seinen Geburtsort abschiebe und dort internire.

In diesem Falle hätte sie entweder von ihrem Gatten oder von der Bühne Abschied nehmen müssen.

Schließlich sagen wir es aufrichtig heraus, daß sie so viel verlockend Schönes in dem Gedanken fand, daß nun Derjenige, den sie so lang, mit solcher Wärme und so aufrichtig geliebt, nur ihr Allein und Niemand Anderem auf dieser Welt gehöre, daß kein

einziger seiner Gedanken sich in die frivole Welt verirren könne; daß jener Mann, der ihre ganze Seele ausfüllt, ebenso auf ihre Schritte, auf ihre Stimme lauscht, wie sie einst in ihren schlaflosen Nächten auf seine Stimme, auf seine Schritte gelauscht hatte; daß der vergötterte Gatte nur, ihr ganz ihr gehört, so wie das Kind ausschließlich der Mutter gehört, bevor es das Licht der Welt erblickt! . . .

Es liegt etwas in diesem Gedanken, was die Männer nicht begreifen . . . . Judith war eben eine Frau, und wen sich ein Mann findet, der sie deßhalb verurtheilt so werden sie jedenfells alle Frauen frei sprechen.

Nur Melchior, der junge Arzt, war ins Geheimniß eingeweiht. Er wußte zu schweigen.

An einem Morgen saß Judith an der Wiege ihres schlafenden Kindes und strickte an einen winzigen Röckchen, als sie aus ihren süßen Träumereien durch heftiges Klingeln geweckt wurde.

Judith erhob sich und ersuchte Béla, sich an die Wiege des Kindes zu setzen, bis sie nachsehe wer da komme.

Außerhalb des kleinen Zimmers befand sich noch ein Schlafkabinet, dessen Thüre stets abgesperrt war, um jedes Lauschen zu verhindern.

— So oft ich klingeln höre, erschrecke ich immer . . . sprach Judith . . . ich erwarte deine Mutter.

— Es war gut, doß wir sie durch Melchior benachrichtigen ließen.

— Ich bedauere es, daß ich sie so lange leiden und um dich trauern ließ. Dafür werde ich noch zu büßen haben, denn man muß für Alles büßen.

Es geschah aber, daß unser Freund Melchior an demselben Tage nach Komorn reiste, um Frau Lávay über das Familiengeheimniß aufzuklären, an welchem diese nach Pest fuhr, um von Judith Rechenschaft zu verlangen. Die beiden Dampfer begegneten sich bei Gran; Melchior erblickte die alte Dame am Bord des pester Schiffes, als sie sich eben ganz vertraulich mit Fertöy unterhielt. Melchior errieth allsogleich was Fertöy vor habe. Er stieg bei Almás aus, nahm einen Wagen und eilte nach Pest zurück, wo er aber erst in der Früh anlangte.

Wenn ihn damals nicht jene gefährliche fixe Idee angewandelt hätte, daß es sich für einen hauptstädtischen Arzt nicht gezieme, in staubigen Kleidern Visiten abzustatten, hätte er die alte Frau noch in ihrem Quartier antreffen können; bis er sich jedoch umkleidete, kam ihm Fertöy zuvor und nahm Frau Lávay mit zu Judith.

Als Judith auf das Klingeln die Thüre ihres Schlafgemaches öffnete, und von ihren Dienstboten vernahm, daß draußen eine Frau sei, die sich Lávay nenne und welche in Begleitung eines Herrn komme, ztitterte sie vor dem Zusammentreffen nicht, da sie die

Ueberzeugung hegte, daß der begleitende Herr kein Anderer als Melchior sein könnte! Wie er die Rückreise mit Frau Lávay so schnell machen konnte, war ihr unbegreiflich.

— Lasse sie herein.

Als sich die Thüre öffnete, überzog Todtenblässe das Gesicht Judiths, sie erblickte an der Seite ihrer Schwiegermutter Fertöy.

Vor diesem Manne konnte sie ihrer Schwiegermutter nichts entdecken, sie mußte sich eben auf das Schlimmste gefaßt machen, das war die Strafe, die Strafe Gottes dafür, daß sie der Mutter die Freudenbotschaft vorenthalten; diesen bittern Kelch mußte sie bis zur Neige leeren.

Judith ergab sich. Kaum vermochte sie sich auf den Füßen zu erhalten, sie zitterte an allen Gliedern.

Die Alte Frau bedauerte sie sehr, als die Arme so vor ihr stand, und begann ihr Muth zuzusprechen.

— Zittern Sie nicht vor mir, Madame, ich bin ja in keiner bösen Absicht gekommen. Ich weiß es, daß man Frauen „im solchen Zustande" nicht aufregen darf. Setzen sie sich, ich bitte Sie darum, ich bin ja nicht gekommen um Unheil zu stiften.

Judith war keines Wortes mächtig, sie stand gesenkten Hauptes vor ihrer Schwiegermutter, Sie zitterte vor dem Gedanken, daß Béla im benachbarten Zimmer die Stimme seiner Mutter vernehmen

und heraus kommen könnte. Sie bemeisterte sich jedoch und frug mit so lauter Stimme, als sie es eben vermochte, den Zauber brechend, welcher sie stumm gemacht.

— Weshalben haben Sie Herrn Fertöy mitgebracht? Das muß Béla gehört haben, daß nicht nur seine Mutter, sondern auch Fertöy hier sei.

Die alte Frau winkte Fertöy, zu schweigen; sie sprach für ihn.

— Mein Vetter Fertöy (das Wort Vetter betonte sie insbesonders) habe ich deßhalb mitgebracht, weil meine Hieherkunft auch eine gewiße juridische Ursache hat: es wird nothwendig sein, Einiges schriftlich zu verfassen, wozu man einen Mann braucht, der es versteht. Erschrecken Sie nicht über das, was ich Ihnen sage, ich beabsichtige keine Roheit zu begehen, obwohl ich vom Hause aus mit dem Vorsatze wegging, daß ich hier fürchterliche Dinge verrichten werde; doch überlegte ich mir's auf dem Wege und besann mich eines Besseren; ich habe kein Recht auf Sie, ich fordere auch nichts von Ihnen zurück, als meinen ehrlichen Namen.

— Ich werde ihn ablegen Madame.

— Sie werden es ja selbst einsehen, daß sie ihn nicht mehr weiter führen können.

— Ich sehe es ein und werde mich von dem Namen trennen.

— Und welchen werden Sie denn annehmen? denn Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie Schauspielerin sind, deren Namen man liest. Glauben Sie nicht, daß es ein noch größeres Aergerniß geben würde, wenn Sie plötzlich, Ihren Frauennamen niederlegend, mit einen Mädchenkopf vor der Welt erscheinen möchten?

— Ich will die Bühne verlassen, stammelte Judith entschlossen.

— Und wovon werden Sie dann leben?

— Ich werde arbeiten.

— Das ist leicht gesagt: „Ich werde arbeiten" — wenn man es aber nicht gewohnt ist. Ich mühe mich den ganzen Tag gleich einer Taglöhnerin ab; wenn ich aber von meiner Hände Arbeit leben müßte, könnte ich mir nicht das Salz zum Brode verdienen. Doch ist es an der Zeit, daß ich Ihnen sage weshalb ich gekommen. Es war jedenfalls mein Wille, Sie aufzufordern, dem Namen meines Sohnes zu entsagen und dann die Bühne zu verlassen. Ich war darauf vorbereitet, daß mir dies viel Ueberredung kosten würde. Es ist mir aber sehr lieb, daß sie sich auf mein erstes Wort fügten und einsehen, daß Sie den Namen meines Sohnes nicht weiter führen dürfen, nicht wahr?

Judith vermochte es nicht, der alten Frau in die Augen zu sehen. War doch die Anklage furchtbar ungerecht; war doch das, was man ihr als Sünde

anrechnete, ihre größte Tugend; und doch ist es einer schamhaften Frau unmöglich, ihren Blick zu erheben, wenn sie ausgezankt wird. Das wäre widernatürliche Komödie, das wäre kalte Unverschämtheit. Judith senkte ihren Blick und stammelte:

— Es ist wahr.

— Sie werden deshalb auch gezwungen sein, die Bühne zu verlassen; ich glaubte Sie auch hiezu bewegen zu können, doch glaubte ich nicht, daß es so leicht gehen würde; die Bühne gibt Ihnen ein ehrliches Brod, und diese zu verlassen, einem närrischen alten Weibe zu Liebe, welches wegen des Namens ihres Sohnes Lärm schlägt, ist eben kein Scherz. Ich will nicht, daß Sie Noth leiden sollen. Meinem Sohne gebührt nach seinem Vater eine Erbschaft von sechstausend Gulden. Diese Summe habe ich ihm, so lange er lebte, nicht übergeben; er war ein Mann, auch er hat müssen für seine Existenz kämpfen, wie sein Vater und Großvater. Unterdessen legte ich Zins an Zins und vermehrte das Kapital bis auf Zehntausend Gulden; diese übergebe ich Ihnen jetzt, es ist die Morgengabe Ihres gestorbenen, vergessenen Gatten; leben Sie davon arm, aber ehrlich.

Nach diesem Worten zog die alte Dame eine Obligation aus ihrer gestickten Handtasche; das Papier lautete auf Zehntausend Gulden und war auf einen Grundbesitz an erster Stelle intabulirt.

Judith's Herz preßte sich vor Schmerz zusammen, und Thränen füllten ihre Augen. Die Mutter Béla's entzieht sich den Bissen vom Munde, um ihn der verstoßenen Gattin ihres todten Sohnes zu reichen . . . . als Strafe. Judith wußte es recht gut, daß dies beinahe das ganze Vermögen der alten Lávay ausgemacht hatte.

— Madame . . . schluchzte Judith, ich vermag Ihnen nicht zu antworten.

— Das verlange ich auch nicht, sagte Frau Lávay kalt. Ich glaube es Ihnen, daß Sie gerührt sind. Sie glaubten, ich werde kommen, zu zanken, um Ihnen Grobheiten zu sagen; nun haben Sie sich in mir getäuscht. Deshalben habe ich Herrn Fertöy mitgebracht, daß er die Sache zwischen uns ins richtige Geleise bringe; er wird uns die Weisung darüber ertheilen, was wir Beide zu thun haben, um miteinander zufrieden zu sein.

Judith fühlte, als müsse ihr das Herz bersten.

— Nein, ich kann dieses Geschenk nicht annehmen.

— Weßhalb nicht? . . . . Ich bleibe darum reich genug, ich kann das Geld ohnedies nicht benützen und wüßte nichts damit anzufangen.

In diesem Momente fiel ein Blick Judith's auf das Gesicht Fertöy's. Ein spöttischer Blick aus diesen wiederlichen Augen erweckte in ihr den Dämon des weiblichen Widerstandes. Vor diesem Menschen

durfte sie sich nicht demüthigen lassen. Sie ergriff die Schrift und gab sie der Lávay zurück.

— Ich danke Ihnen, edle Frau, für ihre freundliche Güte; ich anerkenne es, daß ich gesündigt, und werde für meine Sünde büßen; ich kann trockenes Brod essen, werde aber nie nach dem greifen, was nicht mir gehört.

— Sie sind noch immer stolz. Es wird gut sein, wenn Sie sich das abgewöhnen. . . . . Was wollen Sie demnach? Was Sie da von Arbeiten schwatzen, ist eitler Spaß; paßt nicht für vernünftige Menschen . . . Frauenarbeit! Was wiegt das in der Schale? Sie weisen, und zwar mit Stolz mein bescheidenes Anerbieten zurück. Haben Sie vielleicht andere Aussichten?

— Ich verstehe Sie nicht Madame.

— Nicht? Sonderbar. . . Wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben und mir den Namen des Vaters Ihres Kindes nennen?

— Weßhalb wünschen Sie das?

— O, wahrlich nicht aus purer Neugierde. Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen, weßhalb. Wenn ich erfahre wer dieser Mensch ist, werde ich zu ihm gehen und allso zu ihm sprechen: Mein Herr! Sie haben eine Frau unglücklich g emacht, die einst meine Tochter gewesen; Sie haben nun die Frau ihres Namens beraubt, gedenk en Sie Ihrer Pflicht, und wollen Sie als Ehrenmann gelten, geben Sie diesem

unglücklichen Geschöpfe einen Namen. . . . . Nun Madame wie heißt dieser Mann?

Die Welt begann sich um Judith zu drehen, sie suchte nach einer Stütze mit der Hand. Auf diese Frage war es unmöglich, zu antworten.

— Ich darf ihn nicht nennen.

— Ich bitte . . . sagte die alte Frau ermunternd; mißverstehen Sie mich nicht. Ich will ja keinen Lärm schlagen; will ihm keine Vorwürfe machen. Ist er arm, um so besser, und wenn es nur ein wandernder Komödiant oder ein hungernder Dichterling ist, ich werde weder ihm, noch Ihnen Vorwürfe machen, sondern werde einfach zu ihm sprechen: ich nehme Sie in die Erbschaft meines Sohnes auf; vermochten Sie seine Wittwe zu gewinnen, so sollen Sie dazu auch sein Vermögen bekommen.

Judith fiel vor ihrer Schwiegermutter auf die Knie und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

— Tödten Sie mich nicht . . . o tödten Sie mich nicht; ich kann, ich darf Ihnen ja nicht antworten.

— Stehen Sie auf, rief die alte Frau im trockenen Tone . . . . ich bin nicht gekommen, um Komödie zu spielen; sondern um den Namen des Verführes zu erfahren; jetzt fordere ich die Antwort von Ihnen.

Nach diesem Worten riß sie Judith mit rauher Geberde vom Boden empor.

Diese preßte die Lippen zusammen und schwieg.

— Werden Sie mir den Namen nennen?

Judith verneinte stumm mit dem Kopfe.

— Ah! Sie wollen ihn nicht nennen. Ich verstehe es. Sie wollen ihn nicht nennen, weil er kein Bettler, kein elender Komödiant, kein hungernder Poet, sondern ein reicher Herr .... ein Schuft ist ... Sie wollen das geheim halten, und der Frauenehre, Ihrem Rahmen, der Bühne entsagen, um die verborgene Maitresse eines Nichtswürdigen zu werden. Mit der Zunge sprechen Sie: ich will arbeiten, und im Herzen denken Sie: die Schande wird mich schon erhalten! ...

— Halten Sie ein ... rief Judith verzweiflungsvoll.

In der Stille, welche diesem Aufschrei der Verzweiflung folgte, wurden Schritte im anstoßenden Zimmer vernehmbar.

Judith hörte mit Entsetzen, wie sich Béla der Thüre näherte ... ein Moment noch, und er wird zwischen sie treten.

In diesem Momente der Verzweiflung vergaß Judith Alles; nur die ihrem Gatten drohende Gefahr schwebte ihr noch vor. Daß bis in den Tod gehetzte Weib warf sich vor die Thüre, um deren Oeffnen mit ihrem Körper zu verhindern.

Auch die die alte Frau vernahm die männlichen Tritte und ließ sich auf dieses Geräusch von ihrer Leidenschaft hinreißen.

— Wer ist in diesem Zimmer? dort muß der elende Verführer verborgen sein.

Damit rannte sie der Thüre zu.

— Was wollen Sie, rief Judith entsetzt, den Arm der alten Frau erfaßend.

— Was ich will .... Hieneinbrechen um Aug' im Auge dem Verführer gegenüber zu stehen...

— Das werde ich nie zulassen! rief Judith, ihr den Weg versperend.

-- Trolle dich aus dem Wege, elendes Schandweib! schrie die Alte ihre geballte Faust erhebend — oder ich reiße dir die Tracht ehrlicher Weiber vom Kopfe, und werfe sie dir zu den Füßen.

In diesem Momente öffnete sich die Thüre. An der Schwelle stand Béla Lávay .... das Wild war glücklich aufgescheucht! ...

— Mutter, sagte Béla in wehmüthigem Tone; jetzt weist du es, was du wissen wolltest, — aber deinen Sohn hast du verloren.

Der Jäger in der Falle.

Als die ehrsame Dame ihren todtgeglaubten Sohn durch jene Thüre eintreten sah, hinter welchen sie den vermeintlichen Schänder ihrer Familie zu finden glabte, fuhr sie erschrocken zusammen; anstatt sich an die Brust ihres Sohnes zu werfen, anstatt ihm unter tausend Küssen Vorwürfe darüber zu machen, weßhalb er sie so lange in trostloser Ungewißheit gelassen, wendete sie sich plötzlich um und ergriff mit krampfhafter Stärke des jähen Schreckens die Hand Fertöy's, welcher hinter ihr gestanden war.

— Vetter, mein lieber Vetter! Hören Sie und sehen Sie nichts. Ich flehe Sie bei der Barmherzigkeit Gottes an, verrathen Sie nicht, was Sie hier gesehen! Nicht wahr Sie glauben an Gott? Nicht wahr Sie sind ein ehrlicher Mensch? Geben Sie ihr Ehrenwort, daß Sie alles geheim halten werden? Sie geben mir es? . . .

Fertöy betrachtete Judith mit schadenfrohem Lächeln, die arme Frau stand noch immer vor der Thüre um ihren Gatten am Heraustreten zu verhindern.

Die alte Frau Lávay weinte, schluchzte und drückte krampfhaft die Hände Fertöy's.

— Sie waren ja, mein Herr, Schuld daran, daß ich hieher gekommen; . . . warum that ich es? Welcher Dämon brachte mich hieher? Man hatte es mir noch zu Hause profezeit, daß mich hiefür Gott strafen wird, mit meiner eigenen Hand. . . . . Weßhalb sagten Sie mir, daß meine Schwiegertochter ein ehrloses Weib ist? Weßhalb verschaften Sie mir einen Paß? . . . War das nicht eine Falle?

— So lassen Sie mich doch, Madame! rief Fertöy ungeduldig.

— O, ich lasse Sie nicht, bis ich Ihr Schweigen erkaufe; denn ich sehe es jetzt, daß sie ein böser Mensch sind. Böse Menschen brauchen Geld. Hier schenke ich Ihnen was ich meiner Judith geben wollte! nur zeigen Sie meinen Sohn nicht an. Sehen Sie her, wie ich im Staube vor Ihnen liege und Sie anflehe, meinen Sohn zu schonen und mich nicht der tödtlichen Verzweiflung preis zu geben.

Das bejammernswerthe Weib fiel wirklich zu den Füßen Fertöy's und umfaßte schluchzend dieselben, während der Ehrenmann mit triumphirenden Lächeln auf Judith hinüber blickte.

Judith fühlte durch das herausfordernde Lächeln gereizt, alle Spannkraft ihrer Seele zurückkehren.

— Béla! sprach sie mit fester Stimme, gehe hin, hebe deine Mutter von den Füßen dieses Mannes empor, und küsse sie .... Sie hat deine Ehre vertheidigt, und that recht daran. ...

Dann wandte sie sich an Fertöy:

— Und Sie sehr geehrter Herr, nachdem Sie sich so eifrig unserer Familienangelegenheiten annahmen, sollen erfahren, daß Béla vor jeder persönlichen Gefahr sehr gut geschützt ist; er ist einer der Komorner Kapitulanten, hier ist sein Geleitschein, welchen er damals erhielt. Wollen Sie sich daher jeder Sorge für meinen Gatten entschlagen.

Als Judith den Geleitschein vorzeigte, hatten sich die Blicke der Drei mit verschiedenen Ausdrücken auf sie gerichtet.

Das bleiche Gesicht Fertöy's schien vor Wuth zu erstarren. Auf welche Weise mochte dieses Weib in den Besitz eines Geleitscheines gelangt sein?

Das Auge Béla's heftete an jener schmalen Narbe, welche Judith auf der Stirne trug und nach deren Ursache er bisher vergebens geforscht, diese Narbe schien ihm in einem Momente eine lange Geschichte zu erzählen. Es war dieß ein Monat, wo wir auf einen Augenblick einschlummern, die Ereignisse eines ganzen Tages hindurch träumen.

Die alte Lávay aber rutschte auf ihren Knien zu Judith, und suchte mit ihren thränen befeuchteten Augen auf dem Papiere nach dem Namen ihres Sohnes; als sie diesen entzifferte, ergriff sie die Hand Judith's, sie, die alte Frau, die Mutter, die Hand ihrer Tochter und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Judith versuchte es, ihre Hand zurückzuziehen; die Alte hatte aber eine eiserne Kraft in ihren täglich arbeitenden Händen.

— Das hat mir ein alter Mann profezeit, stammelte Frau Lávay, daß ich einst vor meiner Schwiegertochter knien und ihr die Händen küssen werde. Die Profezeiung ist in Erfüllung gegangen, und es ist sehr gut, daß es so geschehen.

Judith hob sanft ihre Schwiegermutter empor.

— Kommen Sie mit mir, Mutter, in das Nebenzimmer. Das Uebrige wird Béla schon mit diesem Herrn abmachen.

Die alte Frau sah Béla an, als wollte sie fragen: ob er ihrer Hilfe nicht bedürfe? .... Sie wäre ja im Stande gewesen, diesen Menschen zu zerfleischen, gleich einer wüthenden Löwin.

Die ruhige, erhabene Haltung ihres Sohnes flößte ihr die Zuversicht ein, daß dieser Mann keiner Unterstützung bedürfe.

— Kommen Sie, Mutter, folgen Sie mir ins andere Zimmer, mahnte Judith sanft; da drinnen ist ja der A n d e r e.

Der Andere!

Das Wort riß die Alte mit sich fort. Großmütter pflegen ja ihre kleinen Enkeln so außerordentlich lieb zu haben.

Dieser Andere! . . . .

Im nächsten Augenblicke kniete sie bereits vor der Wiege jenes stummen, kleinen Geschöpfes, welches noch den Engeln am Nächsten und am entferntesten vom Menschen steht; bei der Wiege jenes unschuldigen Geschöpfes, welches sie gestern noch an die Wand zu schleidern drohte, und welches sie jetzt mit ihren Küssen, mit ihren Liebkosungen überhäuft. . . . .

Draußen wechselten ernste Männer schwere Worte mit einander; hier lachten glücklichen Frauen vor Freude und überirdischer Liebe. Der kleine, stumme Mann in der Wiege sah ernst in die Welt hinein, als würde er über die Dinge, die um ihn geschehen, Gericht halten müssen. . . . .

Fertöy blieb mit Béla allein. Béla dankte nun seinem guten Geiste, daß er vor Judith bisher verschwiegen, was in der Orangerie des Fürsten Wolozoff zwischen ihm und Fertöy vorgegangen; hätte Judith Kenntniß davon gehabt, sie hätte ihn nicht allein mit dem ungebetenen Gast gelassen.

— Mein Herr — begann Béla, so nahe an seinem Feind herantretend, daß er ganz leise mit ihm sprechen konnte — es scheint, daß Sie sich mit aller Gewalt mir gegenüber stellen wollten; nun hier haben Sie mich.

Fertöy, welcher nach der ersten Ueberraschung alle seine Pläne, die er so fein geschmiedet zu haben glaubte, verwarf, beeilte sich, seine Selbstherrschung wieder zu erlangen, und erwiederte mit voller Höflichkeit:

— In der That wünschte ich sehr mit Ihnen zusammen zu treffen.

— Was ich auch ganz natürlich finde. Es gibt Beleidigungen, für welche ich Denjenigen, der sie mir zufügt, selbst in der Stille eines Klosters aufsuchen, ihn von der Wiege seines Kindes, aus der Umarmung seiner Gattin, vom Altare, wo er betet, reißen würde, — um mich mit ihm auf Leben und Todt zu schlagen; werde ich verwundet, so suchte ich ihn nach meiner Genesung abermals auf und schlag mich so lange, bis nicht Einer von uns auf dem Wahlplatze bleibt.

— Ich ersinne mich nicht, Ihnen eine solche Beleidigung zugefügt zu haben, beeilte sich Fertöy mit süßlicher Bitterkeit einzufallen.

— Sie mir nicht, wohl aber ich Ihnen. Und diese Beleidigung rechtfertigt in meinen Augen Ihr Bestreben, den Beleidiger um jeden Preis, selbst um

den des guten Rufes seiner Gattin, zur Genugthuung zu zwingen.

— Sie sprechen in Räthseln, lieber Vetter; Sie sollten mich beleidigt haben?

Béla verstummte vor Staunen. Auf solche Vergesslichkeit hatte er unter der Sonne nicht gerechnet. Er schlägt einen Menschen, welcher seine Gattin lästert, in der Aufwallung der Leidenschaft ins Gesicht und dieser Mensch will von der Beleidigung nichts wissen. Er wäre beinahe versucht gewesen, die Identität dieser Person zu bezweifeln. Er versuchte es, dem Gedächtniße seines Gegners zur Hilfe zu kommen.

— Erinnern Sie sich nicht jener Szene in der Orangerie des Fürsten Wolozoff, als er Ihnen seine Blumen zeigte? . . .

— Es schwebt mir so etwas vor. Doch geschah seither sehr viel, was mir manches aus dem Gedächtniß schlug.

— Betrachten sie mich gut. Erinnern Sie sich nicht mehr jenes Gärtners.

— Wohl erinnere ich mich. Es war ein gelernter und gescheidter deutscher Bursche. An seine Züge habe ich mich jedoch wenig gekümmert.

— Und Sie kamen doch mit ihm einst in sehr nahe Berührung.

— Ich? . . . . daran erinnere ich mich nicht.

— Beim Aquarium, in welchem der Lotus blühte.

— Ach ja wohl. Der arme Teufel rappelte manchmal; in einen Anfalle stieß er mich einst zwischen die Blumen und lief davon; später hatte man ihn eingebracht, der Herzog gab ihn in einer Heilanstalt, wo er so viel ich weiß, seinem Uebel erlag.

— Das wissen Sie schlecht; dieser Gärtner bin ich.

— Können Sie das auch beweisen?

Béla mußte stark an sich halten, um nicht zu vergessen, daß er in seiner Wohnung sei. So viel Dreistigkeit machte ihn ganz verwirrt.

— Ich, der Beleidiger, soll es beweisen, daß ich Sie beleidigt habe?

— Natürlich. Da weder ich, noch die Welt Etwas davon weiß. Ihre Behauptung könnte nur ein einziger Zeuge, der den Zusammenhang versteht, erhärten; doch dieser Zeuge wird schweigen, denn es ist mein Weib.

— Ach! Sie wissen also dennoch, wovon die Rede ist? sagte Béla mit blitzenden Augen.

— Lassen wir das, lieber Vetter, Sie sind noch ein junger Mann und nehmen die Dinge nach Ihrer Anschauung. Sie wollen mir begreiflich machen, daß Sie mich beleidigt hätten, und nun zu einer Genugthuung bereit sind; daß wir uns auf fünf Schritte schießen können; ich möge meine Se-

kundanten senden; diese mögen Ort und Zeit bestimmen; doch hat das für mich gar keinen reelen Grund. Ein Schlag, welchen ein Bauer, ein untergeordneter Diener, einem Kavalier versetzt, kann keine Beleidigung, wohl aber eine sträfliche That bilden; deßhalb pflegt die feine Welt keine Genugthuung zu verlangen. Daß aber Sie jener Bauer, jener halbverrückte Diener waren, weiß auf der Welt nur ein einziges Weib, welches aber so zu schweigen, als Märchen zu erzählen weiß. Dieses Weib hat zwei Ursachen zu schweigen; die erste Ursache bin ich — die zweite Sie.

— Ich.

— Ja Sie. Ich könnte Ihnen mehr noch über diesen Gegenstand erzählen, als Sie vermuthen. Glauben Sie mir, das Laub des Rhododendrons ist nicht so dicht, daß man nicht durchblicken könnte! Ob sich wohl der Gärtnerbursche jenes Schußes erinnert, welcher ein schönes Weib aus seiner Umarmung aufgescheucht hatte.

— Mein Herr! . . .

— Worauf dann die schöne Frau dem eintretenden Gatten folgendes sagte: Ich bin so erschrocken, daß wenn Jemand außer dem Gärtner noch hier gewesen wäre, ich demselben in die Arme gesunken wäre.

— Aber mein Herr,

— Bitte. Sprechen wir nicht so laut. Bedenken Sie, daß ihre Frau im anstoßenden Zimmer ist, und das die Erregung den Damen in solchen physischen Zuständen sehr schaden kann.

Das Wild, welches bereits die Oberhand hatte, begann zu fühlen, daß der Jäger abermals eine neue Waffe zog.

— Sie wollen ihre Gattin mit mir verdächtigen? fragte Béla in gedämpften Tone.

— Nicht wahr? Es ist besser, wenn wir leise sprechen.

— Ich weiß es nicht, wohin sie zielen.

— Na, dieses Wort haben Sie von mir gelernt, jetzt ist es an Ihnen zu sagen: „ich verstehe nicht, von was die Rede ist?" — O ich weiß es recht gut, welch Verhältniß zwischen Ihnen und meiner Gattin herrschte, bevor ich so glücklich gewesen, ihr meinen Namen zu geben. Es war mir auch kein Geheimniß, was dieses Weib so oft und mit solcher Gewalt nach dem Landhause des Fürsten Wolozoff zog, das Weib pflegte sich gerne von der Gesellschaft zu trennen, und fühlte sich im Garten am behaglichsten.

Béla vermochte hierauf nichts zu erwiedern.

— Diese Frau hatte in Ihrem Interesse lebhaften Briefwechsel mit ihren Freundinen unterhal-

ten, sie wollte Sie ins Ausland entwischen lassen, — zur selben Zeit bereitete sie sich zur Reise in's Bad vor — natürlich auch ins Ausland. — Alles dieses war mir recht gut bekannt.

Béla begann zu begreifen, daß in diesem Märchen der ganze Schein für seinen Gegner sprach.

— Lieber Vetter, was ich damals that, war nichts Anderes als die Vertheidigung eines in seiner Ehre bedrohten Gatten. Ein jeder vetheidigt sich, wie er es eben kann. Sehen Sie, ich weiß es recht gut, daß es Fälle gibt, wo man derart vor die Augen der Welt gedrängt wird, daß nur eine Rettung möglich: der Rücksprung über das Grab, oder in das Grab — und dieß ist das Duell. Ich glaube kaum, daß sich auch nur Einer gern schlägt. Solche dumme Leute gibt es aber noch weniger, die sich wegen eines Geheimnißes schlagen, um die verborgene Schande an's Tageslicht zu stellen.... Was habe ich nun gegen Sie thun können? .... Ich mußte Sie eifersüchtig auf Ihre eigene Frau machen. Durch die Bemerkungen, die ich in der Orangerie fallen ließ, gelang mir dieß vollkommen. Den Stoß, der mich ins Aquarium schleuderte, betrachte ich als den Erfolg, ... denn Sie kamen schnurstracks nach Hause zu Ihrer Frau. Mehr wollte ich nicht, und so viel zu verlangen, hatte ich das Recht wegen meiner eigenen Frau.

Béla schlug die Hände zusammen. Vielleicht hatte er der geschickt improvisirten Komödie zugeklatscht.

— Am demselben Tage, als Sie nach Hause kamen, erfuhr ich es bereits, daß Sie ihre Gattin verborgen. Ich verrieth das Geheimniß Niemanden, ich ließ Sie ruhig Ihr Versteckens weiter spielen, wozu Sie übrigens gar keine Ursache hatten. Denn weßhalben verbargen Sie sich? Stand Ihr Name auf der Liste Derjenigen, welche vor das Kriegsgericht beschieden wurden? Nein! . . . Sie hätten wann immer vor die Welt treten können, wie hundert Andere, die mehr gravirt sind als Sie, frei herum gehen, trotzdem, daß sie heute noch hundertmal denunzirt werden, die Behörden scheren sich nicht mehr darum. Ich wußte es recht gut, daß Sie sich ohne Ursache verbergen, aber ich muß es aufrichtig gestehen, es war mir dieß eine angenehme Genugthuung, daß Sie sich selbst für Monate Hausarrest gaben und sich nicht von der Seite Ihrer Frau rührten. Das war für mich, den Gatten, sehr beruhigend.

— Deshalb nannten Sie meine Gattin vor meiner Mutter eine „Ehrlose?“

— Ich habe gar nichts gesagt, weßhalb Sie mich zum Duell fordern könnten. Ich habe Ihrer sehrgeehrten Mutter, nichts Anderes gesagt, als das Judith einen Sohn geboren habe. Konnte ich es den wissen,

daß Sie, ein so zarter Sohn, Ihre Mutter Jahre lang mit dem Gedanken an ihren Tod peinigen konnten; daß Judith vor der Welt die Rolle einer Wittwe spielte, das hatte noch einen Sinn, daß Sie aber vor Ihrer eigenen Mutter die Wirklichkeit verheimlichten, daß Sie sie in wirklicher Trauer herumgehen ließen, daran konnte ich nicht glauben.

Dieser Vorwurf schmerzte Béla umsomehr, als es eine strafende Wahrheit von den Lippen eines Lügners gewesen.

— Mein Herr lassen Sie mein Privatleben unbehelligt. Was Sie mir da erzählten, sind grundlose Lappalien. Sie sind nicht deßhalb hieher gekommen, Sie hatten eine andere Ursache mich ans Tageslicht zu ziehen; sagen Sie mir diese Ursache?

— Sie haben recht, theurer Vetter; ich habe Sie sehnsüchtig gesucht, ich wollte Sie um jeden Preis auffinden. Ich war es, welcher diese ein wenig unangenehme Szene hervorrief, um Sie aus dem Verstecke zu locken, denn ich habe ein sehr wichtiges Wort mit Ihnen zu sprechen, welches zu erwägen so wohl in Ihrem als in meinem Interesse liegt.

— Ich höre Sie.

— Nun, wir haben einen Prozeß vor dem Gerichte.

— Bisher war es nur Ihr Prozeß; wir haben uns nicht viel um die Sache gekümmert. Sie

konnten darin thun, was Sie wollten. Da wir aber nun ein Söhnlein haben, ist der Prozeß seinetwegen auch unser. . . . Von nun an werde ich den Prozeß führen, weil es Jemanden gibt, für wem. . . .

— Ich kam um Ihnen einen Ausgleich anzubieten.

— Mir? Einen Ausgleich? sagte Béla bitter. Sollten Ihre Chancen so schlecht stehen?

— Durchaus nicht.

— Demnach wollen Sie den Ausgleich aus rein verwandschaftlicher Liebe?

— Nein. Trotzdem die Ironie nicht ganz am Platze wäre, das Ganze ist eine trockene Geschäftssache, den Prozeß werde ganz gewiß ich gewinnen.

— Werden Sie bis zum Schlußtermin das Original des Testamentes vorweisen können?

— Ich werde es vorweisen.

— Wenn Sie dies könnten, würden Sie mir keinen Ausgleich anbieten.

— Und dennoch werde ich's versuchen. Seien wir aber deshalb immerhin böse. Betrachten wir uns nicht als Verwandte. Glauben Sie alles Schlechte von mir, was böse Zungen über mich ausgestreut; hören Sie aber trotzdem meinen Vorschlag an. Ich biete Ihnen ein Drittheil des streitigen Vermögens.

— Woher diese Großmuth? Sie wollen auf ein Drittel dessen verzichten, was Sie ganz besitzen könnten? Und warum zwei Drtttheile behalten, wenn Sie das Ganze doch haben können?

— Das ist die Frage eines Advocaten. Ich will sie Ihnen beantworten, und Sie sollen einsehen, daß es kein „Schwindel," sondern ein sehr reelles Geschäft ist. Wollten Sie mir nicht erlauben, daß ich mich setze? Sonst bin ich immer der Meinung, als wollten Sie mir die Thüre weisen.

Auch Béla war dieser Meinung. Aber er hatte den Fehler, ein gar zu guter Junge zu sein; wie oft hatte er sich vorgenommen, recht grob zu sein und wenn es darauf ankam, fand er keine Worte dazu.

— Ich bitte Platz zu nehmen.

— Also, lieber Vetter, die Sache steht eigentlich folgendermaßen: das Testament ist wirklich vorhanden. Ich selbst habe es gesehen und mich überzeugt, daß es dasselbe ist, welches ich unterschrieben. — Aber — es befindet sich nicht in meinen Händen. — Derjenige, welcher das Document besitzt, ist ein sehr Pfiffiger, ein sehr geschickter Mensch. Der will nun das Document nur gegen die Hälfte des streitigen Vermögens herausgeben. Sie sind Advokat, Sie lassen mit sich sprechen. Sie werden früher meinen Antrag anhören, und dann erst Ihre Kritik aussprechen, mit Judith steht es nicht so.

Sie schickt die Briefe unerbrochen zurück; sie läßt sich in kein Gespräch ein, sie sagt „nein", bevor sie wußte worauf; deshalb muß ich mich an Sie wenden. Die Sache steht nun in Bezug auf mich so: entweder überlasse ich die Hälfte des Vermögens an denjenigen, welcher das Document besitzt, oder ich vergleiche mich mit Ihnen gegen ein Drittheil des Erbtheils. Die Zahlen sprechen, weshalb ich den Vergleich wählte. Zwei Drittheil sind mehr als ein Halbes . . . Für Sie steht es so: Wenn ich mir das Document verschaffe, so verlieren Sie das ganze streitige Vermögen; wenn Sie sich mit mir ausgleichen, gewinnen Sie das Drittheil. Was sagen Sie dazu, Vetter? . . .

Béla machte mit kurzen Worten der Verhandlung ein Ende.

— Mein Herr, ich bin es gewohnt, keines Ihrer Worte zu glauben. Was Sie mir da sagten, ist alles eitle Lüge. Ich ersuche Sie nun mich nicht aufzuhalten, denn ich will zu meiner Mutter.

— Gut, lieber Vetter. Es ist nichts zwischen uns verdorben; wenn Sie sich überzeugt haben, daß etwas nur von meinen Worten wahr gewesen, so werden wir den weggeworfenen Faden wieder aufnehmen können. Ich empfehle mich. . . .

Béla grüßte stumm, und ließ ihn gehen.

Dann eilte er in das nunmehr offene Familienparadies, wo so glückliche, so liebende Herzen

seiner harrten; Mutter, Gattin und Kind!

— — — — — — — — — —

Fertöy aber schrieb an diesem Tage jenen gewißen Brief, den Bársing zu dem bewußten Zwecke benützte.

Politische Moden.

Die politischen Moden, gleichen auf ein Haar anderen Moden. So lange sie noch neu sind, so lange sie noch glänzen, trägt, bewundert sie die ganze Welt; wenn sie aber abzunützen beginnen, wandern sie auf den Tandlmarkt. Einige verspätete Menschen tragen sie noch, diese werden dann angestaunt, doch auch diese legen sie dann ab, wenn sie sehen, daß sie allein geblieben.

Ich habe schon Exzellenzherrn mit Kalabreserhüten und ungeheuren Federn gesehen, wie man sie nicht schöner wünschen konnte, und sah Vollblut-Flamingos, die gar keinen Hut auf dem Kopfe hatten.

Natürlich werden sich Wenige mehr daran erinnern, weßhalb man zu einer Zeit Diejenigen, welche rothe Federn trugen. Flamingos nannte.

Nun, das ist vorüber. Es kam etwas Anderes. Mode bleibt Mode. Einmal ist es Mode daß die

Patriotinen Charpie zupfen, ein anderes Mal wieder, daß sie aus einer Tanzunterhaltung in die andere stürmen. Heute trägt man die Porträts großer Helden oder Redner in den Knöpfen, Armbändern und an den Stockgriffen. Morgen kommt eine Tänzerin, Sängerin oder Kunstreiterin an die Reihe. Es giebt sensible Naturen, die im ersten Falle mit schmeichelnden Diatriben den begeisterten Publicum an den Leib gehen, im zweiten aber dasselbe mit beißenden Satyren geißeln; der nüchterne Philosoph nimmt die Dinge, wie sie sind. Mode ist eben Mode; sie nützt sich ab, es folgt eine andere, vielleicht noch komischere, ist aber jedenfalls neu.

Nicht nur der Rock, die Chalup, die Krinoline unterligen der Mode, sondern auch wir sterbliche Menschen.

Heute donnern uns begeisterte „Eljens" zu; nach einem Jahre fragt man: „Lebst du denn noch immer?" Heute schlägt man Einem die Fenster ein; nach einem Jahre klopfen dieselben Leute ganz unterthänig an seine Thüre.

Ich glaube in keine poetische Extrawaganz verfallen zu sein, denn ich sagte nicht heute und morgen; ich ließ ein ganzes Jahr zu, was eine ziemlich hübsche Zeit ist.

Es gibt aber Menschen sehr glücklicher Natur, die sich stets in der Mode zu erhalten wissen, und

das ist ein großer Vortheil des Menschen über die Kleider.

Es gibt nüchterne, weise denkende Männer, die nicht auf den Trödlermarkt kommen.

Herr Bärsing z. B. war seiner Zeit ein so guter Flamingo, wie es nur einen gab; er nahm die Trikoloren, Kokarden zu dutzenden von den Patriotinen, schrieb Schlachtenlieder, von denen man in unsern friedlichen Tagen schier das Fieber bekommen möchte, um anderer größerer Dinge gar nicht Erwähnung zu thun. Wer würde ihm aber deßhalb Vorwürfe machen? Es war damals so die Mode.

Jetzt ist er ein vollkommener Doktor der Rechte, hat eine ausgedehnte Bekanntschaft und ein ganzes Heer von Klienten; daß er diese meistens im Thorgange des Wechselgerichtes angeworben, wollen wir nur nebenbei erwähnen.

Dabei ist er ein ausgezeichneter und hervorragender Mann; auf der Gasse spricht er stets laut, ruft von zehn Leuten, denen er auf der Gasse begegnet, neun beim Namen und Titel an; mit sechsen wechselt er einen Händedruck, vieren winkt er blos mit der Hand, ohne den Hut zu lüften. Im Theater führt er den Ton, kommandirt die Clacque, läßt nach Belieben die Schauspieler hervorrufen, und wenn man gegen seinen Willen applaudirt, blickt er

mit zornig zusammengezogenen Augenbraunen auf die unwissenden Provinzler, die sich dann beschämt zurückziehen.

Bärsing dutzt alle neugebackenen Zelebritäten; er ist bei allen ämtlichen Sommitäten zu Hause und pflegt bei ihnen zu tafeln.

Seine Jugendfreunde pflegt er mit wahrer Protektormine zu empfangen. Die Dichter aus dem Café Pilwax grüßt er mit den Worten „Servus." Es ist ihm nur zu gut bekannt, daß es viele Leute gibt, denen er unausstehlich ist. Begegnet er solchen auf der Gasse, so drückt er ihnen, bevor sie es gewahren konnten, freundschaftlich die Hände, und erkundigt sich nach ihrem werthen Befinden. Und es gibt keinen Menschen, der den Muth hätte zu sagen; „Was geht Sie mein Befinden an?" Im Gegentheil findet das lärmende Individuum immer eine Begleitung, einen Haufen junger Leute, die im Bewußtsein ihrer Jugend darin Beruhignng finden, daß sie noch Zeit haben: Charakter zu entwickeln; stets bereite Zechbrüder, die nur darauf sehen, ob einer ein fideler Kumpan sei; der öffentliche Charakter ist Nebensache; jung gealterte, verschrumpfte Genies, die Träume ihrer Jugend als Verirrungen anerkennen, zu kaltblütigen Kosmopoliten geworden, und schließlich ein Haufe erbärmlicher Menschen, die nicht gewohnt sind mit dem eigenen Kopfe zu denken, sondern

der Mode huldigen, wie man sie eben fertig im Kaufladen bekommt.

Es gibt natürlich auch Leute, welche der Gassenmode nicht huldigen, die bei dem geblieben sind, was sie einmal für schön und gut hielten, nur daß diese sich in ihre Nester zurückzogen, zu Hause sitzen, in der Wahl ihrer Freunde sehr vorsichtig sind, und wenig Lebenszeichen von sich geben.

Freilich nent man diese Menschen die Eulen.

Diese wollen es nicht einsehen, daß sich die Welt ändert, weil sie sich eben ändern muß; daß es keine Apostasie ist, wenn man ein neues Kleid anzieht, sondern ein bloßes Umschlagen der Meinung in's Bessere, so daß man dasjenige, was gestern für klug galt, heute als Narrheit betrachtet, und was gestern unmöglich schien, man heute für ganz möglich hält.

Zu diesen Eulen zählt auch Béla Lávay. In seiner Eigenschaft als Adwokat, ging er seinen Dienstlichen verrichtungen nach, verkehrt mit Allen, mit denen er Vermöge seines Berufes verkehren mußte, er sprach aber nur so viel, als unumgänglich nothwendig war, und begann erst dann wirklich zu leben, wenn er in seinem engen Familienkreis, welchen seine Mutter, Gattin und Kind bildete, und zu welchem sich manchmal Melchior gesellte, heimkehren konnte.

Hier war ein Jeder wieder der alte Mensch.

Die gute alte Frau war unerschöpflich in der Erzählung der Trübsale der verflossenen Jahre.

Sie trug noch immer jene braune Jacke, in welche Raketenfunken zwei Löcher gebrannt hattten.

Dann suchte Sie Béla zum Erzählen zu bewegen, wo er herumgeirrt, was er ausgestanden, welchenGefahren er während seiner Flucht ausgesetzt gewesen?

Béla sprach ungerne davon; er hätte es auch nie vorgebracht, wie er zu seiner scheintodten Gattin zurückgekehrt, wenn Melchior nicht das Geheimniß der Narbe auf der Stirne Judith's verrathen hätte, da erst begann es der alten Frau klar zu werden, worauf der mürrische Veteran hingezielt, welcher Judith in den Kleidern ihres Mannes erkannt hatte.

— Hast du viel Hunger, Kälte, Müdigkeit erdulden müssen? frug sie ihren Sohn.

Béla hatte zu viel Zartgefühl, um die Frauen mit der Beschreibung seiner Leiden zu betrüben.

— Hatte keine Gefahren zu bestehen. War Gärtner bei einer Herrschaft, wo es mir gut ging. Als ich mein Wissen verwerthen konnte, gab mir die Gärtnerei, welche ich von meinem guten Vater zur Unterhaltung gelernt, Brot und Obdach.

Damit wandte er sich an sein Söhnlein in der Wiege und flüsterte dem Schlummerden Worte bitterer Zärtlichkeit zu.

— Ja, ja mein Herzenskind, wenn du einmal groß wirst, will ich dich zum Handwerker erziehen; fürchte nichts, sollst kein Gelehrter werden, wie dein Vater, noch zum Theater gehen, wie deine Mutter, sondern mit den Händen arbeiten und glücklich dabei sein.

Judith, welche an der Wiege ihres Kindes saß und an einem Theaterkostüme nähte, blickte ihren Gatten mit den großen dunklen Augen an.

— Wenn auch wir zusammen brechen, wer soll dann stehen bleiben? Eben deshalb, weil die Wissenschaft ein Leiden, weil die Kunst das Elend ist; eben deßhalb, weil du und ich beides durchgefühlt haben, steht es uns an, zu sagen: harre aus, bleibe treu, dulde, kämpfe für jene Idee, für welche dein Vater und deine Mutter gekämpft, gelitten; setze fort, was diese nicht beenden konnten, werde ein Künstler, ein Dichter, ein Gelehrter.

Béla erhob sich und küßte die Stirne seiner Gattin.

— Weib wie groß ist dein Glaube.

— Wäre ich nur ein Mann.

— Es ist war, du wärest ein besserer Mann als ich, aber nie gehörtest du dieser Welt an. Du

wäreſt für einen Mann ebendas, was einſt Pußtaſſ geweſen. Könnte er wenn er noch lebte, heute und zwiſchen dieſen Menſchen auf der Erde wandeln? Am erſten Tage würde er Jemanden tödten, oder Jemand ihn.

— Hier iſt von keinem Menſchenmorde die Rede, ſondern davon, daß „der Mann ein Mann ſein ſoll,“ man kann es euch nicht genug in die Ohren ſchreien: Ihr ſeid ſchlechter, als die Frauen; jeder Schmeichler findet bei euch Gehör.

— Unſer Beruf zwingt uns, mit der Welt in Berührung zu kommen.

— Aber nicht mit aller Welt Freundſchaft zu ſchließen.

— Thue ich das?

— Freilich thuſt du es. Wenn ich mit dir an deinem Arme durch die Straßen gehe, muß ich dich nicht alle Augenblicke ermahnen, den Gruß dieſes oder jenes Menſchen nicht zu erwiedern. Ich grüße Niemanden, den ich verabſcheue.

— Ich grüße auch nur aus Artigkeit. Das Hutlüften verpflichtet mich zu nichts.

— Ja wohl verpflichtet es. — Heute erwiderſt du den Gruß, morgen redet er dich an, übermorgen macht er dir einen Beſuch und du empfängſt ihn; findeſt, daß er ein ſehr angenehmer Mann ſei, und eines ſchönen Tages biſt du ſein Freund.

Was diese Frau sagte, war die erschöpfendste Kritik der politischen Mode. Wir sind aber zu schwache, gute Leute. Wir schlagen uns gerne und bereitwillig, wir setzen aber die Gehässigkeiten nach dem Kampfe nicht fort. Bei nns gibt es keine „weiße und rothe Rosen;" keine Guelfen und Ghibellinen, die von Generationen zu Generationen den Kampf ihrer Väter fortsetzen; es gibt bei uns keine „Pecsovics" und „Kubinßky's" mehr, wir lieben einander so inniglich, daß wir selbst jenem Kritikus zürnen, der einen kümmerlichen Reimschmied herabreißt; ist er doch auch Blut von unserm Blute; auch sein Schmerz stört uns das Bewußtsein, daß wir sehr gute Menschen seien. Und wer weiß es, ob das nicht unsere Tugend ist. . . .

Béla biß sich in die Lippen und schmollte mit seiner Frau wegen ihrer Worte.

— Jetzt zürnest du? sagte Judith, ihren Kopf sanft auf Béla'sSchulter lehnend.

— O nein — erwiderte Béla in bitterem Tone, du kennst mich zu gut, als daß du glauben könntest, ich sei der Mensch, der sehr leicht Freundschaften schließt.

— Das sage ich nicht; aber daß du leicht vergibst.

— Hättest noch dazu setzen sollen; am fünften Tage besuchst Du ihn, am sechsten trägst Du seine Mode. Von mir ist es ja zu erwarten.

Die alte Frau wollte die sich aufsteigende Wolke welche den reinen Himmel des Glückes ihrer Kinder zu trieben drohte, verscheuchen, und fiel in das Gespräch ein, indem sie natürlich ihrem Sohn Recht gab.

— Béla ist kein schwankender Charakter. So kenne ich ihn von seiner Kindheit an, bin ich doch seine Mutter. Ach er war so ein ruhiges Kindlein, wie dieses in der Wiege da, und als Mann ebenso sanft, wie sein Vater. Wenn er auch nicht grob und zänkisch gewesen, so war er doch stets Mann am Platz. Auch sein seliger Vater hatte einen Feind, wie Bársing; auch mir mißfiel es ebenso, wie dir Judith, wenn ich sah, daß er den Gruß seines Feindes erwiderte; doch meinte er, das Schicksal werde ihm schon Genugthuung geben, wozu sollte er sich selbst nehmen? Und er hatte Recht.

— O liebe Mutter! fiel Judith mit von Erregtheit gerötheten Wangen ein, wenn dieser Mensch „nur“ Béla's Feind wäre, und man das zu vergessen hätte; wenn es keine andere trennende Kluft zwischen Beiden gäbe, würde ich nicht darnach fragen, ob er mit ihm abgerechnet, ob er die Schuld beglichen. Bedenken Sie aber, daß dieser Mensch die Namen Derjenigen in den Koth herabzog, die alles gethan und alles verloren hatten und die er jetzt, da er obenauf schwimmt, als schwärmerische Narren

verlacht. Damals waren Leute seines Schlages die ruhmreichen Helden des Tages, und Männer, wie Béla, die Landesverräther; jetzt ist er der Kluge und Béla der Narr. Und das ist die unermeßliche Kluft zwischen uns! . . .

Diese Worte Judith's brachten auch die alte Frau in Erregung.

— Habe ich je geglaubt, daß Béla mit diesem Menschen noch ein Wort wechseln könne. Mit jedem Anderen eher, mit diesem nie.

— Und doch werde ich noch viele Worte mit ihm zu wechseln haben, fiel Béla ein, sich von seinem Sitze erhebend.

Die beiden Frauen staunten ihn an.

— Das werdet Ihr lange Zeit nicht verstehen, einst aber soll es Euch klar werden; bis dahin will ich die Last Eurer Verachtung geduldig tragen. Möget Ihr bis dahin glauben, ich sei Advokat, der keine Empfindeleien kennt.

Da trat das Dienstbote ins Zimmer und meldete, es warte ein Herr draußen, der seine Karte schickte.

Béla besah die Karte, und legte sie auf den Tisch seiner Gattin. Judith warf einen Seiten Blick auf das Billet, worauf der Name Bársing stand, und heftete dann einen anderen Blick auf ihren

Gatten. Béla fand es für angezeigt, die Karte vom Tische zu nehmen und in die Tasche zu schieben.

— Ich komme gleich; führe den Herrn einstweilen in mein Arbeitzimmer.

Damit folgte er dem Dienstboten, ohne weder seine Gattin, noch seine Mutter anzusehen.

Seit diesem Momente herrschte im Kreise der Familie eine peinliche Gespanntheit, gleich wie im Sommer, wenn die Luft mit Dünsten geschwängert ist und der Himmel sich nicht umwölken und auch nicht ausheitern kann. Man schmachtet völlig nach einem kleinen Gewitter.

Denn im Leben ist es einmal so, daß die Liebe der besten Frauen auch die beste Pantoffelherrschaft ist.

Wenn die Frau für dich alles geopfert hat, ihren weltlichen Glanz, ihr Vermögen, ihre Bequemlichkeit, ihren Rang — kannst du es ja vergessen, daß du ihr Schuldner bist? — Als du verfolgt im Lande herumirrtest, suchte sie deine Spuren durch die Gefahren und Gräulen des Krieges; könntest du sie jetzt verlassen um lustiger Zechbrüder willen? Die Frau hatte die Rolle des Mannes übernommen, hatte wunderbarer Weise das Steuer deines Schicksalsschiffes ergriffen, um es vor Schiffbruch zu retten; könntest du jetzt diese Hand los lassen? Die Frau wachte ihre Nächte durch an deinem verborgenen Krankenlager, könntest du jetzt ihren Schlaf stö-

ren durch ein lärmendes Thürzuschlagen, wenn du von nächtlicher Schwelgerei heimkehrst? — Die Frau hat sich von der Welt abgesperrt, als sie auch für Dich gesperrt war; jetzt als für Dich die Welt offen, könntest du sie für die ganze Welt verlassen?... Vermag ein ganzes lachendes Paradis den trauernden Blick in ihrem Auge dir ersetzen?

O, eine liebende, eine leidende Frau ist eine große Macht auf Erden.

Béla hatte sich in ein an das Wunderbare grenzendes Unternehmen gestürzt, als er es wagte, dieser Großmacht Trotz zu bieten.

Niemand wird es bemerken, daß dies Judith Wehe thut; es gibt falsche Töne, welche nur ein an die Musik gewöhntes Ohr wahrzunehmen vermag. Béla kannte diese Töne.

Wer weiß es, was noch das Ende dieses Liedes sein wird?...

Als Béla in sei Arbeitszimmer trat, saß Herr Bársing bereits auf dem Divan, gleich einen Türken, mit unterschlagenen Füßen... Wenigstens hatte er Béla die Mühe erspart, ihm einen Sitz anzubieten.

Béla beeilte sich das erste Wort zu haben.

— Womit kann ich dienen mein Herr?

Das Wort Herr betonte er besonders um dem vorzubeugen, daß er von seinem Besuche mit „Du" angeredet werde.

— Ach! guten Tag, Béla — mein Herr, wollte ich sagen: ergebenster Diener! Wir haben uns zwar einst gebuzt, doch wenn es Ihnen, mein Herr, so besser gefällt, will ich nicht zudringlich sein und mich auf alte Beziehungen berufen. Werfen wir einen Schleier auf die Vergangegheit,

— Womit kann ich dienen?

— Es ist mir übrigens auch lieber, wenn wir alle Sentimentalität bei Seite setzen — sagte Bärsing auf die zweite trockene Interpelative — umsomehr, als die Angelegenheit, in der ich Sie sprechen wollte, rein geschäftlicher Natur ist. Ein Anderer, ein Charlatan, würde zwar behaupten, daß es eine Art freundschaftlichen Dienstes sei; doch will ich die Sache verschönern, indem ich ein verteufelt aufrichtiger Bursche bin und die Schauspiele nicht liebe; ... bin kein Poet, ha ha ha! .... bin kein Bühnendichter.

Béla erinnerte sich hiebei jener schlechten Dramen, mit welchen dieser würdige Mann einst deu Dichter Pußtafy gemartert hatte. Doch lag es nicht in Béla's Natur, ihm dieses vorzuhalten.

— Gehen wir an die Sache, mein Herr, sowohl ihre als meine Zeit ist kostbar.

— Sie haben Recht, — sagte Bärsing, seine große Schweizeruhr aus der Westentasche ziehend,

und nachdem er das zifferblatt aufmerksam betrachtet, hielt er die Uhr an das Ohr und ließ sie schlagen, ob das Werk mit den Zeiger stimme . . . — Um elf Uhr muß ich zu Sr. Gnaden dem Vorstand gehen . . . . Also . . . . erlauben Sie mir indeß eine Zigarre anzuzünden?

— Nein; meine Frau duldet den Tabackrauch nicht.

— Ah — die gnädige Frau gebietet also auch in ihrem Arbeitszimmer?

— Ja wohl. — Sagen Sie mein Herr schnell, was Sie wünschen?

— Ich will Sie bezüglich jenes Testamentes sprechen.

— Ich bin bereits von Allem unterrichtet. Fertöy war hier und hat mir berichtet, daß das Testament vorhanden, aber nicht in seinen Händen sei. Derjenige welcher es besitzt, will es nur gegen die Hälfte des Substratumes herausgeben. . . .

Zu jedem dieser kurzen Sätze nickte Bársing mit dem Kopfe, als billige er Alles, was gesagt wurde.

— Ja, so ist's. Weiß Alles recht gut. Fertöy hatte klug berechnet, daß zwei Drittel mehr als die Hälfte seien, und machte ihnen seinen Vorschlag, bevor er mit dem Andern unterhandelte. . . . Es ist ihm jedoch nicht gelungen. Um so besser. Nun schickt

mich jener Andere zu Ihnen; . . . Sie wissen, jener Andere, der auf gewissen Irrwegen in den Besitz des Testamentes gelangte, und macht Ihnen durch mich dasselbe Anerbieten, welches Ihnen Fertöty gemacht.

— Welches Anerbieten?

— Nun — „Gleich getheilt, weckt nicht Neid," sagt ein altes Sprichwort. — Die Hälfte für die Hälfte. . . .

— Ich verstehe Sie nicht.

— Die Sache ist doch so klar. Während Fertöty zögert, das Testament, nach welchem Sie in den Besitz des Nachlasses Ihres Schwiegervaters gelangen könnten, gegen die Hälfte des Erbtheils von einem Anderen zu übernehmen, könnten Sie für denselben Preis in den Besitz des Documentes gelangen.

— Sind Sie etwa der Meinung, daß ich das Document, wenn es mir das Ungefähr in die Hände spielen sollte, vernichten oder verbergen würde?

Bärsing wurde sichtlich verwirrt. Er war auf diese Frage nicht gefaßt. Er hatte es, seiner Ansicht nach, mit einen närrischen Menschen zu thun, der im Stande wäre, aus eitlem Ehrgefühl ein Document, welches gegen ihn selbst zeigt, den Händen des Richters zu überliefern, anstatt es zu unterschlagen.

— Das . . . stammelte er verlegen, könnte vielleicht ein Anderer thun; jener Gewisse, bei welchem es sich jetzt befindet, könnte es schon in solchem Zustande in die Hände gelangen lassen, daß es nicht mehr gelesen werden könnte.

— Und Sie glauben, daß ich einen so nichtswürdigen Schuft abgeben, daß ich mich zum Kumpan einer so sträflichen Handlung hergeben könnte.

Bärsing hatte eine so glückliche Gesichtsfarbe, daß er nicht höher erröthen konnte, als er eben schon von Haus aus roth war; denn das Ganze war ja nichts Anderes, als Jemanden ins Gesicht einen Schuft heißen.

— Aber geehrter Herr Sie fassen die Frage noch immer von sehr dichterischem Standpunkte auf; nehmen wir sie als Advokat. Der Prozeß ist in jenes Stadium gelangt, wo, wenn das fragliche Testament nicht zum Vorschein gelangt, das ganze Vermögen Ihrer Gattin zufällt. . . . . Ein schönes Vermögen, wahrlich. Lohnt schon der Mühe, dafür einen Prozeß zu führen. Die gnädige Frau hätte es nicht nöthig, Komedie zu spielen auf diesem elenden Theater.

— Was für ein elendes Theater? . . .

— Na, na, ereifern Sie sich nicht; ich wollte armes Theater sagen; die Gardinen sind in der That zerrissen, hängen in Fetzen herab. Es ist ein

saueres Brot, Sie müssen es am Besten wissen. Hätte ich eine Frau, nicht um die ganze Welt würde ich ihr's erlauben, Schauspielerin zu sein.

— Ich bitte Sie, sprechen wir nicht davon.

— Ich brachte es ja nur vor, um Sie aufmerksam zu machen, um wie viel Sie und Ihre werthe Gattin vom Einkommen ihres Gutes leben könnten. Kommt aber das Testament an's Tageslicht, dann hat das alles ein Ende; Fertöy wird Universalerbe; — ihre Frau hat nichts als das väterliche Haus in Komorn, welches zu Asche verbrannt und dessen Ruinen der Regen verwäscht.

— Das Ende des Liedes ist demnach, ich soll behilflich sein, das Testament zu vernichten, nicht wahr?

— Nein das Ende ist nicht das, sprechen wir als Advokaten, als vernünftige Menschen. Sie und Ihre Gattin stellen mir eine Obligation darüber aus, daß Sie mir, im Falle, daß der Prozeß zu Ihren Gunsten entschieden wird, die Hälfte des Erbtheils für die durch mich vertretene Partei überlassen; vom Uebrigen wissen Sie nichts . . . dann soll das Testament bis züm Termine nicht zum Vorschein kommen, später aber um so weniger. Sie wissen von demselben garnichts; Sie haben keinen Antheil an dem, was damit geschehen ist; Ihr Ruf bleibt unbefleckt vor Gott und den Menschen.

— Nur vor mir und vor Ihnen, nicht war?

— Das ist abermals poetische Schwärmerei! Sprechen wir mein Herr wie es Advokaten geziemt.

— Gut denn, so will auch ich Ihnen eine Bemerkung in diesen Sinne machen. Ich glaube nicht, daß dieses Testament existirt.

Bárſing schlug sich lachend auf die Knie, Seine langen Zähne schimmerten ihm vor lauter Lustigkeit zwischen den dicken Lippen durch.

— Na, das habe ich von Ihnen erwartet, und habe mich in ihrem Scharfsinn nicht getäuscht; ich weiß es recht gut, daß Sie sagen werden: „Lieber Bársing, das Lied, das Ihr, Du nämlich und Fertöy, mir da abwechselnd von dem auf mystische Weise aufgefundenen Documente in die Ohren singt, ist eitel Geplärre; hättet Ihr's, würdet Ihr mir gewiß nie in die Nähe kommen. Ihr seid aber einverstanden mit einander, um mir Sand in die Augen zu streuen," — das wußte ich im voraus, und habe mich mit den gehörigen Beweisen versehen, da ich mir keinen schlechten Scherz mit Ihnen erlauben wollte. So viel Achtung sind Sie selbst schuldig, daß Sie von Niemanden voraussetzen, er könnte auf Ihre Schwachköpfikeit rechnen. Das Testament ist in meinem Besitz. Jener gewiße Jemand, hat es mir anvertraut, und mich ermächtigt, es Ihnen zu zeigen.

Hiemit langte er das Document aus seiner Tasche, und überreichte es Béla. Und um sein Vertrauen Béla gegenüber zu beweisen, ließ er das Dokument in Béla's Händen, stand von seinem Sitze auf und spazirte auf das Fenster zu. Nur warf er trotz seines unumschränkten Vertrauens hastige Blicke in den gegenüberliegenden Spiegel, vielleicht nur um die Wirkung zu beobachten, welche das Document auf Béla machte.

Lávay hatte mit droßer Gleichgiltigkeit das Testament durchflogen, die Siegel und Unterschriften geprüft, und machte dabei gar keine Bemerkung.

Plötzlich bemerkte aber Bárfing, daß Béla das entfaltene Document gegen das Licht halte.

— Si'st keine Radirung darin! beeilte sich Bárfing im halbscherzenden Tone zu bemerken.

— Es ist wahrlich nichts daran radirt; — sagte Béla, das Papier zusammefaltend.

Er hatte aber nicht nach einer Radirung gespäht, sondern betrachtete das Wasserzeichen der Fabrick auf dem Papier.

— Nun, was solten wir jetzt? frug Bárfing mit siegreichen Lächeln.

— Thun Sie, was in gleichen Fällen ehrliche Menschen thun würden.

— Das ist eine merkwürdige Weisung, ich rerstehe von alldem nichts.

— Ich hoffe, daß Sie sich erklären können, was in gleichen Fällen ein ehrlicher Mensch thut?

Bársing zuckte mit der Achsel.

— Die Ehrlichkeit ist ein sehr relativer Begriff.

— Geben wir also der Sache eine andere Wendung. Thun Sie das, was in gleichen Fällen ein geschickter Sensal thun würde. Verkaufen Sie das Document an den Meistbietenden.

— Fertöy versprach mir ein Drittel, und Sie?

— Ich verspreche Ihnen Nichts. . . .

Bársing begann es zu schwindeln ob dieser unerwarteten Antwort. Béla warf das Document mit solch verächtlicher Mine auf den Tisch, als hätte er eine Spinne oder eine Raupe, welche ihm zufällig auf die Hand gefallen, und vor der es ihm ekelt, von sich geschleudert.

Bársing begriff es, daß hier kein Geschäft zu machen sei.

— Ist das Ihr Ultimatum?

— Ich habe mich ausgesprochen.

— Ich noch nicht, denn ich werde appelliren.

— An wem?

— An das kompetenteste Forum; an Ihren Klienten.

— An meine Frau? Ich bitte Sie thuen sie es.

— Belieben nicht zu lächeln. Auch ich begriff es mit meinem kurzen Verstande im voraus, daß, wenn ich mich behufs persönlicher Besprechung bei der gnädigen Frau anmelden lasse, sie mir heraus sagen läßt, sie habe Kopfschmerzen, oder daß sie eben ihre Rolle studire; schreibe ich ihr einen Brief, so sendet sie mir ihn, sobald sie an der Adresse meine Schrift erkannt, unerbrochen zurück; — deßhalb seien Sie aber überzeugt, mein Herr, daß der kluge Jäger mehr als jene Patrone mitnimmt, mit welcher er den Lauf seines Gewehres geladen.

— Nun so wünsche ich Ihnen viel Glück auf die Jagd, sagte Béla und wandte seinem Gast den Rücken.

Bärsing schob das Dokument in seine Rocktasche und entfernte sich.

Béla klatschte mit den Händen, und seine Augen funkelten vor Freude, als hätte er einen großen Erfolg errungen, dann kleidete er sich an um auszugehen.

So oft er sich vom Hause entfernte, pflegte er es stets seiner Gattin mitzutheilen, wohin er ging, und wann er nach Hause komme. Ich weiß es nicht, wer dieses Recht den Frauen verliehen; so viel ist gewiß, daß sie dieses Recht ausüben.

Als er in das Zimmer Judith's trat, fand er Melchior dort, der kleine Dockter nützte sehr oft die Gelegenheit, welche sich ihm als Hausarzt bot, um seine alten Freunde zu besuchen.

Da pflegte er diese mit seinem statistischen und chemischen Wissenschaften zu unterhalten, welchen Vorträgen Niemand mit so großer Pietät zugehört hatte, als die alte Frau, die es sich sehr zu Herzen nehmen konnte, wenn Melchior erzählte, wie viel Perzent Hundeknochen in den raffinirten Zucker enthalten seien, und daß die gestärkten Unterröcke das Brot von Millionen Menschen jährlich verzehren.

— Eben war ich im Begriff dich zu besuchen, sagte Béla, als er seinen Freund sah, welcher die Frauen zu überzeugen suchte, daß die Teppiche im Zimmer Lungentuberkeln erzeugen.

— Gehen wir also, sagte Melchior, sich von seinem Sitze erhebend.

— Können Sie ihre Angelegenheiten nicht hier ordnen? fragte Judith, während sie Melchior nöthigte, sich abermals zu setzen.

— Gewiß können wir dies, antwortete Béla, seinen Hut ablegend, das Ganze besteht in einem Worte. Dieses Wort ist der Name eines Städtchens, welchen wir längst suchten.

— Ich habe ihn gefunden. Der Name ist „Neuburg."

Melchior sah eine Weile nach dem Plafon als wären dort alle jenen Namen, Ziffern und Kombinationen geschrieben, die er in dem ungeheuern Wörterbuch seiner Erinnerungen angesammelt hatte; dann schnellte er von seinem Sitze auf, als hätten ihn geheime Federn in die Luft geschleudert, und seines hinkenden Fußes vergessend, tanzte er an seinen Freund heran, drückte dessen Hände und rief freudig auflachend:

— Das geht ja prächtig. Wenn es „Neuburg" heißt, dann brauchen wir uns ja nicht von der Stelle zu rühren; das ist (diese Worte sprach er flüsternd) das Jahr 1859.

— Prächtig, sagte darauf Béla, und lächelte ganz vergnügt. — Was bedeutet Neuburg und 1859? fragte die alte Frau mit unüberwindlicher Neugierde.

— Das bedeutet den glänzendsten Sieg! rief Melchior, und war schon im Begriffe, alles zu erzählen, oder wenigstens ahnen zu lassen, von was die Rede sei, doch zupfte ihn Béla an den Rockschößen, um ihn zur nüchternen Vernunft zu bringen.

— Gilt eine Wette, erwiederte Béla mit vollkommener Verstellung; es gilt eine Wette gegen Mehrere, welche wir gewinnen.

— Nun und was habt Ihr gewonnen? frug: die alte Frau, welche alles glaubte, was ihr Sohn sprach, und nur wissen wollte; wie hoch die Wette gehe, in welche er sich eingelassen, und ob er nicht viel auf's Spiel gesetzt.

— O, sehr viel, antwortete Béla, seinerzeit wollen wir schon den Wettschmaus halten. Bis dahin ersuche ich dich — Freund Melchior, kein Wort darüber zu sprechen.

— Ich werde schweigen wie ein Arzt.

— — — — — — — — — —

Nach einigen Tagen, als die Familie gerade bei Tische saß, kam der Briefträger mit seinen Briefen. Das kleine Männchen stand bereits seit geraumer Zeit im Dienste des Publikums; er kannte nicht nur die Einwohner, denen er die Briefe brachte, sondern auch die Handschriften Derjenigen, welche diesen zu schreiben pflegten. Wenn er nun einen längst erwarteten Brief in seiner Tasche hatte, sprang er je drei und drei Stufen hinauf, mit einer Eile, daß ihm schier der Athem ausging. Der übermäßige Eifer verursachte auch seinen frühen Tod.

— Gehorsamer Diener, wünsche besten Appetit; ein graußliches Wetter da draußen. Hier sind Briefe für den gnädigen Herrn; für den einen sind

13 Kreuzer zu zahlen. Wie der Regen strömt, und der Wind noch dazu! Auch für die gnädige Frau habe ich einen Brief, habe ihn separat gelegt. Und noch dazu ein lieber Brief, kommt von Komorn, vom lieben Herrn Papa.

— Von meinem Vater? frug Judith erstaunt.

— O ich kenne sehr gut die Handschrift des gnädigen Herrn, habe viel Briefe von ihm an die Addresse Ihres Herrn Gatten gebracht als er noch Jurat gewesen. Da fragte mich der gnädige Herr immer, wenn er mich sah: Ist kein Brief von Herrn Hargitay aus Komorn da? Ob ich diese Schrift kenne!

Der bescheidene Briefträger wußte es freilich nicht, daß derjenige, dessen Brief man einst so sehnsüchtig erwartet, schon längst seine Kinder verflucht hatte und gestorben sei. . . .

Hastig übergab er die Briefe, mit dem Bedeuten, daß er die 13 Kreuzer ein andermal abholen werde, da diese ihm einzuhändigen der verblüffte Dienstbote vergessen hatte, und lief um ein Haus weiter. Die Addresse jenes Briefes war die förmliche Handschrift des verewigten Hargitay. Es waren dieselben an einander rennenden Buchstaben, mit den oppositionellen Hörnern, den liberal auslaufenden Haarstrichen und den eigenthümlichen An-

fangsbuchstaben, die sich mit protestantischer Härte in den Nacken werfen, so wie mit jenen dicken Erdstrichen, welcher stets das Leben einer Schreibfeder kostete.

Wer nur einmal die Handschrift Hargitay's gesehen, konnte sie allsogleich erkennen.

Judith starrte mit stieren Augen und blassem Gesichte die Schrift an; selbst Béla war verblüfft. Die Täuschung war vollkommen.

— Oeffne den Brief, und lies ihn, eiferte Béla seine Frau an.

Judith erbrach das Kouvert, drinnen fand sie, mit derselben glänzenden Tinte, womit ihr Vater zu schreiben pflegte, einen Brief folgenden Inhaltes: „Judith von Hargitay wurde von dem Schicksalsschlag getroffen, daß sie ihr Vater wegen Béla Lávay verfluchte und enterbte. Doch langt die unsichtbare Hand der Väter auch aus dem Grabe hervor, um seine Kinder zu schützen oder zu züchtigen. Diese unsichtbare Hand hatte den Beweis des väterlichen Zornes, das Testament verschwinden gemacht; doch die Herzen der Kinder wurden weder durch das Leben, noch durch den Fluch erweicht, sie blieben hart und stolz. Diese unsichtbare Hand hatte das Testament, das Zeugniß väterlichen Fluches, abermals an das Tageslicht gebracht. Ein alter Familienfreund hatte es dem Gatten

vorgewiesen und ihm bedeutet, daß nur die Hälfte des Fluches gesühnt sei, die andere Hälfte schwebe noch über ihren Häuptern und werde mit ganzer Kraft auf sie herabbrausen, wenn ihre Herzen in der Hartnäckigkeit verharren. Der Gatte wieß die versöhnliche Hand stolz zurück, und rief sein Schicksal in die Schranken. Die Gattin möge bedenken, daß es sich hier um ihr und ihres Kindes Schicksal handelt. Es steht noch in ihrer Macht zu verhindern, daß der Zornesfluth ihres Vaters sich nicht über alle Häupter seiner Lieben ergieße. Dieß möge sie bedenken und beschließen!

Das Gesicht Judith's blieb todtenbleich; an einen jeden Buchstaben erkannte Sie die Handschrift ihres Vaters und doch war dessen Grabstein schon längst von Moos und Epheu bedeckt.

Stumm reichte sie den Brief ihrem Manne, als wollte sie ihn bitten, er möge doch dieses Räthsel lösen.

Nachdem Béla den Brief durchgeflogen hatte, fiel sein Blick auf das blasse Gesicht seiner Gattin. Es wäre ihm unmöglich gewesen, zu bemerken, daß der Brief Judith sehr angegriffen hatte.

— Es scheint mir man hat mich denunzirt?

— Aber wer? erwiederte Judith mit melancholischem Blicke.

Bist du vielleicht abergläubisch?

— Nein, doch ist die Schrift so ähnlich. Die Augen Judith's füllten sich mit Thränen.

— Dieser Brief beschuldigt mich, daß ich dein Vermögen aufs Spiel setze. Eine schwere Beschuldigung, daß ich mich mit deinen prozeßführenden Verwandten nicht vergleiche. Du solst es einst erfahren, wer diesen Brief geschrieben. Bis dahin ersuche ich dich, diesen Brief unter deine Reliquien zu bewahren, und nicht zu vernichten, denn du kannst ihn einst sehr nöthig haben.

Béla kannte sehr gut die Lösung des Räthsels, er kannte sehr gut jene Hand, welche fremde Handschriften so treu nachzuahmen im Stande war; doch durfte er hierüber noch nichts verlauten lassen. Er war eben ein Jäger, der gegen ein sehr gefährliches und vorsichtiges Wild auf den Anstand gezogen; er hat seine Spuren entdeckt, und war an den Kadaver gestoßen, welchen dieses verschleppt, und wußte ganz gut, daß das Wild zurückkehren und vor ihm abermals erscheinen werde; deßhalb hielt er in seiner Unbeweglichkeit den Athem zurück, ließ sich von den Mücken martern, jagte sie nicht von seinen Wangen; er blickte nicht auf die Seite, sondern wartete ruhig auf jenen Augenblick, wo das Wild in seine Schußweite gerückt; würde er ihm wahrnehmen, es könnte ihn hinterrücks anfallen.

Deßhalb mußte er selbst vor der eigenen Gattin sein Geheimniß bewahren. Dieses Geheimniß verursachte beiden sehr viel Leiden; doch gebe ich Béla Recht, selbst auf die Gefahr hin, daß mich die Frauen darob verurtheilen werden, ein Geheimniß so lange vor ihr verborgen gehalten zu haben. Das Mittagessen verlief ruhig; kein Wort wurde gewechselt.

Nach dem Mittagtische stand Béla auf und begab sich in sein Arbeitszimmer. In einer halben Stunde folgte ihm seine Gattin, die Blässe war von ihrem Gesichte bereits gewichen.

— Du sagst mir, ich möchte den Brief unter meinen Schriften verwahren, da ich seiner einst benöthigen könnte. Ich benöthige ihn nicht, sondern übergebe ihn dir, wenn du so willst.

— Ist es Dir den gleichgiltig, wer immer es sei, der mich anklagt?

— Hab ich je darnach gefragt? Ist es zum erstenmal?

— Vertraust Du mir?

— Könnt ich sonst leben?

— Glaubst Du es, daß ich noch an den bösen Tag von Komorn denke?

— Und ich gedenke jener „guten Nacht“ im Sarge.

— Ein lebender Mensch kann uns nicht sobald trennen.

— Ein todter um so weniger!

Gatte und Gattin hielten sich umschlungen. Es wardieß ein Paar, das Tag für Tag den Eid wiederholte, welchen es einst vor dem Altar geschworen.

Es grenzt ans Märchenhafte.

(Ende des dritten Bandes.)

Digitized by Google

Andere Zeiten
andere Menschen.

Roman in vier Bänden.

Von

Moritz Jókai.

Vierter Band.

Pest,
Druckerei des „Athenäum."
1873.
Berlin. Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

Vierter Band.

Die bleiche Frau.

Das Gesicht der Frau Fertöy wurde von Tag zu Tag bleicher.

Sie hatte es nicht nöthig, ihre Wangen mit Prinzessinwasser oder Lilionese zu bleichen; sie besaß einen unsichtbaren Geist, welcher jede Nacht erschien, um das schneeige Weiß auf ihre Züge zu hauchen. Heute glich sie einer Lilie.

Fürst Wolozoff trägt keine Schuld daran.

Er ist in der That einer der aufopferndsten Anbeter; bei seinen Eroberungen fröhnt er nur seinem Ehrgeize. Es macht ihm eben Vergnügen, wenn die Welt spricht, er sei der Geliebte, der schönsten und geistreichsten Frau.

Diese schönste und geistreichste Frau hatte nun einen Fehler: das die Rosen von ihren Wangen gewichen. Wolozoff würde ein Reich von Leibeigenen

dafür geben, wenn die Wangen dieser Frau in ihrer früheren Rosenglut prangen würden.

Es ist immerhin eine odiose Sache, wenn die Geliebte eines Mannes blasirt ist. Die Gattin mag es sein; die andere, die fröhlichere Gefährtin jedoch soll nie die Lebenslust verlieren.

Wolozoff wäre es recht gewesen, wenn Seraphine für welch Preis immer ihr Gemüth erheitert hätte.

Was dieser Preis sei? .... wissen nur die Männer. Dem Fürsten entging es nicht, daß diese Frau ihren Gatten aus tiefen Herzen hösse; hatte sie ihn nur deßhalb zum Gatten genommen.

Es zählte aber zu den reinsten Unmöglichkeiten, daß eine Frau, welche ihren Gatten haßt, möge sie wie immer bleich sein, Niemanden auf der Welt hätte, den sie liebt.

Der Fürst wußte es recht gut, daß dieser Jemand nicht er, sondern ein Anderer sei.

Die schöne Frau empfängt seine Komplimente, spaziert an seinem Arme, tanzt mit ihm, sitzt in seiner Loge, nennt ihn unter vier Augen beim Taufnahmen; ist zeitweise lustig klagt ihm vertraulich, wenn sie einen Schmerz hat; — dennoch wurde der Fürst von Tag zu Tag immer mehr gewahr, daß es Jemand Anderen gibt, der ihre ganze Seele beschäftigt.

Diesen Andern muß er ausfindig machen.

Weshalb? Um ihn vielleicht zu tödten? Um ihn mit der ganzen Wuth der Eifersucht zu verfolgen? Nein, diesen Jemand muß er finden, daß Seraphine endlich glücklich werde; daß auf ihr bleiches Gesicht, die Rosen zurückkehren. . . .

Es war an einem Abend im Theater. Seraphine betrachtete von ihrer Loge aus, ihrer Gewohnheit gemäß, statt die Vorstellung. das versammelte Publikum. Der Fürst saß ihr gegenüber und heftete seine Blicke auf das bleiche Antlitz. In einem Momente schien es ihm, als ob ein rosigor Morgenroth über diese schneeigen Gefilde zöge, und Seraphine ganz heimlich Jemanden im Partere gegrüßt hätte... Sonst pflegte sie ganz auffallend Grüße zu wechseln; heute that sie es heimlich.

Der Fürst folgte den Blicken Seraphines, und entdeckte Denjenigen, welchem der Gruß gegolten. . . . Statt eine Frage an Seraphine zu richten, erwartete er den Augenblick, wo ein Besuch in der Loge vorsprach, um sich unbemerkt zu entfernen, nnd sich auf den Kasino-erker zu begeben, wo er neben Elemér Dombay Platz nahm.

Dieser Kavalier war berühmt deßhalb, daß er jeden Menschen, Damen, Mädchen, Herrn, ohne Ausnahme kannte, die nur das Theater zu besuchen pflegten, selbst die Galerie nicht ausgenommeu.

— Sag mir einmal Elemér, wer ist jener unge Mann dort unter der vierten Loge, welcher auf seinen Stock gestützt steht.

— In deu manchesternen Paletot? der ist der Gatte einer Schauspielerin.

— Ah, zum Kukuk; und der neben ihm, im chamois-farben Rock.

— So? der ist auch der Gatte einer Schauspielerin.

— Wie nennt er sich?

— Béla Lávay.

— Was für ein Handwerk betreibt er?

— In besseren Zeiten war er Publizist; — jetzt ist er Advokat,

— Lach mich nicht aus, wenn ich dir mittheile, daß dieser Mann mein geheimnißvoller Gärtner ist.

— Wie Derjenige etwa, von dem du erzähltest, daß er einst Fertöy in das Aquarium gestoßen hatte, und dann entsprungen sei?

— Derselbe. Ich erkenne ihn nun wieder, und erkläre mir nun das Räthsel; Fertöy sprach eben davon, daß der Lotos den Namen einer gewissen Lávay führe, und er hierauf den famosen Gruß erhielt. . . .

— Ah, das klingt ja herrlich was du mir da erzählst, gleich morgen muß ich Béla darüber befragen.

— Kennst du ihn?

Sehr gut, er ist ein kurioser Kauz!

— Nun wenn es so ist, ersuche ich dich, dieser Sache vor ihm nicht zu erwähnen, Ich habe eben einen anderen Plan. — Wir müssen uns stellen, als ahnten wir nichts von seiner Identität.

Ich habe es nicht nöthig, den Gentlemann von heute, als meinen Diener von gestern zu erkennen, den die Mode der Politik gezwungen hat die Livrée anzuziehen. Mein Plan wäre ihn zu meinen Rechtskonsulenten zu wählen.

— Da hättst du recht, es ist ein ordnungsliebender Mann, und keines Betruges fähig. Uebrigens habe ich es errathen, weßhalben du gerade jetzt auf die Idee gekommen bist!

Der Fürst betrachtete zweifelnd seinen Nachbarn.

— Das hast Du nicht errathen.

— Wetten wir!

— Gut. Es gilt tausend Rubel.

— Geh, sei kein Narr, bist ja nicht in Rußland.

— Wetten wir dennoch in einer Viertelgulden Banknote.

— Die Wette steht. Höre also: Dir fuhr die bizarre Idee durch den Kopf.

Mein Freund Fertöy pflegt mich vermöge jener Freundschaft, welche mich an sein Haus knüpft, sehr oft zum Vertrauten seiner Geldangelegenheiten

zu machen, da pflege ich ihn stets an meinen Rechtsanwalt zu weisen, welcher uns beide versteht.

Welch' eine unterhaltende Wendung wird es aber nehmen, wenn ich Béla Lávay zu meinen Rechtsanwalte ernenne und dann mit unschuldigster Miene, meinen Freund Fertöy zu ihm sende, er möge berathen, wenn es ihm beliebt. Der Fürst lachte, der Einfall schien ihm bizarr genug, doch entsprang er nicht seinem Gehirn. Er lachte zwar, doch schüttelte er den Kopf. Die wahre Ursache hatte sein Freund nicht errathen, doch diente dieß Idee dazu, daß man die Wirklichkeit vor den Augen der Welt verberge.

Diese wird nur die Satyre sehen, nicht aber die Idylle, welche hinter derselben abgespielt wird.

Wolozoff gönnte seinem Nachbarn die Freude des Triumphes; nahm mit malitiosen Lächeln einen Guldenzettel aus seiner Tasche, bog denselben viertheilig zusammen, benetzte die Kanten mit seiner Zunge und riß behutsam ein viertel der Banknote heraus.

Auch dies gehörte zur damaligen Mode.

— Du hast die Wette gewonnen, sagte er, und legte den Banknoten-Fetzen vor Dombay hin.

Diese Anekdote machte noch während der Vorstellung im Theater die Runde.

Alles fand den Gedanken genial, womit ein glücklicher Anbeter den ihn bereits zur Last werdenden Gatten den Weg zu seiner Geldkasse erschwert.

Wolozoff aber ergänzte in seinem Geiste die Einzelheiten jener Geschichte, welche der Welt unbekannt geblieben sind.

Als er nach dem vermeintlichen Missethäter, seinem Gärtner, schießen wollte, erfaßte Seraphine seine Hand und vereitelte den Schuß.

Seraphine war damals allein mit dem Gärtner im Wintergarten und pflegte auch sonst zu verschwinden, um ihn aufzusuchen.

Seraphine erzählte ihm einst, daß Frau Lávay ihre Freundin gewesen; daß sie in einer Stadt wohnten, daß ihre Fenster einander gegenüber lagen, und daß sie in der Stadt für Nebenbuhlerinen galten.

Auch erinnerte sich der Fürst, daß Seraphine einen tiefen Seufzer ausgestoßen, als sie die Erzählung des Romanes ihrer Mädchenzeit mit den Worten beendet hat, „und jetzt ist Judith glücklich."

Wolozoff glaubte nun zu verstehen, und raisonnirte folgendermaßen: es wäre angezeugter, wenn Seraphine glücklich, und Judith ein wenig unglücklich wäre.

Denn am Ende sei ja die ganze Weiberglückseligkeit nur eitel menschlicher Scherz und Schicksalslaune.

Seraphine wird frölicher sein, wenn sie zu eben anfängt, die Künstlerin dagegen wird sich um so mehr ihrer Kunst befleißen, wenn sie vom Schmerz heimgesucht wird. . . . .

Am andern Tage erhielt Béla einen Besuch von Elemér Dombay.

— Freund ich bringe Dir gute Nachricht, — rückte Dombay heraus — Fürst Wolozoff beklagte sich gestern, das die Kommaßations Arbeiten auf seinen Gütern sehr erschwert wurden, und daß der Wiener Doktor, welcher bisher seine Rechtsangelegenheiten geführt, von den Fragen der Kommassirung, des Urbarialwesens, der Allodial-Gründe, der Regalien und Remanenzien eben so viel versteht, wie die Henne von a. b. c. und daß er jetzt gezwungen sei, einen ungarischen Advokaten zum Rechtsanwalt zu nehmen, er bat mich zugleich ihm Jemanden zu empfehlen; da ich wußte, daß Du, mein Freund, die Urbarial Verhältniße zu deinem besonderen Studium gemacht, nannte ich Deinen Namen, worauf der Fürst mir allsogleich die Hand gab, und in den Vorschlag willigte. Nun was sagst Du dazu?

Béla schlug nicht so schnell ein.

— Was zum Kukuk, Du zögerst, als ob Du dich erst besinnen wolltest, die Stelle anzunehmen? Freund wenn ich Advokat wäre, würde ich mit beiden Händen nach einer solchen Gelegenheit greifen.

Was denkst Du? Durch eine solche Stelle ist dein Glück gegründet.

— Es giebt etwas unangenehmes bei dieser angebotenen Stelle, sagte Béla ausweichend, was ich Dir nicht erzählen kann.

— Nun, so werde ich's Dir erzählen, vom Anfang bis zum Ende. Höre mich an. Als Du noch politischer Flüchtling gewesen, fiel es dir einmal ein, unter andern Maskirungen auch die Livree eines herrschaftlichen Gärtners zu versuchen. In letzterer Eigenschaft dientest Du den Fürsten Wolozoff. Hast Dich aber nicht auf die schönste Art von ihm verabschiedet, nachdem Du seinen Gast, der deine Gattin verleumdet, in das Aquarium stießest, daß er heute noch darin läge, wenn man ihn nicht herausgezogen hätte. Von diesem Falle weiß die ganze Welt, trotzdem, daß Du ihn Niemanden erzähltest. Indessen wird der Fürst Dich nimmer erkennen, wenn er Dir begegnet. Auch hast Du jetzt ein ganz anderes Gesicht, und der Fürst wird es nie merken lassen, daß er sich erinnert, Dich je gesehen zu haben. Uebrigens hast Du nur dann mit ihm zu verkehren, wenn ein Vergleich zwischen ihm und seinen Bauern stattfinden soll.

—Gut ich werde mir's überlegen.

— Was bei Dir so viel bedeutet: „ich werde es früher meiner Frau mittheilen,“ daran thust Du Recht, Freund; sie ist ein kluges Weib, hat mehr

Verstand als Du und ich. Bist dabei ein glücklicher Mann, hast zwei Köpfe, was Du mit einem nicht ausklügeln kannst, darüber holst Du Rath beim Andern. So geziemt es sich auch. Deine Gattin wird dir sicherlich sagen: nimm die Stelle an.

— Darüber bin ich im Zweifel.

— Nun so erfahre es je eher, und benachrichtige mich.

Dann entfernte sich Dombay, während Béla zu Judith eilte.

— Meine Liebe, Fürst Wolozoff hat mir das Rechts-Direktorat über seine Güter angetragen. Was sagst Du dazu?

Judith dachte nach.

Dann ergriff sie plötzlich Bélas Hand und sprach:

— Nehme es jetzt an. Verrichte in möglichst kurzer Zeit die wichtigsten Angelegenheiten. Und dann danke ab.

Béla bedankte sich mit einem Handkuß für den guten Rath.

Es steht entschieden fest, daß Frauen den feinsten Takt besitzen.

Ein wenig weltlicher Tratsch, ein wenig Schein, ein klein bischen Eifersucht, und aus diesen vielen Kleinigkeiten entsteht ein so allgemeines Chaos, woraus sich der gute Ruf eines Menschen kaum zu retten vermag. Es giebt aber noch Menschen, denen

der gute Ruf theurer, als das tägliche Brot ist. . .

Wenn Béla solch' ein glänzendes Anerbieten zurückweisen sollte, würde er einen ganzen Schwarm der beleidigendsten Verdächtigungen gegen sich und seine Gattin aufhetzen.

Ein Advokat, der einen Fürsten, welcher seiner Gattin, die durch Zufall auch Schauspielerin ist, Kränze zugeworfen, nicht zum Klienten haben will, setzt sich vor den Augen der Welt den ärgsten Vermuthungen aus. — Nimmt er die Stelle an, und verbleibt in derselben, was würde dabei herauskommen? Ein Advokat, der Gatte einer Schauspielerin ist, welcher sein Klient, der Fürst, Kränze zuwerfen pflegt; setzt er sich nicht den häßlichsten Zumuthungen aus.

—„Beendige seine Angelegenheiten, um deretwillen er Dich berief, dann laß ihn fahren.“

— — — — — — — — — —

Als Fertöy erfuhr, welch' nene Bekanntschaft der Fürst mit Béla Lávay angeknüpft hatte, raisonirte er folgendermassen:

„Der Fürst ist eben ein launenhafter Mensch, wie es die Großen zu sein pflegen, Judith eine schöne Frau, hat einen schönen, hohen künstlerischen Ruf, und was noch mehr, sie genießt auch den Ruf einer treuen, ihrem Gatten ergebenen Frau; ein wahrlich sehr verlockender Umstand. Dagegen welkt Seraphine vom Tag zu Tag, ihre Launen langweilen,

statt Bewunderuug zu erregen. Der Fürst konnte erfahren haben, daß Béla einst Seraphine den Hof gemacht, und daß diese nicht gleichgiltig für ihn gewesen. Er konnte demnach auf die Idee eines gegenseitigen Tausches kommen. Alte Flammen lassen sich ja so leicht wieder anfachen.

Diese Kombination hatte Fertöy nicht zufrieden gestellt.

Er nahm sich vor beider Frauen Tugend zu vertheidigen:

Die Seraphines gegen Béla, und die Judith's gegen den Fürsten.

Es giebt also dennoch Fälle wo die Tugend einen Werth besitzt!

Fertöy war sehr mit sich selbst zufrieden, als er die Details seiner Vertheidigungstaktik festgestellt hatte.

Die Lage mag sehr verwickelt gewesen sein. Fertöy hatte eine schöne Frau und eiue schöne Niece.

Seine schöne Gattin hatte einen reichen Anbeter, der zugleich der stille Verehrer seiner schönen Niece ist.

Wäre es nicht eine boshafte Eskamotage, wenn die Köpfe der weißen und schwarzen Taube plötzlich vertauscht würden.

Wem kann man hier vertrauen? Einzig und allein Judith. Ihr Karakter ist der stärkste, der widerstandsfähigste unter Allen.

Fertöy hatte etwas ersonnen, wodurch man Judith in den Brennpunkt der Intrigue hinstellen; und durch sie das Ganze vernichten konnte.

Welcher Natur dieses Etwas gewesen? werden wir später erfahren.

Ueber das können wir aber heute schon im Klaren seiu, daß so oft Fertöy an seine Niece dachte, er dieselbe sammt ihrer ganzen Familie auf den Grund des Meeres verwünschte; Niemanden jedoch haßte er so, als Judith selbst.

Mochte er vielleicht die Ahuung haben, daß dieses Viele im Besitze jenes geistigen Kapitals ist, welches an Werth seinen Haß paralisirt; und daß sie ein ebenso unversöhnliches Herz ihm gegenüber stellte, als er eines besitzt?

Es war an einem schönen Herbsttage, zur Zeit der Weinlese, als Béla im Schloße des Fürsten anlangte. Er kannte sehr gut die Räumlichkeiten dieses Schlosses, so wie auch das Dienstpersonale, doch ihn erkannte Niemand, außer dem alten Jagdhunde, welcher ihm im Vorzimmer entgegen sprang und Zeichen der Freude gab, als würde er sich aus der Vergangenheit des Ankömmlings erinnern.

Als sich Béla nach dem Fürsten erkundigte, verwies ihn der alte Kammerdiener in den Garten,

wo der Fürst mit einer Gesellschaft bei der Jause saß. Er hatte viele Gäste aus der Gegend; man hatte eben heute die Weinlese beendet.

Béla beeilte sich den Fürsten aufzusuchen. Er wußte recht gut, daß sein Lieblings Aufenthalt ein aus Eisen und Glas gebautes chinesisches Lusthaus sei, an dessen Säulen er einst die Efeu-Ranken pflanzte. Diese waren bereits hoch herangewachsen, liefen bis an das Dach der Pagode, und hingen mit ihren zarten Ranken wie schwebende lichtgrüne Schatten herab.

Die hintere Thüre dieses Lusthauses öffnete sich auf ein Garten-Labyrinth, welcher, wie wir wissen, daher seine Benennung hatte, daß man Bäume und Gesträuche in Form von Schneckenwindungen angesetzt, wo, wenn man den Mittelpunkt erreicht, man wieder genöthigt war, denselben Weg zurück zu machen.

Wollte sich der Fürst einen sogenannten Jux machen, so ließ er die Thür-Klinken von den ersten drei Thüren der Pagode abnehmen, ließ die gemalten chinesischen Vorhänge der Fenster herabziehen, und Derjenige welcher in den Pavillon hinein wollte, mußte nun jene Schneckenwindungen betretten, und einen Weg von ungefähr tausend Schritten zurücklegen, um in die Pagode zu gelangen. Diese Erfindung diente dazu, um sich vor plötzlichen Ueberraschungen sicher zu stellen.

Béla jedoch kannte sehrgut den Weg, hatte doch er die Gesträuche und Bäumchen des Labirinthes zugestutzt. Er gehörte auch nicht unter jene wilden Gäste, welche ein jedes Fenster am Pavillon zu versuchen pflegten, ob es keine Thüre sei, bevor sie sich entschloßen hatten den Pfad des Labyrinthes zu betretten.

Aus der Pagode drang ein großer Lärm Männerstimmen, Gläser-Geklirr und Gelächter in einander gemischt; zuweilen mengten sich auch scharfe Frauenstimmen hienein, wahrscheinlich der Kousinen des Fürsten.

Béla am Schauplatze seiner einstigen gärtnerischen Thätigkeit angelangt, fühlte eine unwillkürliche Erregung der Erinnerung an seine alten Bekannten, an die durch ihn gepflanzten Bäume.

Ist es doch eine wahre Leidenschaft, welche der Gärtner für seine Bäume hägt; eine Leidenschaft, worin Liebe, Kummer, Eifersucht, Wohlgefühl und finsteres Hinbrüten vermengt sind. Welch eine Sehnsucht in der Ferne, Fremde im Wiedersehen und Schmerz über das Verwelken empfinden. Ob er gewachsen, ob er reiche Blüthen getrieben, jener Tulpenbaum, den er einst in der Mitte des Labyrinth's gepflanzt, mußte er doch bereits sich zu einem großen Baume herausgewachsen haben. Béla hatte in diesen Momente mehr Interesse für den Tulpenbaum, als für die ganze Gesellschaft.

Der Tulpenbaum war seitdem groß gewachsen, hatte üppiges Laub und reiche Blüthen; die um die Rotonde gepflanzten Hibikbäume neigten sich mit ihren dichten Laub übereinander, dazwischen schlangen sich die Ranken der wilden Beern, und bildeten eine lebende grüne Höhle; um das Ganze zu ergänzen, lehnte eine bleiche Frau an dem Baumstamme, gleich einer Dryas der Mythe, mit einer Hand an einen hervorstehenden Ast geklammert, die andere über das blonde Lockenhaupt erhebend, in welchen statt der Blume, halbreife wilde Weinberen prangten. Die durch das grüne Laub durchdringenden Sonnenstrahlen, hatten mit ihren grünlich bläulichen Licht das genußsüchtige Antlitz noch bleicher gefärbt, jenes Antlitz, dessen rothe Lippen und flammenden Augen noch so viel Anspruch auf Leben machten.

Die Gestallt, welche an dem Baume lehnte, war Seraphine. Béla war ebenso überrascht als Seraphine, als sie das Ungefähr so plötzlich zusammen brachte. Die Beschaffenheit des Labyrinth's brachte es mit sich, daß sie einander erst bemerken, als sie sich Aug in Aug gegenüber standen.

Seraphine, welche aus tiefen Nachdenken zu erwachen schien, betrachtete mit sinnenden Blicken den Ankömmling und nur als sie Béla begrüßte, trat das bekannte Lächeln auf ihre Lippen.

— Ah, Sie sind es Lávay? Ach! sie versuchte es schalkhaft zu lächeln.

— Ich kann wirklich nicht für etwas anderes gehalten werden, als ich wirklich bin, sagte Béla im gleichem Tone, Sie aber hätten sich füglich als die Dryade dieses Haines halten können, welche den Worten des Laubes lauscht.

— Wissen Sie es, lieber Lávay, daß die Sprache des Laubes in diesem Hause die vernünftigste Sprache ist. Doch was führt Sie hieher? Kommen Sie vielleicht, um nach einem Auge zu sehen, welche Sie noch als Gärtner gepfropft hatten.

— Ach möglich. Uebrigens ließ mich der Fürst in einer fast prosaischen und dennoch erhabenen Angelegenheit zu sich rufen. Er will eben einen Ausgleich mit seinen Bauern anbahnen, und ich soll hierin sein Anwalt sein.

— Ach das ist sehr schön. Dann werden wir Sie oft sehen. Fertöy gedenkt vierzehn Tage hier zuzubringen.

Seraphine sagte dieß mit unverblümten Spott, sie wußte es ja gut, daß der Name Fertöy's keineswegs die Freuden Bélas vermehren werde.

— Wie bedauere ich die schöne Gelegenheit in Folge Anhäufung meiner Geschäfte nicht benützen zu können, ich muß mich hier sehr beeilen, denn es warten auch zu Hause Pflichten auf mich.

— Welch abgeschmackter Mann sind Sie Lávay, anstatt, daß Sie sagten, ... daß heißt, Sie brauchen nichts zu sagen. Sie haben es ja nicht nöthig auf meine Fragen Antwort zu geben, in jenem Tone, in welchem ich Sie frage, sprechen Sie nichts. Ich sehe Sie dann am liebsten, wenn Sie schweigen, da pflege ich immer über Ihre Gedanken Vermuthungen anzustellen. Wenn Sie sprechen, sind sie viel schwerer zu errathen.

Béla lachte.

— Demnach pflege ich immer anders zu denken, als ich spreche? Seraphine zuckte mit den Achseln.

— Wie Sie unausstehlich sind? Ich wollte Sie beleidigen, und Sie lachen darüber. Wüßte ich's nur, womit man Ihnen nahe treten, Sie beleidigen kann.

— Sie mit nichts.

— Na, na, nehmen Sie sich in Acht, ich werde Alles aufbieten, um Sie in Zorn, in Wuth zu bringen, und Sie zu zwingen, mit mir zu streiten.

— Dann werden Sie von mir nichts ernst nehmen, bedenken Sie, daß ich Advokat bin, und als solcher, ja oft streiten muß, als es meine Klienten verlangen, trotzdem, daß ich meinen Gegnern keineswegs Feind bin.

— Gut denn, Herr Advokat, auch ich habe einen Prozeß, darf ich Sie bitten, denselben anzunehmen.

— Es ist nur die Frage, ob der Prozeß nicht gegen einen meiner Klienten gerichtet ist; der Advokat darf nicht doppelzüngig sein, sonst wird er zum Silenziarius gemacht.

— Ach! kümmern Sie sich heute nicht um Ihren Klienten, wenn Sie den Fürsten meinen. Mit dem ist heute kein vernünftiges Wort zu wechseln. Er hat mit Fertöy gewettet, wer den anderen eher unter den Tisch trinkt? Wie ich beide kenne, wird dieses edle Turnir „heute" kaum sein Ende finden. Ich verschwand vom Schauplatze des Wettkampfes; blieben doch der Damen genug dort, um den Sieger zu bekränzen. Haben Sie etwa Lust, sich den Reihen der edlen Kämpfer anzuschließen, oder bei mir zu verbleiben. . . . . Ein bitteres Dilemma, nicht wahr?

— Im Gegentheil, die Wahl ist sehr angenehm, erwiederte Béla, indem er an der Seite Seraphinen's Platz nahm, welche an einer herabgerissenen Ranke der wilden Rebe kaute, vielleicht um sich den Ekel nach dem süßen Mahl zu vertreiben. Gehen wir also zum Prozeß über, den sie mir anvertrauen wollen, gegen wen ist er gerichtet?

— Gegen die ganze Welt, sagte Seraphine, eine Handvoll wilder Beeren in die Luft schleudernd.

— Auf den Rechtsgrund der Erbschaftstheilung. Auch ich will einem Theil von jenem Glücke, von jener Achtung, von jener Ruhe, die Allen auf der Welt, dem Knechte, dem Bauer, dem Narren zu Theil wird, und, an denen nur ich nicht theilnehmen kann, sonst Jeder, der darnach greift.

— Liebe Seraphine! Es sind dieß zwar Rechte die einem Jeden gebühren....

— Ich bitte Sie geben Sie meinen närrischen Reden keinen vernünftigen Anstrich. Warum lachen Sie jetzt nicht, Ihr Lachen könnte mich anstecken. Sie bemerken es nie, wann ich Scherz treibe.

— Hören Sie mich an — sagte Lávay — ich scherze nicht; habe Ernstes mit Ihnen zu sprechen. Sie werden es aus einem meiner Worte errathen können, daß ich mich sehr viel um Ihr Schicksal kümmere. Ich habe die vergangene Woche damit zugebracht, den Beschluß in mir reifen zu lassen, wonach ich Sie zu einen entscheidenden Schritt bewegen muß. Ich muß Sie nämlich überreden, sich von Fertöy scheiden zu lassen.

Das Gesicht Seraphines wurde noch bleicher, als es bisher gewesen, plötzlich begann es sich aber zu röthen, daß es beinahe zu flammen schien. Verwundert und zitternd blickte sie Lávay an.

— Weshalb soll ich mich scheiden lassen?

— Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen, weil es mein Geheimniß ist. Sie müssen mir es jedoch

glauben, daß ich es nicht ohne Ursache thue. Ich war entschloßen, Sie aufzusuchen oder brieflich aufzufordern, wenn mir das Ungefähr nicht zu Hilfe kommt. Die Pietät für die Erinnerungen einer Vergangenheit, das Wohlwollen, welches Sie mir in meinen bittersten Schicksalen bewiesen, machen es mir zur Pflicht, Sie zu einem Schritte zu bewegen, den Sie machen müssen, wenn Sie einem bösen Geschicke ausweichen wollen, welches Sie unbedingt in den Abgrund reißen würde, wenn Sie meinen Worten kein Gehör schenken. Diese Worte war ich Ihrer Zukunft schuldig. Ich will Sie früher von Ihrem Gatten geschieden sehen, und dann erst werde ich Ihnen die Ursache erklären.

Seraphine blickte träumerisch in die Augen Bélas, und glaubte aus denselben lesen zu können.

Doch wie täuschte sie sich!

Seraphine ließ sich unwillkürlich auf das kleine weiße Bänkchen der Laube nieder, als wäre sie von einem Schwindel ergriffen.

Sie war nur zu sehr Frau, um ihr Herz einem Gedanken verschließen zu können. Der einstige Jugendgespiele empfiehlt ihr, sich von ihrem Gatten zu trennen. Ein Mann, an dem sie nie ohne Herzklopfen zu denken vermochte, verlangt von ihr, ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen, welches zwischen ihnen Beiden sich befindet, Seraphine faltete

die Hände, sah Béla mit flammenden Blicken an, und frug ihn, im Tone innerster Erregung.

— Béla! haben Sie jetzt im Ernste mit mir gesprochen?

Béla war von dem flehenden Blicke der bleichen Frau ergriffen, und drückte ihre zusammengefalteten Hände.

— Seraphine! der Himmel möge jene Strafe über mich verhängen, die nie, nie mich treffen kann: die Verachtung der Menschen; wenn ich nicht wahr und aufrichtig zu Ihnen spreche; schenken Sie mir Glauben. Ich weiß es, daß es ein gewagtes Wort war, welches ich aussprach; doch Sie haben von „geachtet sein" gesprochen, das war überflüssig. Ich wußte es, daß eine Frau wie Sie, die im klaren Sonnenschein der Achtung aufgewachsen, deren jeder Zug den natürlichen Anhang des Stolzes trägt, gegen jenes Gut, welches höher als das Leben anzuschlagen ist, nicht gleichgiltig bleiben kann. Ich habe wichtige Gründe, Ihnen als Wegweiser zu dienen. Betrachten Sie mich, als währe ich nicht anderes, als ein kalter unempfindlicher Stein, auf welchem die Worte stehen: „gehe diesen Weg." Einem solchen Stein würden Sie Glauben schenken, ohne zu fragen: ob er auch die Wahrheit spreche? Ich kann Sie nicht über meine Gründe aufklären, denn in denselben liegt die Hand der Nemesis, welche unerbittlich auf Ihrem Schicksale ruht. So viel kann ich Ihnen je-

doch sagen, daß Sie falls Sie die Verbindung nicht lösen, einem bösem Geschicke anheim fallen, das keine Rettung mehr gestattet.

— Sie erschrecken mich.

— Das will ich eben, einst werden Sie mich sehr gut verstehen und es klar einsehen, daß mich zu diesem Schritte, weder Laune, noch Intrigue, am Wenigsten aber unreife Empfindelei bewog; sondern eine natürliche, sehr gerade Berechnung; Sie werden es einsehen, daß ich Dinge sehend, die unbedingt geschehen werden, bei jenen Erinnerungen, welche ich in meiner Seele herumtrage, nicht schweigen konnte, sondern sprechen, und nur so sprechen mußte.

— Erlauben Sie mir ein wenig zu rathen. Also mit Fertöy soll etwas Großes geschehen, Sie sprechen von einer Nemesis. Soll er vielleicht an seinem Vermögen Schaden leiden?

— Davon weiß ich nichts, würde auch darüber nichts sprechen. Bin überzeugt, daß Sie dann am Besten an seiner Seite ausharren würden. Armuth gilt zwar als Schande in den Augen Anderer, aber nicht in unseren eigenen.

— Aendert sich vielleicht die politische Situation, und ist die Stellung Fertöy's gefährdet.

— Auch das wissen Sie zu gut, daß in gegenwärtigen Zeiten in diesem Lande Niemand von Politik spricht.

— Dann beabsichtigt Fertöy einen Streich gegen mich zu führen? Kann er mir noch mehr Böses zufügen, als er bereits gethan, würde ich denn seinetwegen nicht schon längst einem Anderen, wem immer in der ganzen Welt angehören, wenn ich nicht mir selbst angehörte.

— Liebe Seraphine, täuschen Sie sich nicht. Eine Frau gehört nie sich selbst an.

— Demnach ist sie theilweise das Eigenthum eines Anderen?

— Ja, das Eigenthum jenes Namens, den sie anstatt des ihren angenommen. Dieser kann Sie erheben, oder mit sich in den Koth herabziehen, ohne daß Sie dagegen etwas zu thun vermöchten.

— Es droht Fertöy sonach Gefahr, und zwar eine Gefahr, welche seinem Namen schaden könnte.

— Es ist möglich.

— Und würden Sie es nicht für möglich halten, daß, wenn die Gattin Fertöy's erführe, es droht ihrem Mann Gefahr, sie, statt sich von Ihm zu trennen, ihm das Geheimniß entdeckt?

— Das würde mich durchaus nicht befremden, im Gegentheil, würde ich mich freuen darüber, wenn dadurch der Schande auszuweichen wäre. Vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen sagte: es würde mir zur größten Freude gereichen, wenn Fertöy der Gefahr entrinnen könnte. Doch Sie werden ihn nicht retten können.

— Woraus folgern Sie das? . . .

— Weil er selbst mit Gewalt zu Grunde gehen will.

— Räthselhafter Mensch! ist das Ihre Rache?

— Nein, nein, ich rühre keinen Finger, um ihn zu verfolgen; kein Wort entfällt meinen Lippen, welches ihn vorwärts treiben könnte gegen den Abgrund; er selbst eilt demselben entgegen, und wird darin sei Verderben finden.

— Wissen Sie was ich mir jetzt denke?

— Ich weiß es.

— Sie wissen es? Nun, was?

— Sie denken liebe Seraphine, dieser mein Jugendgespiele will mich von meinem Gatten scheiden! Um . . . . nun mich auch vom Fürsten trennen zu können.

In dem Momente bedeckte Seraphine ihr Gesicht mit beiden Händen, als wäre ein Blitz vor Ihr nieder gefahren; sie wendete sich ab von Béla und fing laut zu schluchzen an.

Béla richtete sich vor ihr auf, und sprach kein Wort.

Nach einigen Minuten erhob die bleiche Frau ihr thränenbefeuchtetes Antlitz, und sagte fortwährend schluchzend in vorwurfsvollem Tone:

— Warum haben Sie es nöthig gehabt, dies zu errathen?

— Weil das ganze natürlich ist. Eine jede Frau würde in gleichem Falle so denken.

— Deßhalb hätten Sie mir dieß doch nicht ins Gesicht sagen sollen. Mit diesem Worte haben Sie mich zu Ihrem Sklaven gemacht; von nun an können Sie über mich gebiethen. Nun bin ich entlarvt; Sie wissen nun, daß ich Furcht vor Ihnen habe; mit einem Winke können Sie mich schicken, wohin Sie wollen; Sie wissen es, daß ich nichts gegen Sie ersinnen kann, was Sie nicht allsogleich errathen. Was wollen Sie thun mit mir?

— Das, was Sie, vor einigen Augenblicken von mir gewünscht hatten: Ihren Prozeß gegen die Welt gewinnen.

— Sie schlagen mich in der That mit meinen eigenen Worten. Ich bat Sie, mich zu vertheidigen, und machte es wie der Knabe in der Fabel, welchen der Schutz seines Verfolgers anrief.

— Sie sind ungerecht Seraphine; Sie wollen es mir nicht glauben, daß jenes Gefühl, welches ich für Sie bewahrt habe, die aufrichtigste Achtung ist.

— Ich vermag es nicht zu glauben, weil dieß für mich entweder sehrwenig, oder sehr viel ist. Sie spielen sich jetzt ebenso mit mir, wie in unserer Kindheit, wo Sie ein Steinchen das ich Ihnen nehmen wollte, fest in die Hand drückten, und über meine vergebliche Mühe, Ihnen denselben zu entwinden, so herzlich lachten; Sie waren stärker. Sie fühlen auch heute Ihre

Stärke, und wissen es, daß ich schwach bin; Sie wissen noch mehr, z. B. daß wenn Sie sich mir gegenüber schwach zeigen würden, ich die Oberhand gewinnen möchte. Und das ist es, was Sie so gut zu verwerthen verstehen. Sie haben vor sich eine Frau, die bezaubert von Ihren Füßen liegt, die Sie mit der Spitze Ihres Fingers emporheben könnten; Sie hüthen sich jedoch Ihr diese Fingerspitze zu reichen, — denn würden Sie diese Frau erheben, müßten Sie zu ihren Füßen sinken.

Auf den bleichen Wangen Seraphinens erglühten bei diesen Worten, gleich zwei erblühten Rosen, die entflammende Leidenschaft.

— Ach! — Seraphine, Sie schwelgen noch immer im Reiche der Poesie, und vergessen, daß das Leben auch eine prosaische Seite hat, sagte Béla, sich neben Seraphinen niederlassend und ihre glühende Hand ergreifend.

— In den Romanen findet man Helden, die sich stets mit einem und demselben Gedanken befassen. Auf dem Theater beginnt das Drama mit Schwärmereien und die Schauspieler sprechen durch volle fünf Akte stets über demselben Gegenstand. . . . . Was thun sie jedoch in den Zwischenakten? . . Dort ist das wirkliche Leben . . . . dort läuft der Mensch vom Morgen bis zum Abend seinem Geschäfte nach; kämpft mit fremden Sorgen, lernt und lehrt, rafft Erfahrungen nach: und findet seine

Freude darin, wenn er nach dem Erfolge sich behaglich ausruhen kann. Das ist die furchtbare Prosa des Lebens, liebe Seraphine! . . . und dieses wäre Ihr Ideal nicht.

— Leider, das eben dies mein Ideal ist, und eben deßhalb, weil es mir am entferntesten steht. Ich selbst bin eine leichtsinnige Närrin, und Diejenigen, die mir nahe stehen, sind hierin sämmtlich meine Nebenbuhler, und ich bete meine Gegenfüßler an.

Ein bachanalischer Lärm erschall von der Pagode her, und störte das Gespräch.

Seraphine machte diese Störung erbeben.

— Verlaßen wir diesen Ort, sagte Seraphine zu Béla.

— „Diesen Ort," frug Béla die Worte absichtlich betonend.

Seraphine hatte ihn begriffen.

— Ja diesen ganzen Ort.

— Und sollen wir wiederkehren?

— Ich habe es nicht nöthig wiederzukehren. Doch Sie?

— Ich werde es thun, die Angelegenheit welche mir der Fürst übertrug, will ich beenden; darüber hinaus hören meine Beziehungen auf.

— Sie wollen ihre Stelle hier aufgeben?

— Das ist mein fester Entschluß.

In Seraphinens Seele begann allmälig ein Glaube Wurzel zu schlagen; der Glaube an den Traum ihrer Kindheit.

Sie drückte die Hand Bélas.

— Dann übernehmen Sie meinen Ehescheidungsprozeß?

— Ja und ich gebe Ihnen zugleich die Versicherung, daß derselbe einmal begonnen, auch bald beendet sein wird.

— Nun Gott mit Ihnen, gehen Sie ins Schloß zurück. Heute können Sie nicht mit Wolozoff sprechen, und sich mit ihm zu unterhalten, werden Sie gewiß keine Lust verspüren.... Ich gehe in den Park; denn ich bedarf der Einsamkeit.

Diese Stunde ist der Wendepunkt meines Lebens, wo man spricht: der Sommer ist zu Ende, und der Herbst beginnt. Trachten Sie, daß wir uns hier nicht mehr begegnen. Mir selbst kann ich Dieses nicht überlassen. — Sehen Sie wie ich bis zur Lächerlichkeit aufrichtig bin; — doch ist es für Sie schmeichelhaft, wenn sich Jemand vor Ihnen in den Staub wirft, und sich nicht fürchtet von Ihnen zertreten zu werden. Gott behüte Sie Béla. Nun drückte sie die beiden Hände Béla's, und um nicht mit demselben allein die Schneckenwendungen gehen zu müssen, brach sie sich durch das Gestrüpp Bahn, mit offenbarer Aufopferung ihrer Toilette.

Béla begab sich in das Schloß zurück, und ließ sich von einem Diener in sein Zimmer führen. Es war dies ein abseits gelegenes Gemach, welches mit der Bibliothek in Verbindung stand, und dem gewöhnlichen häuslichen Geräusch entrückt war.

Béla glaubte den Rest des Tages ruhig zubringen zu können, doch hatte er sich hierin sehr getäuscht.

Kaum begann es zu dämmern, da vernahm er den Gesang der heitern Weinlesegäste, und Tritte näherten sich seiner Thüre; Es klopfte.

Herein — rief Béla.

Der Fürst trat herein.

Wolozoff war, dem Naturgesetze gemäß, betrunken, da er viel getrunken hatte. Er stand übrigens im Rufe, daß er in einem solchen Zustande ein sehr liebenswürdiger Mann zu sein pflege. Viele Damen hatten es schon rund herausgesagt, daß sie sich eben dann ihn ihn verliebten, wenn er betrunken war.

Er pflegte dann freundlich, verbindlich opferbereit zu sein; seine Heiterkeit hatte etwas ansteckendes und seine Züge hatten einen wahrhaft anziehenden Reiz. Da öffnet sich in ihm ein poetische Ader, seine Einfälle sprühen von Geist; da war er liberal und Demokrat.

Es gibt einzelne seltene Exemplare, auf die der Wein diese wohlthätige Wirkung übt.

— Seien Sie willkommen, lieber Lávay — sprach der Fürst, seinem Gast die Hand reichend. — Soeben erfuhr ich, daß Sie eingetroffen; was mich sehr freut; deßhalb habe ich mich auch beeilt Sie aufzusuchen. Wir wollen jedoch die Prozeßangelegenheiten ruhen lassen, heute bin ich, wie Sie sehen, nicht dazu gestimmt, heute könnte ich mein letztes Hemd wegschenken, wenn es Jemand verlangen würde, streiten aber könnt ich mit Niemanden; — ich kam auch nur um Sie in die Gesellschaft abzuholen; darum lassen Sie nur schnell Ihre etwaigen Einwendungen hören, denn ich nehme Sie auf jeden Fall mit, und wenn es nicht anders geht, trage ich Sie auf den Schultern hinab.

— Ich danke Ihnen Fürst; — sagte Béla lachend. Es wäre eine zu große Ehre für mich; ich werde Ihnen auf eigenen Füßen folgen wohin Sie wünschen.

— Doch zum Kukuk, lassen wir die Titulaturen und dutzen wir einander. Wir haben in jetziger Zeit wahrlich nicht viel Ursache, mit den Titeln wählerisch umzugehen. Wir sind ja gleiche Hunde; Marsch! Kusch dich! heißt es, und wir müssen gehen und schweigen. . . . Also her da mit der Hand, Bruder! Denk ja nicht, daß jetzt der Wein aus mir spricht; und wenn er verflogen, ich Dich morgen

wieder „Spektabilis“ tituliren werde. Der Wein gilt bei mir für keinen Autokraten, wir leben mit einander in konstitutionellen Beziehungen; ich schlage vor, er sanktionirt, doch darf er nichts mit mir ohne mich thun.

— Dutzen wir uns denn — erwiederte Béla — Hab' mich schon mit größeren Herrn gedutzt: als Du einer bist.

— Parbleu! das ist ja wahr! die Antwort gefällt mir. So hat mir noch Niemand replizirt. Ja, so ist es. Hm! Wo sind Sie die Armen? Na .... wenn ich einmal in einem Toaste jener „g e w e s e n e n Größen“ gedenke, dann schlage mit mir an, und schleudere dein Glas Demjenigen an den Kopf, dessen Augen nicht mit Thränen gefüllt sein werden.

Der Fürst schlepte seinen Gast, ihn fest am Arme haltend, den langen Korridor entlang, die Treppe hinab. Während dieser Wanderung erzählte er, welch' herrliche ländliche Genüße da unten ihrer harrten. Zwei Zigeunerbanden sollen um die Wette pielen, und zwar Märsche, für welche man morgen die ganze lustige Gesellschaft einsperren und in Ketten schlagen wird, was einen famosen Jux absetzen soll. Den Csárdás werden die Herren mit den Bauerndirnen, die Damen mit den Burschen tanzen, kein Theil der noblen Gesellschaft wird dabei verlieren. Am Ende der Lustbarkeit wird ein Feuerwerk abgebrannt, welches einen brillanten Skandal her-

vorrufen soll, da Fertöy der Arangeur ist, der gute Herr aber derzeit so betrunken sei, daß er alles doppelt sieht. So eben sagte man ihm, seine Gattin Seraphine wünsche ihn zu sprechen, da frug er mit lallender Zunge: welche? . . . Der Kerl wird mir mit seiner Steigraketen ganz gewiß eine Scheuer in Brand stecken, oder sich selbst ein Aug ausschießen, wobei nur das zu bedauern wäre, daß er sich nicht beide ausgeschoßen.

Béla ließ das Geschwätz zu dem einen Ohr hinein, zum andern hinaus . . .

Die lustige Gesellschaft befand sich in der Veranda des Erdgeschoßes, der Fürst wollte, trotz seines Taumels, seinen Gast nicht als Beute der bereits „fertig" gewordenen Gäste hinwerfen. . . . Es gibt auch keine präkärere Lage, als wenn ein vollkommen nüchterner Mensch, in eine bereits angetrunkene Gesellschaft geräth. . . . Der Fürst bezeichnete einige seiner Gäste beim Namen, wie sie ihm eben in Wurf kamen. Einige verzweifelte Patrioten näherten sich Béla, drückten ihn die Hände, und stotterten etwas von „langersehnten Wunsch, ihn persönlich kennen zu lernen;" doch der Fürst zog seinen Gast mit sich, und ließ die Patrioten mit den blutunterlaufenen Augen nicht ausreden.

— Dies ist meine Kousine Olga, das Feodora . . . sagte der Fürst beide vorstellend; dann schleppte er Béla bei Seite, und raunte ihm ins Ohr:

Lasse Dich in kein Gespräch mit ihnen ein, beide sind dumm, wie Gänse, tanze später einen Csárdás mit ihnen, damit hast Du sie dir verpflichtet . . . . dann lasse sie fahren. Siehst du die schöne Frau, welche so bleich ist; ein ausgezeichnetes Weib, scheint jedoch wieder ihren Mond zu haben, man kann sich ihr nicht nähern, zuvor ließ sie ihren Gatten rufen, mit dem Bedeuten, sie wolle mit ihm sprächen. Als er kam, und sie frug, womit er ihr zu Diensten stehen könne, da schwieg sie, und maß ihn mit kalten Blicken vom Wirbel bis zur Zehe. Als er seine Frage wiederholte, zukte sie mit den Achseln und wendete sich ab. Es ist am besten, wenn man sie etzt in Ruhe läßt, denn sie ist zum verzweifeln schön!

Béla murmelte etwas, als würde er die Frau kennen.

Damit gingen sie zu den Zigeunern.

Es gibt Stunden, in welchen der Zigeuner über die schönsten Frauen der Erde steht. Ach schöne Frauen verstehen sich auf Musik, und bringen es auf dem Klavier zu einer gewissen Virtuosität. Wir bewundern — ihre schöne rundgeformten Schultern, und preisen ihr — gelungenes Spiel, sind zuweilen entzückt, über die schneeige Weiße der winzigen Händchen; über die alabasternen Finger, welche mit künstlerischer Fertigkeit über die Tasten gleiten, um diese küssen zu können; wenn jedoch der Zigeuner

da draußen seine Geige anstimmmt, dann küssen wir die schöne weiße Hand der himmlischen Gnädigen, und denken, die schwarze Hand des braunen Zigeuners ist denn doch etwas anderes.

Der Fürst war von den Leistungen seiner Zigeuner entzückt, und verlangte, daß es auch Béla sein soll.

— Schau' Dir' mal diesen jungen Kerl an, kaum zwanzig Jahre alt, ist er schon das Haupt der ganzen Bande. Wie er den Kopf zurückwirft, wie er sich weder um Menschen noch um Engeln scheert, als wäre keine Welt für ihm da, und er nur für sich allein spielte. Sieh', wie ihm die Fetzen vom Rockärmel heraus hängen, und wie ihm das durchaus nicht genirt, er ist ja bewußt, daß er ein viel größerer Künstler sei, als Ole-Bull.

Er zwickert nur mit halben Blicken auf uns her, doch hat er es bereits errathen, welcher Ton zum Herzen dringt? und wenn er will, so läßt er mich aufjauchzen, wie einen Narren, nnd Dich weinen, wie ein vom Liebsten verlassenes Fränlein. . . .

Wie sich seine Muskeln winden und würgen, als wäre er vom alttestamentarischen Teufel besessen. In jeden seiner Glieder fühlt er, was er spielt, und wie die ganze Gesellschaft durch sein Spiel wie von einem elektrischen Strome durchzuckt wird. Diesen Burschen wollte man zum Soldaten assentiren, ich gab ihm das Geld, um sich loszulösen; er vertrank

es, schlug sich aber dafür seine beiden Vorderzähne aus, um die Patronen nicht beißen zu können und so blieb er vom Militär befreit. Ein Diamant von einem Kerl! Dann beseh' Dir einmal den Alten dort mit der Baßgeige! Gestern hat er noch im Ziegelschlag gearbeitet, seine Nägel sind noch voll Lehm, er pflegt der Gewohnheit des Waschens nicht. Welche Melancholie entwickelt sich in jedem seiner Züge! Es spiegelt sich da jener Grundsatz der Lebensphilosophie ab, daß von Allem nur das gut ist, was man besitzt, und das schlechte, dasjenige dessen man bedarf. Welch patriotisches Gesicht! braun wie der schönste Kordovan, der graue Bart, die dichten Augenbraunen scheinen, als wären sie von feinster Wolle. Eine Locke fällt ihm auf die Stirne, um eine Narbe zu verdecken, welche er sich in der Schlacht, oder vielleicht auch im Wirthshause geholt, mit welch majestätischem Blick' ruht sein Auge auf uns! Er fühlt, daß wir ihn bewundern, doch denkt er sich, hol Euch der Kukuk, wäre vernünftiger von Euch, wenn Ihr mir ein Gläschen spenden würdet! Die poetischen Ergießungen wurden durch das Zeichen einer Rakete unterbrochen, welche Herr Fertöy in die stille Abendluft steigen ließ.

— Na, wenn mein Schloß diese Nacht überlebt, ohne abzubrennen, dann brauche ich es nicht mehr versichern zu lassen, rief der Fürst lachend, indem er auf einen Stuhl sprang, und von dort über den

Köpfen seiner Gäste, gleich einem Marktschreier gestikulirend, ausrief:

— Meine Herren und Damen. Das Spektakel beginnt, an dessen Ende wir muthmaßlich sämmtlich in die Luft gesprengt werden. Dabei ist folgende Ordre de Bataille zu beobachten: Wenn Sie meine Herrn und Damen sehen, daß Herr Fertöy, seinen ganzen Pulvervorrath anzuzünden im Begriffe steht, dann haben Sie sich schnell auf die Erde zu legen. Die Damen mögen keine Furcht haben, ihre Krinolinen werden sie in den Lüften schwebend erhalten.

Man lachte über den Weinlesewitz des Fürsten. Nur aus dem Hintergrunde des Hofes, wo der Pyrotechniker manipulirte, legte eine heisere Stimme, welche man als die des Herrn Fertöy erkannte, Verwahrung gegen das Explodiren ein.

— Fürchten Sie sich nicht meine Herrn und Damen, Mephisto versteht es, mit dem Feuer umzugehen.

In diesem Augenblicke begannen zwei feurige Räder und vier römische Fackeln farbige Funken zu sprühen, in dieser dämonischen Beleuchtung, stand Fertöy mit keck auf die Seite geschlagenem Hut und grinsendem Gesichte, dessen eine Seite blau, die andere roth, durch das bengalische Feuer beleuchtet war. In der Hand hilt er sein Glas hoch empor, auf das Wohl aller schönen Frauen; der Wein blitzte im Glase als wäre er flüssiges Feuer. Eine mächtige

Fanfarre der Trompete und Klarinete erscholl auf den Toaste, und mischte sich in das Zischen der Raketen.

— Also das hatten wir überlebt; rief der Fürst. Wie heißt diese Piege? fragte er dann den Arrangeur, als es im Hofe wieder finsterer geworden, und nur die Lampen auf der Terasse leuchteten.

— Das war „die Höllenfahrt des Zauberkönigs“ erscholl die heisere Stimme Fertöy's aus dem schwarzen Hintergrunde.

— Was folgt jetzt?

— „L'eruption de Popocatepetl“ antwortete Fertöy.

— Na — meine Herrn und Damen, wer jetzt mit gesunden Gliedern davon kömmt, kann sich eines besonderen Glückes rühmen! . . .

Trotz dem verharrten die Damen auf ihren Plätzen.

— Siehe, sagte der Fürst zu Béla, wie verwünscht launenhaft dieses Weib ist. Während des ganzen Spektakels sitzt sie mit dem Rücken gegen dasselbe gewendet, um nichts davon zu sehen.

Im Herzen Seraphines brannte ein anderes Feuer.

Abermals blitzte es auf und eine Rakete fuhr in die Lüfte.

— Nun Freundchen, stichelte der Fürst, war das der Popocatepetl? Besteht darin die ganze

Eruption der Vulkane? das kann man ja in jeder Schmiede.

— Nur Geduld, die Raketen dienen nur zur Ausfüllung des Zwischenaktes. Jetzt folgen die Lampenschwärmer und die Sternenstöße.

— Der Sternenstößer wird noch in dieser Nacht sein.

Man lachte sehr über diese Bemerkung. Um die Ursache dieses Lachens zu erklären, müssen wir erwähnen, daß der Fürst mit Fertöy die Wette eingegangen hat, daß Derjenige welcher im Trinken länger ausharrt, mit dem andern das Sternstoßen vornehmen kann. — Diese schöne Unterhaltung besteht aber darin, daß man dem vom Weine bewältigten, Papierstreifen zwischen die Fußzehen steckt und dieselben anzündet, daher das homerische Gelächter.

Fertöy antwortete damit, daß er ein halb Dutzend Raketen abbrannte.

Eine derselben versagte. Fertöy ging um nachzusehen und bemerkte daß der Brander ausgelöscht sei. Mit taumelnden Sinnen nahm er die Rakete von der Stange, und war eben im Begriff den Brander herauszuziehen, um ihn durch einen neuen zu ersetzen, in dem Momente fing aber die Rakete Feuer.

Er schleuderte sie erschrocken zu Boden, diese aber fuhr mit einem höllischen Zischen zwischen die Zuschauer.

Hierauf erscholl Lachen, Lärmen und Geschrei; die Damen sprangen auf Bänke und Sessel. Zertrettet sie! riefen die Weiterstehenden, und es gelang endlich, das rebellisch gewordene Feuer zu löschen, um die Explosion zu verhüten.

Als der Rummel sein Ende hatte, erscholl ein Aufschrei aus einer Ecke. Alles blickte entsetzt dahin; die Kleider Seraphinens hatten Feuer gefangen.

Die erschrockene Frau sprang von ihrem Sitze auf, und rannte ins Freie in den Hofraum hinaus. Durch das Laufen vergrößerte sich die Gefahr, der Luftzug facht ja das Feuer an. Ein Moment noch und die Frau wird in hellen Flammen stehen.

Wenn es Niemanden gibt, der diesen Moment benützt um sie zu retten, muß sie des elendsten Todes sterben.

Doch war Jemand da.

In jenem Momente, wo der Schreck die gesunden Sinne der Gesellschaft lähmte, daß diese in stummer Betäubung der flüchtenden Frau nachsah, erscholl die Stimme Béla's.

— Seraphine halten sie ein. Und die Frau hielt wie von dem Worte bezaubert an.

In demselben Momente stand Béla an ihrer Seite, umwickelte sie schnellstens mit seinem Plaid, und erstickte so das Feuer. Um dies bewerkstelligen zu können, mußte Béla die Knie und den ganzen zitternden Körper Seraphinens mit seinen Armen

umfassen und dieselben an sich drücken. Er that es, um ihr Leben zu retten, um eine jede ihrer Bewegungen zu vereiteln.

Als Seraphine sich außer Gefahr befand, fiel sie ohnmächtig auf die Schulter ihres Retters.

War dies ein Wunder, nach solchem tödtlichen Schreck? oder that sie es aus andern Ursachen?

— — — — — — — — — —

Als der Schrecken und die Gefahr vorüber waren, trugen die Damen Seraphine auf ihr Zimmer, legten sie ins Bett, und versicherten später die Herrn, daß sie gar keine ernste Beschädigungen erlitten. Einige Brandflecke und der Schrecken sei das Ganze.

Wolozoff rieb sich vergnügt die Hände und murmelte.

Es geht prächtig! Der Gatte schießt seine Frau mittelst einer Rakete an . . . . da erscheint das Ideal, um das gefährdete Leben zu retten. Besser konnte man es nicht mehr geben.

Table moving.

Später gab es eine Zeit, wo die ganze Welt sich langweilte. Man konnte es fast hören das sympathetische Gähnen der Völkermillionen, womit ein sich langweilendes Land, dem andern lebensüberdrüssigen Lande antwortete.

Die Gegenstände des täglichen Gespräches waren gänzlich erschöpft, das liebenswürdige Amerika erfand für ihn eins: den tanzenden Tisch.

Nachdem man auf der Erde nichts mehr zu lernen hatte, griff man in überirdische Regionen hinüber, und arrangirte ein Spielchen mit den Geistern.

Dieses Spiel wuchs sich zur politischen Mode heraus. Ganz natürlich sind die Geister sammt und sonders liberal gesinnt. Sie sind abgesagte Feinde des Konservatismus — sonst würden sie ihre irdischen Hüllen nicht verlassen haben — und entschiedene Freunde des rapidesten Fortschrittes; denn wenn man einen der Klopfgeister des tanzenden Tisches frug, woher er jetzt käme, konnte man die wun-

derliche Antwort erhalten: aus Kalkuta, Tiflis, oder Connecticut.

Außerdem sind die Geister auch Demokraten, und in dieser Eigenschaft mit materiellen Dingen nicht bestechbar; dagegen zeigen sie um so mehr Neigung zu Verschwörungen, worin sie eine wahrhafte Virtuosität entwickeln.

Knrz nach dem Bekanntwerden dieser Erfindung, wurden Tische, die bisher durch Jahrzehnte ruhig an ihrem Orte gestanden, durch magnetische Verkettung der daraufgelegten Hände zu den possirlichsten Tänzen gezwungen; später fand sich die praktische Welt veranlaßt, die Erfindung zu ihrem Nutzen auszubeuten, und man konnte in jeder Familie, vom Handwerker angefangen, bis zum Fürsten, vom Künstler bis zum Gelehrten, derlei kleine dreifüssige Tische sehen, welche durch Berührung des mit ihnen in Verbindung stehenden „Mediunn's" auf die buntesten Fragen mit der wunderbarsten Präzision antworteten; diese Antworten in Zweifel zu ziehen, wäre der größte Mangel an Ehrfurcht vor den Geistern gewesen. Wenn ein solches „table moving" z. B. darüber befragt, wie der Großvater des Fragestellers geheißen? den Namen „Mathias" naunte, jener Großvater aber durch Zufall sich gerade Kristof genannt hatte; so fiel es dem Betreffenden gar nicht eiu, die Wahrheitsliebe des Klopf-

geistes zu bezweifeln; er mußte Recht haben, aber der Großvater mußte ein Anderer gewesen sein.

Wir sahen ernste, in schweren Zeiten ergraute Männer, wie sie ihre zitternden Fingern auf dem „table moving" drückend, mit feierlicher Stimme ihre Fragen stellten: wann tritt diese oder jene Veränderung ein? wann werden wir diesen oder jenen berühmten Mann wiedersehen? was wird jetzt in den politischen Kabineten gebraut? Wer ist der Held dieser oder jener geheimen That? . . . Solche, und ähnliche Fragen konnnte man hören, worauf die Antwort immer günstig ausfiel, weil sie ein jeder seinem Herzenswunsche gemäß auslegte.

Wenn schon die ernsten Männer sich diesem Spiele hingaben, wer würde es jenen ehrwürdigen, in Trauer gekleideten Matronen verargen haben, wenn sie sich an dem Geiste des „Table moving" wendeten, um von ihren Verschollenen, oder vielbeweinten Todten einen Namenszug zu erhaschen, und wenn dieß geschah, wie gaben Sie sich dann dem Glauben hin, daß es die unsichtbare Hand ihres Theuren gewesenen, welche den Namen niederschrieb.

Heute, wo sich die Verhältniße geändert, lachen die Leute über das eitle Spiel vergangener Jahren; doch wir, die wir in jenen Zeiten gelebt, erinnern uns der tiefen Geheimniße jener düsteren Völkerstimmung, welche diese Periode mit einem traurigen Flor umzog; wo der hoffnungslose Glaube einen

Strohhalm zum Gott gemacht; wo, nachdem der Himmel keinen Bescheid ertheilt, man ein Stückchen lebloses Holz um Rath befragte.

Es gab sehr berühmte Geisterbeschwörer des „Table moving,“ die man aus weiter Ferne aufsuchte, zu denen ganze Pilgerfahrten unternommen wurden; und deren Antworten manchmal einen förmlichen politischen oder religiösen Fanatismus erzeugten, welche beide dann in ein partisches Gewirre zusammen floßen.

Zu diesen berühmten Geisterbeschwörern zählte auch die kleine Blum.

Unsere Leser werden sich noch dieser kleinen Person, aus jenen Zeiten erinnern, wo sie in Komorn Verpflegsbeamtens Gattin gewesen; heute figurirt sie als Finanzräthin.

Ihr Gatte, der gute Blum ist eben avanzirt. Er ist ein äußerst guter Mann, und wird nie Stoff zu irgend einem Roman liefern, deshalb lassen wir ihn ruhen in seinem Bureau, wo er seine Tage bis in den späten Abend zubringt. . . . . Um so mehr rührte sich die liebe Frau Blum in der Welt. Sie zählt die ganze Stadt zu ihren Bekannten; weshalb es uns Wunder nehmen kann, daß sie Judith nicht aufgesucht.

An einem schönen Tage jedoch, begegnen sich die alten Bekannten auf der Gasse. Die Blum erkannte Judith allsogleich und spricht sie an. Die

Kleine hat weder Rang noch Titel so stolz gemacht, um ihre Freundinen nicht zu kennen ... hie und da; wenn es auch Komediantinen sind.

— Ah, guten Tag Judith; hundert Jahre sind es, daß wir einander nicht gesehen. Nun wie geht es Ihnen? Was macht der Kleine? Bekommt er schon Zähne? Geben Sie gut Acht auf das Kindlein, denn der Scharlach grassirt sehr in der Stadt — Ist die alte Frau noch bei Ihnen? Ich habe sie so lieb, weil sie so aufrichtig ist. Hundert Millionenmal habe ich mir vorgenommen, Sie zu besuchen, aber Morgen soll es der Tag sein, wo ich komme, wenn Sie es erlauben.

— Werde mich freuen; — erwiederte Judith trocken.

— Wohin sind sie im Begriff zu gehen? ... Ich will Sie dahin begleiten. Nicht wahr, Sie gehen ins Theater.

— O nein, ich gehe auf den Markt, um dort etwas für die Küche zu kaufen!

— Sie! .. Auf den Markt? ... Sie treiben etwa Hauswirthschaft?! ... Wenn man gewohnt ist, Sie auf den Brettern als Fürstin, als Königin zu sehen, ist es schwer zu glauben, daß Sie zu Hause auch etwas anderes thun, als Jamben deklamiren .. So oft ich meinen kleinen Tisch über Sie befrage, erhalte ich stets die Antwort: Sie seien mit ihren Studien beschäftigt.

— Ihren kleinen Tisch?... frug Judith ihre großen schwarzen Augen auf das kleine Figürchen haltend.

— Nun ja!... den „table moving.“ —Haben Sie noch keinen? Haben Sie noch nichts über den Klopfgeistertisch gehört, oder in den Blättern gelesen? Ach! Sie sollten einen haben; er würde Ihnen gewiß antworten, da Sie sehr viel Magnetismus besitzen.

Judith wollte die fröliche Laune des kleinen Weibchens nicht verderben und gab demnach keine Antwort.

— Ah, Sie scheinen mir zu den Ungläubigen zu gehören; die behaupten daß das Tischrücken und Schreiben nur eine Schwindelei, nur eine Komödie sei. Das verzeihe ich Ihnen nicht; ich muß Sie bekehren, so wie ich es mit vielen Andern gethan, die sich Philosophen nannten, die lachend und spötelnd kamen, und dann überzeugt davon gingen. Morgen, oder noch besser heute Nachmittag will ich Sie besuchen, und mein Tischchen mitnehmen, wenn ich nicht ungelegen bin.

Uebrigens sind wir ja alte Bekannte und brauchen bei unseren Visitten nicht so stark auf die Etiquettestunden zu schauen.

Judith sprach etwas vom Gernesehen.

Die Blum sprach dann noch sehr lange über die Freude, welche ihr das Wiedersehen einer so theueren Freundin verursachte, und ließ endlich Judith ruhig auf den Markt gehen.

.... Am Nachmittag traf die kleine Blum pünktlich bei Judith ein. Ein Amtsdiener trug ihr

das kleine Tischchen bis zur Thüre nach, dort übernahm es die Blum selbst, stellte es vorsichtig beiseite, und umarmte dann, hingerissen von den Freuden des Wiedersehens, die alte und Junge Lávay herzlich.

Judith empfing ihren Gast mit jener Freundlichkeit, welche der ungarischen Gastfreundschaft angeboren ist, die alte Frau jedoch mochte die gewisse Melonen-Soirée noch nicht vergessen haben, den sie hegte einen gewißen Argwohn gegen den unerwarteten Besuch der Frau Blum.

Der Ungar pflegt seinen Nachmittagsgast stets bei gedeckten Tisch zu erwarten.

So geschah es auch hier. Die kleine Blum machte wenig Umstände, setzte sich an den Kaffeetisch und begann allsogleich von ihren „geistreichen" Geschichten zu erzählen.

Während des Gespräches behauptete die kleine Frau, daß, wenn sie ihre Hände so auf den Tisch auflegt, sich die Daumen berühren der Tisch allsogleich zu tanzen beginne und wäre er noch so schwar und würden ihm auch die stärksten Männer niederzuhalten suchen.

Die alte Frau bat jedoch ihren Gast, die Production so lange wenigstens zu unterlassen, bis das Kaffeegeschirr nicht geräumt ist.

Die Blum that, als würde sie sich darüber beleidigt finden, daß man von ihren Geistern in so alltäglichen Tone spricht. Es sei dies kein Gegenstand

des Scherzes; denn in jedem Tische wohnt der Geist eines großen Dahingeschiedenen. Dieser Geist wohne im Schubfache des Tisches,und wenn er keines hat, dort wo er ein Eckchen findet. Ein Tisch sei daher kein gewöhnliches Meubel, wie die andern.

Die alte Dame war jedoch an diesem Tage sehr ungläubiger Natur. Sie schenkte vorerst der Blum keinen Glauben, dann hielt sie vom Tische nichts, schließlich kamen ihr die Klopfgeister ganz lächerlich vor; sie hatte von allen diesen Sachen eine sehr skeptische Meinung.

— Liebe Judith — sagte dann die Blum, mit der jungen Frau anbindend. — Sie werden staunen, wenn Sie das sehen. Ich bitte Sie nur einen Bogen reinen Papieres, dann um vier Stecknadeln, damit ich die vier Ecken des Bogens befestigen kann; denn er darf sich nicht rühren.

Die alte Lávay bemerkte hiezu, die kleine Frau möge Acht geben, daß Sie nicht etwa irgend einen Fuß des Geistes mit der Nadel verletze.

— Nun, worüber wollen wir den Geist befragen? Sind Sie etwa neugierig den Namen eines Geistes zu erfahren? Sie sollen seine eigene Handschrift sehen, bite Acht zu geben.

Damit stellte die Blum den kleinen dreifüßigen Tisch auf das Papier, und berührte die Fläche desselben mit ihren zehn Fingern; das Tischchen begann sich unter ihren Fingern zu bewegen;

während die heitern stets geschwätzigen Züge der Blum einen melancholischen, dann einen exaltirten Ausdruck nahmen; die Augen blickten starr in das gegenstandlose Nichts, die Lippen schienen halb geöffnet, Worten zu lauschen, welche dem Ohre nicht vernehmbar sind.

Unterdessen bewegte sich das Tischchen in einem fort, und machte zuletzt einen langen krummen Strich, der wohl das Manupropria am Ende des Namens bezeichnen sollte.

— Sehen Sie, meine Damen! rief die kleine Frau im Tone innigster Ueberzeugung — und auf den geschriebenen Namen deutend. — Stets derselbe Name „Talleyrand." Und das ist wahrhaftig seine eigene Handschrift, so wie ich sie im Archive der Wiener Hofburg gesehen, sie gleicht Haar für Haar, Strich für Strich, dann wäre ich selbst nicht um die Welt im Stande, so zu schreiben, ich habe ja wie Sie wissen eine abscheuliche Schrift, während dieses hier ein echtes kalligrafisches Kunstwerk ist. .... Sehen Sie: die Schriftzüge Talleyrand's. ..... Nun, meine guten Damen, befragen Sie ihn über etwas, über was immer? ausgenommen wie lange Sie noch zu leben haben, und welche Nummern in der Lotterie gewinnen, den über das geben die Geister keine Auskunft.

— Wie könnte ich mit diesem Herrn konversiren? entgegnete die alte Lávay, er ist ja ein

Franzose und ich . . . ich verstehe nur die ungarische Sprache.

— O, da muß ich bitten, die Geister sind jeder Sprache mächtig. . . . . Sie sind beinahe allwissend.

— Dann ist es sehr schade, sie im Leben mit dem Unterrichte zu plagen, da sie ohnehiu sehr bald ganz selbst zu allen Wissen gelangen.

— Die Theorie dieser Sache ist aber, meine Damen, das ein Jeder denjenigen Grad im Jenseits erlangt, in welchem Grad er seinen Geist im irdischen Dasein gebildet. . . . . Darüber hat man schon ganze Bücher geschrieben.

— Somit ist es der Lohn eines Gelehrten in der anderen Welt, daß er selbst nach seinem Tode noch bemüssigt ist, die lebende Gesellschaft bei ihren Theeabenden zu unterhalten.

— Sie sind demnach gänzlich ungläubig? Befragen Sie den Geist über etwas.

— Ueber was soll ich ihn befragen? . . . . Nun gut, er möge mir sagen wie viel Kreutzer ich im Sacke habe?

Die Blum, weit entfernt davon, beweisen zu wollen, daß der Geist Talleyrand's eine viel zu höhere Aufgabe hat, als die vaterländische Numismatik in Jemandens Sacke zu studieren, griff sogleich zur Arbeit, um die pünktliche und richtige Auflösung

dieses mathematischen Problems durch ihren obgenannten Geist reproduzieren zu können.

Das dreifüßige Tischen begann seine Bewegungen, die Blum betrachtete mit starren Augen den Plafond, die alte Lávay zwickerte mit schalkhaften Lächeln ihrer Schwiegertochter zu, als wäre sie einer unschuldigen Schadenfreude an dem Fiasko der Blum gewiß.

Nachdem der Tisch seine Bewegungen beendet, und mit der Antwort fertig geworden, betrachteten die drei das Papier; die verschiedenen Kratzfüße hatten jedoch weder mit den Ziffern, noch mit den Buchstaben irgend einer Nation Aehnlichkeit.

— Ah, das sind chinesische Zahlen: betheuerte die Blum mit ihrem vollen Pathos; — bitte nicht darüber zu lachen. Morgen will ich die Antwort zu Doktor Kruxfux tragen, er ist ein ausgezeichneter Orientalist, und pflegt mir derartige Hieroglyphen zu entziffern. Jedenfalls wird er die Summen der Kreuzer allsogleich heraus haben.

— Ich ersuche Sie den Hern Doktor Kruxfux durchaus nicht zu bemühen — rief die alte Frau mit heiterer Laune; habe doch in meinem Sack nicht einen einzigen Kreuzer! . . .

Um ihre Worte auch mit der That zu bekräftigen, kehrte sie beide Taschen ihres Rockes heraus, in welchen sich eine Brille und ein Fingerhut vorfand.

Unterdessen ist der Kaffee fertig geworden, welchen die junge Frau als gute Hauswirhin in einen durchsichtigen gläsernen Kolben vor den Augen ihres Gastes bereitet hatte.

Dieser Umstand unterbrach die Produktionen des Klopfgeistes.

Indessen war Judith bereits neugierig geworden. Die Neuheit des Spieles zog sie an; dann hatte Sie noch nicht von jener Melone gekostet, womit diese Blum einst ihre Schwiegermutter bewirthet hatte; kaum vermochte sie es zu erwarten, daß die Wunder des, „Table moving" auf die Tagesordnung kämen, trotzdem, daß die Alte diese Wunder mit ihren puritanischen Sarkasmen auf ihren mechanischen Werth zu reduziren bemüht war.

— Kommen Sie, Freundin, sagte die kleine Blum zu Judith, mit Ihnen ist noch zu sprechen, Sie gehören nicht zu den Ungläubigen. . . . Befragen wir nun den Geist: was Béla macht?

Es wird schwerlich eine junge Frau auf der Welt geben, welcher die Beantwortung einer solchen Frage gleichgiltig wäre.

Auch Judith willigte in die Frage; wenn es ein bloser Scherz ist? . . . . nun dann um so besser.

— Da müssen aber auch Sie theilnehmen; — betheuerte die Blum.

— Wie theilnehmen?

— Nun ja. Auch Sie müssen mit den Fingerspitzen den Tisch berühren, wenn Sie eine Antwort haben wollen. Ziehen Sie ihre Ringe von den Fingern, denn es darf kein Metall an denselben sein.

Judith gehorchte lächelnd, und zog die Ringe von den Fingern, einen jedoch, ihren Trauring, hatte sie an jene Schnur gehangen, an welcher sie ein Medaillon trug mit den Porträts Béla's nnd ihrer Mutter.

Die alte Lávay brummte einen Satz aus der Bibel über Heidenthum und Hexerei.

— So jetzt legen Sie ihre Hand auf den Tisch, so daß Sie mit ihren beiden kleinen Fingern die meinigen berühren. — So. Nun stellen wir die Frage: wo Béla sich befindet?

Das Tischchen begann sich zu bewegen, und verschiedene Zeichen auf das Papier zu kritzeln; Judith staunte gedankenlos das seltsamme Werkzeug an; auf ihren Lippen schwebte ein mattes Lächeln; es schien ihr, als wäre die Bewegung des Tischchens ganz willkürlich, ohne Zuthun jeder menschlichen Kraft.

Als die Bewegung aufhörte, stand auf den Papier geschrieben:

„Wolozoff."

— Wolozoff? . . . Las die Blum kopfschüttelnd. Was ist das? ein Dorf?

Die Kleine stellte sich, als würde Sie es nicht am besten gewußt haben, was dieser Name zu bedeuten habe.

Judith gerieth in jenes Stadium, wo der Mensch an dem zu zweifeln beginnt, was er glaubt.

— Béla ist wirklich bei Fürst Wolozoff; er ließ ihn in Rechtsangelegenheiten zu sich bescheiden; — sagte Judith wie für sich.

— Ah! Sie haben an diesen Namen nicht gedacht?

— Nein. Ich habe überhaupt auf Nichts gedacht; — erwiederte Judith beklommen, und es fiel ihr nicht ein, die Frage zu stellen, ob vielleicht die kleine Frau daran gedacht habe.

— Fragen wir nun, fuhr die ränkesüchtige Frau weiter fort, mit wem Béla in diesem Augenblicke unterhält?

— Gut. Befragen wir das.

Das Tischchen setze sich unter den Händen der Damen abermals in Bewegnng, und als es still stand, war auf den Papier zu lesen:

„Seraph . . . .

— Ah, lachte die kleine Blum. Das ist köstlich; Béla unterhält sich mit überirdischen Wesen. — Eine köstliche Antwort. Man wäre versucht, zu glauben, daß Béla um diese Zeit seine Nachmittags Siesta hält, und sich im Traume mit Seraphinens beschäftigt.

Judith fuhr ein Gedanke durch den Kopf; und das schwache Lächeln schwand von ihren Lippen. Jetzt erst wollte sie Alles recht erfahren, und sie selbst stellte die Frage:

— Worüber spricht Béla jetzt? das Tischchen schrieb als Antwort:

„Prozeß"

— Na das ist wirklich spassig, lachte die Blum, mit ihren Händen klatschend, — mit solch überirdischen Wesen über Prozeß zu sprechen. . . . . Nun das ist schon mehr als Scherz.

— Was für ein Prozeß ist es, frug Judith mit noch ernsterem Gesicht.

Das Tischchen schrieb:

„Scheidung"

— Die Antworten scheinen mir immer unverständlicher zu werden, rief die Blum kopfschüttelnd; doch will ich noch eine Frage riskiren; es ist hier offenbar ein Scheidungs-Prozeß gemeint; aber gegen wen?

„Fertö . . . ."

— Nein, das ist schon unausstehlich . . . ärgerte sich die Geisterbeschwörerin . . . . Seraph . . . Scheidungsprozeß . . . Fertö lauter unverständlicher Unsinn. Dieser Geist ist heute abscheulicher Laune. Die Geister sind auch sehr launenhaft, an manchen Tagen ist keine einzige vernünftige Antwort von ihuen zu bekommen, daran ist aber heute blos ihre

Schwiegermutter Schuld. Wenn ein Ungläubiger bei der Befragung zugegen, werden die Geister verdrüßlich und geben solche alberne Antworten. Da.... wollen wir heute nichts mehr fragen.

Damit brach die kleine Finanzräthin die Unterhaltung mit dem „Table moving" ab; griff nach ihrem Hut und Schawl, schaute das schlafende Kindchen in der Wiege an, bewunderte dessen winzige Händchen, und empfahl sich.

Judith begleitete Sie bis zur Thüre. Als sie zurückkam, setzte sie sich an den Tisch, und betrachtete sinnend das beschriebene Papier.

Die Alte nahm ihre Arbeit zur Hand, und heckelte an einen kleinen Röckchen für das Kindlein in der Wiege....

— Finden Sie das Ganze nicht wunderbar, liebe Mutter, unterbrach Judith das lange Schweigen.

— O ja, sehr wunderbar, — entgegnete die alte Frau, emsig weiter arbeitend.

— Wer's nicht selbst sieht, würde es nicht glauben, setzte Judith traurig hinzu.

— Ich sehe es, weiß aber, an was ich zu glauben habe.

— Was?

— An die Klopfgeister dieser Narrethei gewiß nicht. Du weist es mein liebes Kind, daß ich aus jenen Zeiten stamme, wo man die Leute noch zu

Christenmenschen erzog, damit sie das Licht sehen mögen. In meinen Zeiten lernten zwar die Mädchen weniger Geographie, aber um so mehr Bibel. Dort steht es geschrieben, daß Derjenige, welcher außer Gott auch noch die wahrsagenden Geister befragt, seine Strafe hiefür schon in sich selbst herumträgt. Ich habe es nicht vergessen, daß König Saul, weil er durch die Hexe von Endor Geister beschwören ließ, sich selbst entleibt hatte; ich erinnere mich der Leiden und der Verherrlihung Paul's als er aus dem Mädchen von Philippi den Teufel der Wahrsagerin verjagte. Und wäre es der gelehrteste Mann, der mir Glauben für diese Hexerei einflößen wollte, ich würde ihm meine Wissenschaft entgegen halten und sprechen: Herr, meine Augen sind zwar schwach, aber meiu Hlaube ist stark, meine Augen vermögen zwar Sie zu täuschen, aber meine Seele nicht. Um so weniger wurde ich mich von einem solch' schnabelnden Papagei, wie diese winzige Finanzräthin einer ist, übertölpeln lassen; dazu bin ich doch ein wenig zu früh geboren.

— Was denken Sie also über die Geschichte, Mutter?

— Ich will es dir sagen, was ich denke. Diese Frau versteht ihr Spiel sehr gut. Was der Tisch schrieb, das hat sie selbst geschrieben .... das ganze Gekriksel bedeutet so viel, daß sich Seraphine von ihrem Gatten Fertöy scheiden lassen will, und

das an dem ganzen Béla die Schuld trage. Fertöy hat hierüber der Blum geschrieben, damit sie den Krieg in unsere friedliche Hütte einführe. . . . Diese Blum, diese Blum! als sie so plötzlich bei uns erschien, fühlte ich alsogleich den Geschmack jener famosen Melone.

Judith wollte etwas wie zur Entschuldigung einwenden. Zu wessen Entschuldigung? Sollte der Gegenstand Béla, die Blum, Seraphine, oder gar die Geister sein? sie kam jedoch nicht dazu. Die alte Frau setzte ihre zornige Polemik fort.

— Ich glaube an keine Geistererscheinungen. Ich glaube es nicht, daß irgend ein sterblicher Mensch sich die Geister der Dahingeschiedenen dienstbar machen könne, daß diese seine Fragen beantworten und auf seinen Ruf die himmlische Glückseligkeit oder jene höllische Verdamniß verlassen müßten, von welcher man uns in alten Zeiten so vieles erzählte; dagegen glaube ich, das hier auf Erden unter uns böse Geister herumwandeln in geputzten Kleidern uud bauschigen Krinolinen, diese sind es, welche das Menschenkind der irdischen Vedammniß entgegen führen.

— Mutter! Sie glauben doch nicht daß Béla? . . . .

— Nein das glaube ich nicht, daß Béla schuldig sein könne. Ich kann es nicht glauben. Ich weiß es ja, was ich in den Baum gepfropft! Das kann ja keine bösen Früchte tragen. Aber manchmal

schleicht sich ein unbekanntes Insekt heran, stößt den giftigen Stachel in ein Blatt des Baumes, so daß es ein Auswuchs wird, dessen Inneres mit Asche und Schimmel gefühlt ist. Béla ist ein guter Mann, und das ist ein großer Fehler. Auch sein Vater war es, er konnte Niemanden böse sein. Ich mußte mich an seinen Feinden rächen. Diese Frau, die Blum, und diese Seraphine kenne ich recht gut! In den Tagen der allgemeinen Gefahr, war ich durch lange trübselige Zeit gezwungen, mit ihnen in einer und derselben Hütte zu wohnen. Während dieser Zeit thaten sie kaum anders als sich in Lobpreisungen über Béla zu ergehen. Ich mußte beinahe annehmeu, daß sie ihn auch noch liebte, als er schon der Gatte einer andern Frau war. Später, als einer ihrer gewesenen Anbeter von Glanz und Ruhm umstrahlt in der Stadt eintraf, warf sie sich diesem in die Arme, und wurde seine Frau. Ha, wie sie gelacht haben wird über mich, diese Seraphine! Wie sie sich oft wiederholt haben mochte; da steht sie einmal diese Alte verrückte Frau, wie man nur ihren Sohn zu loben brauchte, damit sie arbeite und uns bediene wie eine Magd. . . . Später starb der heldenmüthige Gatte, und sie reichte abermals ihre Hand einem Menschen, wie er eben einer ist. Dieser richtete sie an ihrem Vermögen zu Grunde, diese Menschen haben mich mit ihren niederträchtigen Ränken umsponnen, um mich gegen die Gattin meines Sohnes aufzuhetzen.

Diese Leute wollen meinen Sohn verderben. Und nachdem Gott ihre Absicht vereitelt, und sie beschämt hatte, wollen sie Zwietracht säen, zwischen uns.

— Mutter glauben Sie das nicht, flehte Judith.

— Wenn ich auch nicht frage, so höre und sehe ich doch. Was hat es diese Frau nöthig gehabt, hieher zu kommen; hat sie bisher ihre Beachtung für uns nöthig gefunden?

Zum Teufel mit ihrem tanzenden Tisch, sie hatte mit demselben keinen anderen Zweck, als uns wissen zu machen, daß sich Seraphine von ihrem Gatten scheiden lassen will, und daß Béla den Prozeß führen wird. Ist Béla bemüssigt, das zu thun? Welche Nothwendigkeit treibt ihn dazu.

— Daß ist ja auch noch gar nicht gewiß, warf Judith ängstlich dazwischen.

— Es muß gewiß sein, weil es eben diese Frau gesagt. Seraphine möge sich scheiden lassen. Wozu braucht sie jedoch meinen Sohn in die Angelegenheit zu mengen.

Judith war der Meinung, daß sie etwas zu der Vertheidigung Béla's vorbringen müsse.

— Béla ist ja Advokat.

— Blos Advokat?! fuhr die alte Frau zornig in die Höhe ... Béla ist außerdem auch Gatte,

Vater und Sohn! Er ist mir, Dir und seinem Kinde dort in der Wiege verpflichtet und Gott würde ihn strafen, wenn er auch nur gegen eines von uns seine Pflicht vergessen könnte.

Judith lief zur Wiege, und drückte den halb schlummernden Säugling in ihre Arme, als gebe es Gespenster, gegen welche sie dieses kleine Wesen vertheidigen müsse.

Die alte Lávay war jedoch leidenschaftlich erregt und fuhr fort.

— Vor mir gilt es nicht als Entschuldigung, daß es hunderttausende gibt, die gleichmäßig handeln; unter den Hundert und Tausend ist er der Einzige, mit welchem Gott ein Wunder verübt, daß er durch die Hand einer Frau aus dem Grabe gezogen ward, aß die Hand ihm den Rest seiner Jahre zurückgab, und wenn es nun ein Wunder genannt werden kann, daß ein Gatte seiner Frau im Wachen und Träumen stets treu geblieben, so verlange ich von ihm, daß er dieses Wunder für diese eine Frau verübe.

Judith drückte das lächelnde Gesicht ihres Säuglings an ihre Wangen, als wollte sie es so gegen diese schweren Worte schützen.

— Was soll das heißen? Könnte er wegen eines bleichen Gesichtes das lächelnde Glück an seinem Heerde vergessen! Nein, vergessen soll er es

nicht, oder ich schwöre bei Gott, daß ich zu ihm hingehen werde um ihm in die Erinnerung zurück zu rufen, daß jene Frau, welche für ihn einst im Sarge gelegen, noch immer am Leben sei.

— Unternehmen Sie nichts, gute Mutter beschwichtigte Judith die alte Frau in traurigem Tone.

— Oh, fürchte nichts, ich werde keine Narrheit begehen. Ich war stets aufbrausend in meinem Leben, doch kann ich von mir behaupten, daß ich den Nagel stets auf den Kopf getroffen. Jemand wird noch die Zeche für die böse Stunde zahlen, und wird es nicht einmal wissen, wer ihm die Rechnung vorgelegt hat.

— Mutter, rief Judith entschlossen, bedenken Sie, daß Béla mein „Herr" ist.

Bei uns nennen die Frauen ihre Gatten stets „Herren."

— Ich habe das bedacht, Béla ist kein Kind mehr, sondern ein Herr. Als er noch ein kleiner Knabe gewesen und im Garten Judenkirschen gesammelt hatte, schlug ich im auf die Hände, damit er sich nicht vergifte. Heute kann ich es nicht mehr thun, daß ich ihm auf die Hände schlage, weil er ein „Herr" und ein „Mann" ist. Aber — das Gift — das will ich ihm noch heute aus der Hand schlagen!

Ein jeder Zug in dem Gesichte der alten Frau glüht vor Leidenschaft; die Augen der jungen Frau schwammen in Thränen, das kleine Kindlein aber lächelte Beiden zu, wie ein Engel der Verheißung.

Die beiden Alten.

Der alte Garten mit den invaliden Bäumen, den quieszirten Rosen-Büschchen, den pensionirten Kaktussen, den amputirten Trillaschen, hatte sich noch immer in seinem verkrüpelten Zustande erhalten. Umsonst rechnen die Nachbarn darauf, daß sie den Grund ankaufen, ihrem Eigenen anschließen und dann vom Neuen frisch bepflanzen.

Der alte Knochen, Major Kolbay humpelt noch immer auf der Erde, und zählt noch immer zu den Lebenden.

Und doch hat er kaum einen Bekannten in der Stadt.

Die ganze Bevölkerung hat sich umgestaltet. Nicht nur, daß aus den Knaben und Mädchen, Männer und Frauen, daß Männer und Frauen zu Greise geworden, daß die Alten heim gingen, um „stille Leute" zu werden, sondern es zog auch ganz anderes Volk an die Stelle des Alten.

Die Führer des einstigen Komitates, die „Tábla-Biró's," hocken in ihren Nestern auf den Dörfern, und nur eine sehr dringende Angelegenheit vermag sie zuweilen nach der Stadt zu treiben, dann sind diese altbekannten Gesichter kaum wieder zu erkennen. Das sonst glatte Kinn strotzt von einem grauen stachligen Vollbart. Es scheint, als wollten sie selbst in ihren Aeußeren mit der Vergangenheit brechen.

Einst hatten die sogenannten guten Leute, ein sogenanntes gutes Haus, daß sie mit ihrer fröhlichen Familie bewohnten. Wenn mann durch eine Gasse ging, blickte einem beinahe aus jedem Fenster ein freundliches Gesicht entgegen, und erwiederte mit herzlichen Wohlwollen den Gruß; diese Häuser sind jetzt von ihren Bewohnern verlassen. Ein anderes Volk haust in ihnen, welches die Fenster, wo einst zwischen den blühenden Blumen ein lockiger Blondkopf heraus lächelte, zu Thüren umgestallten ließ, um davor ein Tischchen aufzustellen und zur Illustrirung der herrschenden Glückseligkeit — Brandwein zu schenken. . . .

Wenn der alte Mann, unser bekannte Major Kolbay, seinen gewöhnlichen Spazirgang durch die ihm nicht so bekannte Gasse macht, pflegt er für sich selbst murrend aufzuzählen: na, da hat man wieder eine Laden-Thüre geöffnet; da hat wieder einer Bän-

der nnd Sacktücher feil; ja aus den alten Herrnhäusern werden nun Verkaufsbuden.

Nun ist das der natürliche Gang der Welt, welche vorwärts schreitet; dem „alten Knochen" fällt es jedoch schwer, sich daran zu gewöhnen.

Die neue Generation beeilt sich zu arbeiten, und verdienen zu können; sie demüthigt sich, schachert und handelt, und kümmert sich wenig um veraltete Privilegien.

Das versteht der alte Knochen nicht. Seine Jugendreminiscenzen führen ihm zurück in die glänzenden Tage der Schlachten, der reichen Galla-Uniform, des Privilegienthums, und es ist ihm unmöglich, sich in diese so gänzlich veränderte Welt hinein zu leben.

Nur das Haus der alten Lávay erlitt noch keine Veränderung, da gibt es noch keinen „Greislerladen." Schade das sie in Pest wohnt, meinte der Alte, seitdem sie ihren Sohn wieder gefunden. Wie konnte sie sich überhaupt an Pest gewöhnen!

Dem alten Kolbay fiel es sehr schwer, daß er seine alte Freundin nicht mehr im Fenster sehen und ihr, wenn er znr Mittagszeit vorüberging, seinen griesgrämigen „guten Tag" wünschen konnte.

An einem Tage jedoch, als er in tiefen Gedanken versunken, auf seinem gewöhnlichen Heimwege begriffen war, vernahm er plötzlich eine bekannte Stimme aus dem wohlbekannten Fenster.

— Guten Tag, Herr Major! . . . Kolbay blickte betroffen auf, und seine starren Gesichtszüge erheiterten sich merklich, als er seiner alten Freundin, die er so oft an diesem Fenster getröstet, ansichtig wurde; „jetzt wird sie des Trostes kaum mehr bedürfen," dachte der Veteran.

— Sie würden einen gar nicht bemerken, wenn man Sie nicht anspräche.

— Ach, bei meiner Seele, ich habe alle Tage durch Ihre Fensterscheiben geguckt, aber nie etwas anderes gesehen als diese Blumen da. Jetzt will ich Ihnen aber allsogleich meine Aufwartung machen.

Die alte Dame eilte ihrem Gaste entgegen; im Hofe hatte sie Mühe, den alten Haushund zu beschwichtigen, welcher sich noch immer sein Brod verdienen wollte, trotzdem er kaum mehr zu bellen vermochte.

Der Veteran drückte unter siegreichen Lächeln die Hand seiner Freundin; aus seinen Zügen konnte man den stolzen Gedanken lesen: „hab' ich's nicht gesagt daß Ihre Schwiegertochter eine vortreffliche Frau sei;" er wollte sich jedoch seines Sieges nicht rühmen.

— Ich glaubte wahrlich schon, daß Sie für immer in Pest verbleiben, müssen sich sehr an die große Stadt gewohnt haben.

Die alte Frau hieß ihren Gast auf dem Divan Platz nehmen, sie selbst setzte sich an ihren Spinnerocken, ohne die Frage zu beantworten.

Kolbay glaubte auch ferner scherzen zu können.

— Natürlich gibt dort eine Unterhaltung die andere; die vielen Abendunterhaltungen, Soiréen, oder wie man sie nennt, die vielen Konzerte, dann täglich Theater, wenn die Tochter eine Loge hat. Sie müssen viel Freude an Ihren Kindern erlebt haben. . . . Ich begreife es gar nicht, wie Sie in diese fremdgewordene Heimat zurückkehren konnten.

Ueber das Gesicht der alten Lávay rannen zwei Thränen herab; sie suchte jedoch dieselben zu verbergen, indem sie sich niederbeugte, um an ihren Spinnrade etwas zu richten.

— Herr Major — begann sie dann im ernsten Tone — hätten Sie mir nicht heute die Ehre geschenkt, so würde ich Sie morgen besucht haben.

— Ich würde mir's als große Ehre angerechnet haben; trotzdem daß Sie mir diese Höflichkeit schuldig waren; war doch ich es, der Sie bei Gelegenheit Ihres letzten Besuches beinahe aus dem Hause jagte, und Sie haben mir für diese Höflichkeit noch gar nicht gedankt. Ich will es Ihnen jedoch verzeihen. . . . Was habe ich Ihnen damals gesagt? Habe ich vielleicht nicht Recht gehabt? . . . . Haben

Sie Ihre Kinder nicht als die glücklichsten auf Erde wiedergefunden?

Die alte Dame schüttelte traurig mit dem Kopfe nnd erwiederte mit bitterer Entschlossenheit:

— Meine Kinder sind nichts weniger als glücklich!

— Wie so? rief der Veteran plötzlich herabgestimmt:

Nicht glücklich? .... Meine Freundin, Sie hatten sich schon einmal getäuscht; bedenken Sie jetzt das zweitemal was Sie da aussprechen. Einmal haben Sie diese Frau schon verkannt; damals sagte ich Ihnen: diese Frau ist eine treue, ehrliche Gattin; das behaupte ich auch noch heute; Judith ist eine brave, ehrliche Frau!

— Da haben Sie recht, Judith ist eine brave Frau und eine ehrliche Gattin.

— Dann verstehe ich die Sache nicht,

— Die Schuld liegt nicht an ihr.

— Nun allso, wer trägt den die Schuld? rief der Major entrüstet, — der andere?

— Ja der Andere!

— Béla?

— Béla, mein Sohn.

— Das ist furchtbar, so etwas von Ihnen hören zu müssen. Das grenzt an das Unglaubliche ... denn erlauben Sie mir Freundin: selbst wenn Judith nicht so schön, so vernünftig und so gut wäre, als sie

es ist, sondern eine Harpie, mit einem Medusenhaupte, und dumm! wie ein Klotz, müßte sie ein erlicher Mann, wie es Béla ist, nach all dem, was sie für ihn gethan, was sie in ihrer grenzenlosen Liebe unternommen, noch immer auf den Händen herumtragen.

— So ist es. Judith ist schön, gescheidt und gut; — dennoch hatte Béla alles dies vergessen.

— Unglaublich. Sie erzählen mir da ein Märchen. Gibt es denn eine Frau, die den Muth hätte als Nebenbuhlerin einer Gattin aufzutreten, die für ihren Mann durch die Hölle gedrungen, die den Muth hatte den Mann Judith's zu verführen?

— Es gibt eine!

— Das muß ein herzloses, ein böses, ein ränkesüchtiges Geschöpf sein.

— So ist's, Sie ist eine herzlose, eine ränkesüchtige Frau diese Fertöy! . . .

Kolbay taumelte zurück, er mußte sich an die Lehne des Divans stützen.

— Seraphine? . . . Meine . . . meine Nichte?

— Ja. Ihre Nichte; — woher das kam? . . . wie es kam? . . . . wer könnte ergründen? . . . Genug daran, einst traf Béla mit der Fertöy beim Fürsten Wolozoff zusammen.

— Beim Fürsten Wolozoff?

— Ja. Ich weiß es nicht, wer das ist? Will es auch nicht wissen. Aber so viel weiß ich, daß Béla

sich, seitdem er von dort zurückgekehrt ist, ganz verändert hat. Er that geheimnißvoll vor mir und seiner Frau; that stets mürrisch nnd launisch, ging sehr oft auf Reisen, ohne zu sagen, wohin? Wir vermochten es nicht zu errathen. . . . So viel wußten wir, daß sich Seraphine von ihren Gatten scheiden lassen will, und daß Béla ihren Prozeß führt.

. . . Ah — ah! . . . machte der Alte, was Sie mir da für Neuigkeiten erzählen.

— Sie wissen das nicht? Nun so erfahren Sie es denn, daß Béla im Interesse Seraphinens die lange Reise bis nach Siebenbürgen macht. Dort soll die Scheidung leichter vor sich gehen . . . welchen Lohn er hiefür zu erwarten hat, ist sein Geheimniß. Dabei vernachläßigt er seine Frau merklich. Auch diese hat einen Erbschaftsprozeß, die Schlußverhandlung steht vor der Thüre und er hat in diesem Prozeße seit Monaten keinen Buchstaben gearbeitet. Wenn ich ihm darüber Erwähnung that, fertigte er auch mich mit den kurzen Worten ab, daß alles in Ordnung sei. . . . Und Judith ahnt Alles; würde sie nie Frau und Gattin sein, wenn sie nicht alles ahnen würde. Sie sieht, sie fühlt es täglich, daß Sie vernachläßigt wird, doch schweigt und duldet sie, ohne es Jemanden merken zu lassen. Sie ist zu stolz, zu erhaben in ihrer Liebe um ihren Schmerz der profanen Welt zu verrathen. Nie habe ich sie weinen, nie klagen gehört, nur ihrer Stirne sieht

man es an, daß sie viel nachdenkt. ... Mein Freund von dieser Frau habe ich viel gelernt. Sie ist eine Märtyrerin, ein Engel. Mit keinem Blicke hatte sie noch ihrem Gatten Vorwürfe gemacht, im Gegentheil Sie vertheidigt ihn gegen meine Anschuldigungen.

— Das sind ja infame Geschichten, die Sie mir da erzählen, rief der Veteran im vollem Zorne ausbrechend. Weßhalb mußte Seraphine die Ruhe einer ehrlichen Familie stören, wo sie doch von Wien bis Pest genug jener galanten Kavaliere findet, die es werth sind, um von ihr genarrt zu werden. Muß Sie sich denn einen verheiratheten Mann in ihr Netz ziehen? ... Ich danke Ihnen meine Freundin, daß Sie mir dies mitgetheilt, und ich werde es, sowohl Ihnen, als auch andern beweisen, daß der alte Kolbay noch nicht so alt ist, als er scheint.

— Was beabsichtigen Sie zu thun?

— Was? Gleich morgen reise ich nach Pest, suche dort Seraphine auf, und werde sie zur Rechenschaft ziehen. Es soll ihr dies bitter bekommen.

— Das habe ich von Ihnen erwartet, sprach die Lávay sich von ihrem Sitze erhebend und die Hand ihres alten Freundes drückend.

— Nicht wahr, Sie waren im voraus überzeugt, daß ich so handeln werde? Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben. Oh, sie soll mir strenge Rechenschaft geben.

— Dann werden wir zusammen reisen. Auch ich reise morgen nach Pest zurück.

— Nicht wahr? auch Sie werden Ihren Sohn zur Rechenschaft ziehen.

— Das werde ich thun, und zwar aus allen Kräften.

— Na, dann möchte ich sehen, wer uns beiden wiederstehen kann, wenn wir uns vereinigen! das soll einmal ein Angriff werden! und erst die Rechenschaftslegung! ereiferte der Alte.

— Ich danke Ihnen wein Herr. Ich bin nur deßhalb heraufgereist, um mit Ihnen in dieser Angelegenheit zu sprechen und Sie zum Beistand aufzufordern.

Der alte Kolbay war ganz entzückt darüber, daß Frau Lávay, so viel Vertrauen in seine Aufrichtigkeit und Macht setzte; als er nach Hause ging, trat er mit seinen steifen Beinen viel stolzer auf als sonst, und murmelte ununterbrochen: Das soll eine große Rechenschaftslegung werden!

— — — — — — — — — —

Seraphine war sehr überrascht, als sie an einem Nachmittage von ihren Spazierfahrt heimkehrend, die Visitkarte des Majors Kolbay auf ihrem Tische fand.

Kolbay flog aus seinem Neste! Er, der sich seit zwanzig Jahren nicht über die Grenzen der Stadt begab. Und daß er gerade seine Nichte auf-

suchte, welche er noch vor der Hochzeit mit ihrem erstem Manne so zornig abgewiesen hat, deutete das nicht auf außergewöhnliche Umstände?

Der Alte muß aber etwas Großes vorhaben.

Seraphine war in den letzten Tagen von ihren neuen Fantasmagorien derart eingenommen, daß die Erinnerung an den Alten ihr Gemüth in völligen Aufruhr brachte.

Seit jenem Tage, wo ihr Béla den Rath gegeben, sich von ihrem Manne zu trennen, und seit jenem Abend, wo er sie vom Flammentode gerettet, hatte das Gemüth der launenhaften Frau eine völlige Umwandlung erlitten, den Tag hindurch suchte sie die Einsamkeit, um ihren Träumen, ihren Fantasien nachzuhängen. Und ihre Nächte?

Was sagten ihre nächtlichen Träume dazu?

Auch diese hatten sie bethört.

Seit jenem Tage verschwand das ewig lebende Gespenst aus ihren Träumen, als wollte es einem andern Trugbilde Platz machen, als wäre es mit den Tausche einverstanden.

Von nun an war der Gespiele ihrer Jugend, ein ewig wiederkehrendes Bild ihrer Träume. In hundert Gestalten, in hunderterlei Verhältnissen stets dasselbe Bild; in den verschiedenartigsten Szenen, der Aufmunterung, der Zufriedenheit, des Familienglücks, der Leidenschaft, der Eifersucht stets und immer dasselbe Bild.

Das Gespenst Roberts erschien nicht mehr. Auf den Wangen der bleichen Frau begann abermals die Rose des Lebens zu blühen.

Der Fürst welcher sie zuweilen besuchte, eiferte sie an, sich jetzt portraitieren und das Porträt vergangener Jahre vernichten zu lassen, weil es entschieden schlecht sei.

Seraphine hatte sich in eine unbestimmte, gestaltlose Zukunft so hineingelebt, daß das Auftauchen ihrer bekannten Vergangenheit, welches der Name ihres Onkels hervorrief, auf sie denselben Eindruck machte, wie auf einen der Genesung entgegenschreitenden Kranken, die neu hervorbrechenden Symptome des alten Uebels.

— Weßhalb mag Kolbay gekommen sein?

Er hatte dem Kammerdiener versprochen, nach einer Stunde zurück zu kehren. That er dieß, so wird er es gewiß auch halten.

Diese Stunde reichte für Seraphine nicht hin, um sich darüber zu entscheiden, welche Rolle sie einem Manne gegenüber spielen sollte, der in die Schablone ihrer Umgebung gar nicht passen kann? Soll sie heiter, scherzhaft, spitzfindig sein, soll sie ihren Einfällen freien Spielraum gewähren, wie sie es zu Hause in ihren Mädchenjahren gewesen? oder soll sie eine gewisse Gravität zur Schau tragen, wie es einer großen Dame geziemt? Soll sie sich herzlich, freundlich, süßlich benehmen, wie man es einem

Verwandten gegenüber thut, den man lange nicht gesehen? Oder soll sie sich blasirt stellen, wie einer, dem es ganz gleichgiltig ist, wer immer kommt oder geht.

Der Onkel erschien pünktlich. Seraphine vernahm, wie er im Vorzimmer schon sein bekanntes Räuspern von sich gab. Der Kammerdiener wies ihn zur gnädigen Frau, welche ihn bereits in ihrem Boudoir erwartet. Seraphine fiel es nicht auf, daß Major Kolbay mit einer gewissen militärischen Steife herein trat: es war dies eben seine Manier. Seraphine empfing ihn trotzdem sehr freundlich: „Willkommen lieber Onkel! Tausend Jahre, daß wir uns nicht gesehen. Welcher gute Glückstern führt Sie zu uns."

— Zu Euch? Erwiederte der Alte, das letzte Wort betonend. Hast wohl sagen wollen zu Dir. Ich habe Dich im Hause Fertöy's gesucht und erhielt zum Bescheid, daß Ihr schon seit einigen Monaten getrennt lebt.

— Ja wir sind im Begriff uns scheiden zu lassen. Nehmen Sie jedoch Platz bei mir Onkel.

Seraphine war sehr überrascht, daß sie Kolbay beim ersten zusammentreffen mit Du ansprach, was er sonst nie gethan hatte.

— Danke, erwiederte der Major. Ich kam eben um die Ursache Eurer Scheidung zu erfahren.

— Kennen Sie Fertöy?

— Ob ich ihn kenne!

— Dann müssen Sie auch über die Ursache unserer Scheidung im Reinen sein.

— Uebrigens muß ich dir bemerken, daß ich Fertöy keineswegs besser kenne, als du ihn gekannt hast, bevor du ihn geheirathet. Verstehe ich es, weßhalb du dich von ihn trennen willst, dann verstehe ich nicht, weßhalb du ihn geheirathet hast? Und verstehe ich's, welche Ursachen du gehabt hast ihn zu heirathen: dann weiß ich nicht, weshalb du dich von ihm scheiden lassen willst.

Seraphine hatte das Unglück, — anstatt sich aus diesem Dilemma mit einem Bonmot herauszuziehen: die Frage an den Onkel zu stellen:

— Wie verstehen Sie das?

Darauf erhielt sie, was sie suchte.

— Liebe Seraphine nehmen Sie es nicht übel, (der Alte dutzte sie nicht mehr) Sie können es auch nicht übel nehmen, wenn ich Ihr Leben mit kritischem Blicke verfolgte. Ich that dieses seit Langem; habe ich doch nichts mehr auf der Welt zu thun, als jenen Roman zu studiren, welchen Sie aus Ihrem eigenen Leben machen.

— Bitte, fiel Seraphine ein; die Feuilleton Romane, pflegt man erst zu beurtheilen, wenn sie zu Ende sind.

Jene Fälle ausgenommen, wenn der Stoff des Romanes in jene Regionen hinabsinkt, wo der Leser unwillkürlich ausruft: „auf dieses Blatt pränumerire ich nicht mehr.“

— Wäre dies auch bei meinen Romane der Fall? rief Seraphine in beleidigtem Tone.

— Vielleicht, vielleicht auch nicht. Deßhalb komme ich auch nicht als Kritiker, sondern als guter Freund um den Verfasser auf Etwas aufmerksam zu machen, denn wenn der Roman einmal zu Ende ist, dann fällt er der unerbittlichen Kritik anheim; dann ist nichts mehr an ihm zu verbessern. Jetzt könnte die Entwickelung noch en famille geordnet, jetzt ist das Streichen, das Ausbessern noch erlaubt.

Seraphine war über die Gewähltheit der Ausdrücke ihres Onkels, der sonst eine gerade ungesuchte Sprache führte, höchst überrascht. Es muß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen sein.

— Liebe Seraphine, Sie wissen es recht gut, wie wenig ich Ihnen mit der Langweiligkeit meiner Bemerkungen, die ich mir bei Gelegenheit der merkwürdigen Wendung Ihres Schicksals stellte, ungelegen kam.... Ich sagte mir: diese Frau ist zu stolz, um von Jemanden einen Rath anzunehmen, möge sie ihren eigenen Pfad wandeln.... Jener Weg, welchem der Stolz als Weiser dient, kann wohl auf's Eis, ins Wasser: — nie aber in den Koth führen.

Die Lippen Seraphinen's zuckten bei diesen Worten; sie war nicht mächtig ein Wort zu erwiedern.

— Ein jedes Mitglied unserer Familie besaß Stolz; das gefiel mir; — fuhr der Alte fort, indem er seinem Halse in der hohen Militärkravatte eine noch steiferes Halten gab. Die Leute hatten uns nicht besonders lieb, sie sagten, wir seien stolz. Ich verlangte nichts anderes von ihnen. Wir waren die „Haute volée" der Gegend. Man verspottete uns, jedoch gefiel mir dieser Spott. Ihr Vater war nicht nur ein Geburts- sondern auch ein Geldaristokrat; er hielt sich für etwas mehr im Komitate, als der Obergespan. Sein Stolz kostete ihm viel Geld: ich sah es wie er sein Geld mit vollen Händen streute, um diesem Stolz zu fröhnen. — Er hätte eine Million hinterlassen können, wenn er demüthig gewesen wäre; er war es jedoch nie; ich hielt es ihm nie vor weil ich die stolzen Leute liebe. — Von mir will ich gar nicht sprechen.

Weiß es doch Jedermann, daß, wenn ich in der Stadt, die ich bewohne, den einzigen Menschen, den ich für Werth halte anzusprechen, und seine Worte anzuhören, nicht sehe und antreffe, ich für die Uebrigen ein Taubstummer bin.

— Sprechen Sie demnach von mir Onkel!... Drängte Seraphine, welche durch die lange Einleitung bereits nervös geworden.

— Sogleich will ich von Ihnen sprechen. — Auch Sie waren ein so stolzes Kind. Ich habe Ihnen deßhalb nie Vorwürfe gemacht. Als Sie Robert heiratheten, wies ich die Rolle des Beistandes zurück, weil ich wußte, daß diese Heirath mit einer Demüthigung enden wird. . . .

— Ich bitte Sie, lieber Onkel; sprechen Sie nicht von Robert . . . .

— Ich spreche ja nicht von ihm; nur von Ihnen.

Auf das Geklatsch irgend eines irrenden Flüchtlings, legten Sie Wittwenkleider an. Ich bezweifle nicht, daß Sie dazu Grund hatten, es sind ja schon acht Jahre seit dem verflossen. Die Wittwentracht ist das Zeichen der Demuth: die in jener Zeit in Trauerkleidern gingen, waren auf diese ihre Tracht stolz; Sie aber hatten, bevor das Trauerjahr ablief, ihren Schleier zum zweiten Male mit dem Brautkleide gewechselt, nnd wurden die Gattin Fertöy's. Da dachte ich mir: Fertöy wird Karriere machen, steht ihm hiezu doch der Weg offen; Seraphine ist stolz, hochmüthig und wünscht zu glänzen. Ich liebe die Menschen ja, die von der Glanzsucht befallen sind. Uebrigens wechseln auch Männer für hohe Stellungen und Titel, ihre Hüte, warum sollen Frauen nicht ihre Hauben wechseln?

— Ich versichere Sie Onkel, daß es nicht deßhalb geschah — warf Seraphine im Tone schüchterner Entschuldigung ein.

— Ich sage ja nur, daß ich „damals" geglaubt; daß es aber nicht so gewesen, brauchen Sie mir erst nicht zu beweisen.

— Sie kannten die schlechten Eigenschaften Fertöy's, und eben dieserhalben wählten ihn zum Gatten. Ich ersuche Sie nicht in Aufregung zu gerathen, bisher haben weder Sie noch ich Ursache dazu. Jetzt können wir noch fromm und freundlich mit einander reden, das ist noch alles reiner Scherz. Später werden wir eine Sprache führen, daß wir von unsern Sitzen aufspringen und einen Lärm anschlagen, daß die Nachbarn und die Leute auf der Gasse zusammen strömen .... daß Sie mich durch Ihren Diener hinaus werfen lassen, und ich selbst noch von der Stiege zu Ihnen hinauf schreien werde; bis dahin bleiben wir bei kaltem Blute.

Seraphine faltete zitternd die Hände, als wollte sie um Schonung flehen.

— Nun fahren wir fort. Sie haben sehr gut mit jenem Fond gewirthschaftet, den man die Nachsicht eines nichtswürdigen Gatten nennt. Sie konnten thun was Sie wollten. All' dies war kein Geheimniß vor der Welt; doch war es verdeckt durch den Namen des Gatten! Es mag eine Gattung des Stolzes geben, die den Schatten, welchen eine fürstliche Krone auf sie wirft, für blendendes Licht hält; ich theile diese Ansicht nicht, doch verdeckt der Name eines Gatten auch diesen Schatten.

— Onkel, Sie sind zu grausam.

— Lassen Sie mich hinauswerfen. Ich selbst bitte Sie darum in Ihrem Interesse, denn ich habe die Absicht noch grausamer zu werden.

— Ich werde schweigen.

— Und ich behaupte, bisher war diese Frau stets stolz, ihr Stolz hatte zwar eine schiefe Richtung, es war jedoch immer noch ein Stolz, eine Ambition der Weltfrau, welche sich neben dem Range ihres Gatten auch durch den Glanz der fürstlichen Krone ihres Anbeters geschmeichelt fühlt. Plötzlich sind sie jedoch aus Ihrer Rolle gefallen. Das Schicksal führte sie unversehens mit einem Manne zusammen, an den Sie mit den Banden erster jugendlicher Liebe geknüpft sind. Da hatten Sie vollends ihren Kopf verloren.

Seraphine zitterte, wie ein schwaches Kind, und erbleichte, als sie ihr Geheimniß entdeckt sah.

— Hören Sie mich an, Seraphine, fuhr der unerbittliche Alte fort: Sie und Ihr Jugendfreund hatten in einer Zeit Gelegenheit genug, wo man ungehindert die Worte: „Ich gehöre Dir und Du bist mein," aussprechen kann und darf. Warum Sie es damals nicht thaten, müssen Sie selbst am besten wissen, warum Sie es eben heute thun, werde ich Ihnen erzählen.

— Es thut mir sehr leid, daß ich es sagen muß, aber ich muß es, weil mein Leben nur mehr

eine Szene ist. Möglich, daß ich meine alten Knochen schon morgen zur ewigen Ruhe legen muß, und wenn ich heute nicht spräche, wäre ich, bei Gott, gezwungen mich morgen in eines jener albernen „Table moving's“ zu verkriechen, um als Klopfgeist Ihnen meine Meinung kundzugeben. . . . Ich mache Sie jedoch nochmals aufmerksam, daß, wenn Sie irgend ein Mittel gegen die Ohnmacht besitzen, Sie dieses zur Hand halten sollen, denn was ich Ihnen sage, ist eine verteufelt grausame Geschichte.

— Ich werde sie anhören umsomehr, als ich die Geschichte schon kenne.

— Liebe Seraphine, diese Geschichte ist Ihnen unbekannt. Sie sind vielleicht der Meinung, daß ich Ihnen sentimentale Vorstellungen machen werde über die aufgestörte Ruhe einer glücklichen Familie, wegen der vergossenen Thränen der jungen Lávay. . . Was scheere ich mich um das? Was kümmern mich die Lávay's. Ich habe es nur mit Ihnen zu thun. Nun hören Sie! die Scheidung von Ihrem Gatten hat Ihnen Béla Lávay angerathen.

— Woraus vermuthen Sie das? frug Seraphine betroffen.

— Wenn Sie mich weiter anhören, werden Sie es erfahren. Herr Béla hatte keine Lust, Sie zum Altar zu führen, denn man überlegt es sich zweimal, Ihren Launen ewige Geduld zu schwören. Es beliebte ihm nicht, Sie zur Frau zu nehmen und

um der vergänglichen Freude willen, die Ihr Lächeln bietet, Herz, Ruf und Geschick ihrem Leichtsinn anzuvertrauen. In dem Augenblick aber, da wir der Welt nichts mehr schuldig zu sein glauben, nähern wir uns einander wieder. Die Frau ist schön, und taugt sie auch nicht zur Gattin, so kann sie desto angenehmer sein als — Geliebte.

Auf diese Worte schrie Seraphine auf, als hättte sie eine Tarantel gestochen.

— Nichtwahr, diese entsetzliche Grobheit haben Sie nicht erwartet, sprach Kolbay von seinem Sitze aufstehend und nach dem Hut langend. Und doch, bin ich noch keineswegs zu Ende. Noch ein Wort.

Seraphine schritt hocherregt auf und ab im Zimmer. Wie ein schöner Leopard im Käfig unter dem machtvollen Blick des Bändigers; ihr Busen wogte stürmisch, ihre Lippen zitterten. Einen Augenblick stand sie an dem Fenster still, als ob sie darauf sänne, die Flügel zu öffnen und sich jählings hinabzustürzen, um nicht das hören zu müssen, was der Alte noch auf der Zunge hatte.

Dieser aber fuhr erbarmungslos fort:

— Bisher waren Sie etwas: eine Frau, deren Gatte ihr alles durch die Finger sieht. Ein unbedeutender Titel, aber noch immer gut genug. Jetzt scheiden Sie von Ihrem Gatten und sie werden — was man „eine schöne Frau" zu nennen pflegt.

Alle Welt wird Ihnen sagen, daß Sie eine schöne Frau sind, und alle Welt wird — das Recht haben, Ihnen das zu sagen. Und es wird dies keine Schmeichelei sein, und die Frau, welcher man es sagt, wird kein Recht mehr haben stolz zu sein.

Seraphine setzte sich dem Alten gegenüber, entschlossen, den Becher zu leeren, wenn er auch Gift enthalten sollte.

— Seit drei Tagen suche ich Ihren Gatten, um ihm ins Gesicht zu sagen, daß ich ihn unter allen Leuten, die ich achte, für den allerletzten halte, und daß er mit einem Fuße schon jenen Pfad betreten, auf welchem elende charakterlose Menschen wandeln; doch er versteckt sich, läßt sich abläugnen. Ich weiß es, daß er sich anfangs betroffen zeigte, als Sie von der Scheidung sprachen, doch hatte er seine Skrupel aufgegeben, als ihm der „reiche Mann“ mit seinen Beweismitteln näher rücke; und jetzt ist auch er für die schnelle Lösung des Prozeßes. Wenn ich ihn nicht finden sollte, werde ich schon den „reichen Mann“ und Ihren Advokaten finden. Das sind Männer, denen es werth ist Grobheiten zu sagen. . . . . Denn Sie müssen es wissen, theuere Kousine, daß ich der Bruder Ihrer Mutter, nichts anderes hinterlassen werde, als ein verwahrlostes Haus und eine kleine elende Wirthschaft; aber meinen Namen will ich Ihnen so rein und unbefleckt hinterlassen, wie ich ihn von meinem Vater

geerbt. — So, jetzt können Sie mich fortjagen. . . . . ich habe ausgesprochen.

Seraphine fuhr von ihrem Sitze empor und ergriff hastig die Hand des Alten, welcher im Begriff stand, sich zu entfernen.

— Bleiben Sie noch. . . . Gehen Sie nicht zu Jenen, die Sie erwähnten.

— Sie fürchten für Jemanden? vielleicht gar für mich den alten Knochen?!

— Warten Sie bis morgen Mittag; da sollen Sie etwas erfahren; und wenn Sie auch dann nicht zufrieden sind, so können Sie thun, was Sie für nothwendig erachten, gegen mich, oder gegen Jedem andern.

— Bis morgen Mittag? Wann ist bei Ihnen Mittag?

— Um zwölf Uhr.

— Gut. Ich werde Punkt zwölf Uhr bei Ihnen erscheinen, bis dahin will ich mich nirgends zeigen.

Damit entfernte sich der Alte; und Seraphine blieb allein. . . . . . Allein? Ah, sie hatte eine ganze Hölle zur Gesellschaft.

Was ihr dieser Alte Mann gesagt, blendete sie wie der Feuerschein eines über den Köpfen brennenden Hauses.

Da war den glücklichen Träumen mit einem Male ein Ende gemacht und dahin waren die verlockenden Fantasiegebilde — dahin, zerronnen, im Schaum und Nebel aufgelöst, vor dem einen frostigen Gedanken: Er machte dich nicht zur Gattin, aber als Geliebte bist du ihm gut genug.

Der Tag der Abrechnung.

Der folgende Tag war auch sonst ein merkwürdiger Datum für die beiden Familien.

Am Vorabende dieses Tages hatte Béla zu seiner Familie gesagt, daß er die ganze Nacht wach bleiben werde, weil er dringende Geschäfte habe, die bis am Morgen beendigt sein müssen.

— Morgen ist die Schlußverhandlung in deinem Prozeße gegen Fertöy, sagte die alte Frau zu ihrer Schwiegertochter, der junge Herr hat die Sache vernachläßigt, jetzt muß er eilen.

Béla wachte in der That die Nacht hindurch und noch am Morgen konnte man hören, wie er im Zimmer auf und abschritt.

Er ließ sich auch das Frühstück in sein Zimmer bringen, denn noch hatte er nicht alles beendet.

Um neun Uhr ließ er einen Lohnwagen holen und er trug einen ganzes Acktenbündl unter dem Arm, als er zu den Frauen hinüber kam, um sich, wie er es gewöhnlich that, von ihnen zu verabschie-

den und ihnen zu sagen, wohin er sich begebe und wann er zurückkehren werde.

— Heute wird die Schlußverhandlung in deinem Prozeße sein, sagte er, indem er Judith in die Arme schloß; sonst gab er ihr keinerlei Erklärung. Dann erkundigte er sich nach dem Befinden des Kindes und ob es in der Nacht gehustet.

— Das würdest du wohl gehört haben, denn du warst wach, antwortete die Mutter.

— Ich wahr sehr vertieft in der Arbeit.

— Nicht wahr, du hast dich mit den Arbeiten in Judith's Prozeße verspätet.

— In Judith's Prozeße? O, daran habe ich nicht gearbeitet, da ist die Replik eine ganz einfache, die ich im Gerichtssaale niederschreiben werde.

Alles schwig hierauf. Der Diener meldete, daß der Lohnwagen angekommen; Béla nahm seinen Hut und ging.

Die alte Frau begleitete ihn gar nicht hinaus, wie sie zu thun pflegte.

Also auch in der Nacht, da daß Vermögen seiner Gattin, seines Kindes auf dem Spiele steht, beschäftigte er sich mit den Angelegenheiten jener andern Frau. Die alte Lávay war in Verzweiflung. Judith aber lehrt ihr Kind das Wort „Vater" aussprechen. Béla fuhr directe nach der Wohnung Seraphinens.

Für ihn war das Haus auch zu so früher Stunde offen; der Kammerdiener wußte, daß er ihm zu jeder Zeit den Eintritt gestatten dürfe.

Die blasse Frau war heute besonders schön. In den Augen der magnetische Glanz einer Betäubung, die eine durchwachte Nacht erzeugt, ihr ungeordnetes Haar ruhte in einem Perlennetze. Auf den blassen Zügen aber ruhte das selbstbewußte Lächeln, welches das farblose Gesicht so strahlend macht. Ihre Morgentoillette war mit Geschmack gewählt; ein gesticktes weißes Oberkleid mit blauem Gürtl. Sie sah darin wie ein Kind, wie ein junges Mädchen aus.

Béla fiel es unwillkürlich ein, daß er vor Jahren ein solches Kind gesehen, mit einem solchen unschuldigen Lächeln, mit einem solch' eng anschließenden weißen Kleide und in solch' vertraulicher Nähe.

.... Doch was geht dies den Advokaten an.

— Euer Gnaden werden entschuldigen, daß ich so früh komme, doch muß ich zu einer Verhandlung eilen, und wie ich Ihnen schon öfter erklärt, wird es mir sehr lieb sein, wenn in diesem Prozeße früher ein Urtheil gefällt, als in dem Andern.

— Ist das der Prozeß „Ihrer Gattin“ frug Seraphine.

— Es ist der Prozeß Judith's.

— Gegen meinen „G a t t e n"?

— Ja, gegen Herrn Fertöy.

Seraphine betonte die letzten zwei Worte so stark, daß diese Betonung einem jedem Andern aufgefallen wäre, nur Béla bemerke es nicht. Er dachte gar nicht daran, wo Seraphinens Gedanken weilen können.

— Demnach wäre es Ihnen angenehm, wenn in diesem Prozeß ein schnelleres Urtheil gefällt würde?

— Ich habe meine Gründe, weßhalb mir dies angenehm, auch habe ich alle Akten mitgebracht, damit Sie einige derselben, mit ihrer nothwendigen Unterschrift fertigen.

— Also ist auch meine Unterschrift nothwendig?

— Natürlich.

— Wünschen Sie, daß ich sie ungelesen unterzeichne?

— O nein, Sie müssen es mit Aufmerksamkeit durchlesen, worunter Sie ihren Namen schreiben.

— Auch wenn Sie das Schriftstück verfaßt haben?

Seraphine blickte bei diesen Worten Béla mit so verführerischen Lächeln an, wie sie es nie zuvor gethan.

— Auch ich könnte irren. Deßhalb ersuche ich Sie zu lesen.

— Soll das gleich geschehen?

— Ich habe Eile.

— Sie scheinen sich der feinen Gesellschaft sehr entrückt zu haben. Ein Mann von größerer Höflichkeit würde sagen: Möge mein Warten eine Ewigkeit dauern. Doch will ich Sie nicht länger aufhalten. Sie haben heute Ihre Gattin gegen Fertöy zu vertheidigen; was keine kleine Aufgabe ist. Sie können sich daher nicht mit mir beschäftigen. Lassen Sie mir diese Schriftstücke zurück; ich werde mit denselben bis zu Ihrer Rückkunft fertig werden.

— Es wäre mir lieber gewesen, wenn Sie dieselben in meiner Gegenwart gelesen und unterzeichnet hätten. Bis halb ein Uhr glaube ich wieder bei Ihnen zu sein.

— Um halb eins? lachte Seraphine.

Béla fragte nicht, weshalb sie lache? Er suchte jene Schriftstücke hervor, die sie durchzulesen und zu unterzeichnen hatte; dieß legte er auf einen kleinen Tisch; die übrigen band er in ein Bünd'l zusammen und legte sie an einen anderen Ort.

— Sie werden also bis halb ein Uhr zurückkehren, und ich kann Sie allso erwarten, sprach Seraphine, dem sich verabschiedenden die Hände reichend, und tief in seine Augen blickend — Sie werden ganz gewiß zurückkehren?! Das ist schön von Ihnen, das ist herrlich von Ihnen.

Dabei streichelte sie mit ihren zarten Händen den Bart Béla's, wie es zarte Herzen ihrem Geliebten gegenüber zu thun pflegen; und nachdem er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, begann sie zu lachen, und ihrer Einsamkeit ließ sie die Worte hören:

„Es wäre ihm also nicht zuwider, mich zu lieben.

— — — — — — — — — —

Der Versammlungssaal des weiland Komitates war zu dieser Zeit in kleine Bureaus eingetheilt. Es war eben eine Epoche hereingebrochen, wo man nicht mehr derlei große Säle benöthigte, wo tausend Menschen zusammen die Reden Einzelner anhören mußten. Die Räumlichkeiten mußten benutzt werden, aus dem großen Saale schuf man kleine Bureaus, man zog Zwischenmauern; brachte Thüren an, und versah selbe mit Nummern. Der gefällige Leser möge mir es verzeihen, daß ich die Ursache dessen nicht angeben kann, warum Nummer 14 gerade jene Oertlichkeit war, wo im Prozeße Fertöy's contra Hargitay die Schlußverhandlung stattfand, daß ich die dort Anwesenden namentlich nicht anzugeben weiß und warum Herr Blum, der gewesene Verpflegs-Beamte dort als Präsident fungirt? Auf all' dies kann ich mich ebenso wenig erinnern, wie auf einen Traum, von dem man plötzlich aufgeschreckt worden ist.

Nun ich thue Buße wegen meiner Vergesslichkeit. Doch möge es mir zur Entschuldigung dienen, daß ich in jener Zeit so viel Namen gehört und so viele Gesichter gesehen, daß ich mich deren nicht mehr erinnern kann.

So viel kann ich jedoch sicher behaupten, daß der Präses Herr Blum gewesen, und daß die übrigen Herrn auch sehr ehrenwerthe Männer gewesen sein durften, die in einem andern Lande auch heute noch in hohen Ehren stehen, wie sie es auch verdienen; doch unter unserem Meridian erinnert sich ihrer kaum noch Jemand mehr. Die Herrn Fertöy und Bársing beflißen sich pünktlich zu erscheinen; nicht so Béla Lávay, auf den man noch eine halbe Stunde warten mußte.

Herr Blum vermochte es nicht zu unterlassen um Herru Fertöy im Geheimen sub rosa zuzuflüstern, daß sein Prozeß ohne Zweifel gewonnen sei. „Scripta manent" (das Geschriebene bleibt). Das eingereichte Testament schließt jeden Zweifel aus; das Gericht kann nicht anders entscheiden, als das Fertöy in das Besitzthum Hargitay's als gesetzlicher Erbe allsogleich einzusetzen sei.

Trotz dieser Versicherung schien Herr Fertöy heute sehr niedergeschlagen.

Es gibt Gesichter, welche die Welt sehr lange als jung betrachtet hatte, und die an einem schönen Morgen ihre Bekannten damit überraschen, daß sie

alt geworden sind. Falten die bisher Niemand bemerkt hatte, beginnen ganze Furchen über das Gesicht zu ziehen, und die Zeit beginnt auf der Stirne den gebührenden Platz einzunehmen. Fertöy schien heute um zehn Jahre älter, als er es gestern gewesen ist.

Herr Bärsing allein schien seiner guten Laune nichts vergeben zu wollen.

Er reichte jedem der Beisitzer die Hand, und verstieg sich in seiner Laune sogar so weit, daß er nach der Tabaks-Dose des Herrn Blum langte, und um die Vortreflichkeit des Inhaltes derselben mit großer Ostentation darzuthun, in furchtbares Niesen ausbrach.

Herr Blum war ein sehr guter Freund der beiden anwesenden Herrn.

Endlich erschien der gegnerische Advokat, Herr Blum winkte den Gerichtsbeisitzern ihre Plätze einzunehmen. Die Verhandlung begann. Ein junger Mann mit einem für seine Ohren gefährlichen Vatermörder bewaffnet, damals Auskultant genannt, las etwas aus den Schriften vor, und, als er geendigt, setzte Herr Blum seine Brille auf, sah sich den gegnerischen Advokaten an, und befragte ihn, ob er noch etwas vorzubringen habe, Béla verlangte kaltblüthig, man möge ihm das Original des Testamentes vorweisen.

Auf sein Verlangen übergab man Béla das Dokument.

Er that jetzt dasselbe, was er in Gegenwart Bársing's gethan: er hielt es nämlich aufmerksam gegen das Licht und schaute eine Weile durch das Papier.

Dann legte er es ruhig auf den Tisch des Gerichtssaales nieder, und sprach, seine Worte scharf betonend:

— Dieses Dokument ist gefälscht!

Fertöy fuhr zusammen, während Bársing wie von einer Tarantel gestochen von seinem Sitze sprang, und etwas von Unverschämtheit stotterte.

Blum nahm seine Brillen von den Augen, und winkte Bársing er möge schweigen.

— Womit beweisen Sie, daß dieses Dokument gefälscht sei?

— Die Beweisführung ist ganz einfach. Die geehrten Beisitzer des Gerichtshofes werden es wissen, daß man einst Dokumente nur auf geschöpftes, und nicht auf Maschinen-Papier schrieb.

— Das ist ja doch geschöpftes Papier — rief Bársing dazwischen, während die Sommersprossen in seinem Gesichte gleich Sternen zu funkeln begonnen.

— Bitte mich zu Ende zu hören. Diese Gepflogenheit hatte eine sehr rationelle Ursache. Auf das geschöpfte Papier ist in Wasserschrift der Name

der Fabrik angebracht und dabei ein Buchstabe welcher das Jahr bezeichnet, in welchem das Papier erzeugt worden ist. Im ersten Jahre der Errichtnng der Fabrik wendet man den Buchstaben A. in zweiten B. u. s. w. an. Wenn nun Jemand ein Dokument fälscht, und es antedatirt, wird das später erzeugte Papier zum Verräther an ihm. Ich machte in dieser Hinsicht eingehende Studien im Archive der königlichen Kurie, bei einem gleichen Prozeßfalle noch aus dem vorigem Jahrhundert. — Was im vorliegenden Falle bemerkenswerth ist, daß der Name der Fabrik auf den Wasserzeichen des Papiers gar nicht vorkommen könnte, denn diese Fabrik wurde erst im Jahre 1851 errichtet, während das Dokument von 1847 datirt. Der Buchstabe E. beweist aber klar, daß das Dokument im Jahre 1856 verfaßt wurde, also neun Jahre später nach dem Tode des angeblichen Testament-Verfassers.

Fertöy fiel bei diesen Worten ohnmächtig vom Stuhle; man mußte ihn bei Seite tragen.

Bärsing aber erhob sich otternd, und stotterte zähneklappernd, man möge auch ihm das Dokument zur Besichtigung übergeben, welches die Beisitzer einer nach den Andern gegen das Licht hielten und dabei, wie entrüstet den Kopf schüttelten. Einer derselben behauptete sogar, er wäre anwesend gewesen als man diese Fabrik in Böhmen mit großer Feier=

lichkeit eröffnete, dies sei aber drei Jahre später gewesen, als das Testament datirt sei.

Herr Blum zog seine Tabaksdose aus der Tasche, öffnete deren Deckel, jedoch nicht um Herrn Bärsing nochmals eine Prise anzubieten, sondern um deren Inhalt, welcher durch die Berührung von den Fingern eines Fälschers profanirt wurde, verächtlich auf die Erde zu streuen.

Dann klingelte er; die zwei Gendarmen, welche den ohnmächtigen Fertöy hinausgetragen hatten, erschienen.

Herr Blum sprach kaltblütig zu den Dienern des Gerichtes:

— Diese zwei Herrn sind in zwei verschiedene Zellen in provisorische Untersuchungshaft zu bringen.

Bärsing wunderte sich nicht darüber, daß ihn ein solches Fatum ereilte; sondern, daß Herrn Fertöy solch' menschliche Dinge passiren können.

Fertöy war ein gewaltiger Herr, ein Mann von großen Einfluß, und hoher Autorität und was mehr, ein alter Freund Blums. Trotzdem hatte Blum mit so kalter gleichgiltiger Miene dem Gefängnißwärter aufgetragen, diesen beiden Herrn jedes Schreibzeug, Messer, u. s. w. abzunehmen, als hätte er es mit gefährlichen Betyárn, oder sechskreuzerstück Fälscher aus irgend einer Vorstadtkneipe zu thun.

Dann wandte er sich mit gleich kaltem Blute zu Béla:

— Wollen Sie gefälligst Herr Advokat ihr Schluß-Plaidoyer zu Protokoll geben, das Uebrige wird Sache des Staatsanwaltes sein.

— — — — — — — — — —

Als Béla den Gerichtssaal verließ, traf er auf den Korridor mit seinem Freund Melchior zusammen.

— Man rief mich eilig aus dem Spital hieher, ich mußte Herrn Fertöy zur Ader lassen. Er ist bereits zur Besinnung gelangt, doch fühlt er sich, wie Einer, den man einen ganz regelrechten Kopfhieb versetzt hat.

— Das will ich glauben, und der Andere?

— Der hat vor lauter Schrecken ungeheueren Hunger bekommen, und hat soeben in das benachbarte Gasthaus um eine Portion Beafsteak geschickt.

— Wie es scheint, will dieser Schurke alles dem Fertöy in die Schuhe schieben. Um so schlechter für ihn. Bist du bereits von Allem unterrichtet, was hier geschehen ist?

— Von Allem. Während dn drinnen schriebst, berichtete mir der Notär alles, was drinnen vorgegangen.

— Dann ersuch ich dich zu meiner Frau zu eilen, wenn du Zeit hast.

— Wenn ich Zeit habe? Welch' eine Sprach!

— Um ihr über den Ausgang der Angelegenheit Bericht zu erstatten.

— Wie? rief der kleine lahme Mann, der Erste zu sein, welcher diese Botschaft deiner Gattin und deiner Mutter überbringt? Ah, Freund, welch, goldener Mann du bist! Ich laufe.

— Damit du besser laufen kannst, nehme meinen Fiaker, welcher unten beim Thore steht; ich habe ohnedies bis Mittag noch einen Weg zu machen, doch will ich ihn zu Fuß zurücklegen.

Melchior überglücklich der Ueberbringer einer solch' freudigen Botschaft zu sein, stürzte trotz seiner Lahmheit mit solcher Schnelligkeit die Stiege hinab, daß er in der That seinem Freunde zuvor kam.

— — — — — — — — — —

Béla Lávay kehrte zu Seraphine zurück.

Mit dem vielen offiziellen Geschreibsel verging die Zeit derart, daß er sich beeilen mußte, um zur versprochenen Zeit dort zu sein. Die Eile hatte ihn ganz erhitzt. Als er so aufgeregt in das Vorzimmer Seraphinen's trat, fand er sich plötzlich dem alten Kolbay gegenüber, welcher sich so eben entfernen wollte.

Das Gesicht des alten Herrn strahlte vor Zufriedenheit, welche in eine Fröhlichkeit ausbrach, als er Béla's ansichtig wurde.

— Ah, ergebenster Diener Euer Gnaden! Beliebten zu kommen. Freut mich sehr Sie zu treffen! Belieben vielleicht meine Nichte zu besuchen? Bitte nur hienein zu spazieren, bitte, Sie ist ganz allein und erwartet Sie.

Alles dies war in einem Tone gesprochen, wie er ihn vom alten Herrn noch nie gesehen.

Doch hatte er den Kopf mit ganz andern Gedanken voll, um sich darnm zu kümmern, was wohl diesen empathischen Freuden-Ausbruch des Alten verursachen mochte? Er eilte zu Seraphine.

Die Dame erwartete ihn in dem Empfangssalon. Sie war ganz für die Gelegenheit angekleidet; trug ein dunkel violettes Sammtkleid mit schwarzen Spitzen aufgeputzt; nach der damaligen Mode auf der Brust kühn ausgeschnitten; die langen herabwallenden Locken spielten mit den schneeigen Schultern, und den marmorenen Busen. Sie war eine blendende Schönheit.

Ah, guten Morgen, rief sie mit bezaubernden Lächeln, wie schön von Ihnen, daß Sie so pünktlich erscheinen.

Béla mißfiel es heute besonders, daß Seraphine sich „so schön zu sein" bemühte.

— Ich kam, um die Dokumente abzuholen. Haben Euer Gnaden bereits unterzeichnet? — Die Dokumente sind fertig, sagte Seraphine mit ironischer Sanftmuth; — und zeigte dabei auf die Flam-

men des Kamins. Was dort brennt, ist eben der Prozeß, wenn Sie Einsicht nehmen wollen, können Sie es immerhin noch thun.

Béla blickte die Dame noch immer verwundert an. Seine Augen schienen zu fragen, was dies zu bedeuten habe?

— Wie Sie sehen, habe ich „Ihren Prozeß" in das Feuer geworfen.

Dabei blickte sie ihn mit der siegreichen Miene dämonischer Rache an.

— Und nun erfahren Sie es mein Herr, worüber Sie vielleicht bisher im Zweifel sein konnten. Ich war die Gespielin Ihrer Jugend, es war zwar Scherz, doch betete ich Sie an. Sie wurden der Gatte einer anderen Frau; ich die Gattin eines andern Mannes. Sie vergaßen mich gänzlich, trotzdem betete ich Sie an, meinen guten Ruf verdunkelte die Verläumdung jener Kreaturen, die schlechter gewesen, als ich; Sie mieden mich, Sie verachteten mich, um so mehr betete ich Sie an. Plötzlich dachten Sie: Dieses Weib ist schon elend genug dazu, um liebenswürdig zu sein. Da näherten Sie sich mir; und ich, ich lache Sie jetzt aus.

In Béla's Adern erstarrte das Blnt. Wie denn nicht; war doch dieser Spott, dieses Lachen kälter, als eine Nacht der Eis Region.

Dazu hatt Seraphine ihre mit feinem Atlasschuhe bekleidetes zierliches Füßchen auf das mes-

singerne Geländer des Kamins gelegt, als wollte sie dasselbe beim Feuer des brennenden Scheidungs-Prozesses wärmen.

— Unglückliche Frau, was haben Sie gethan! rief Béla, traurig die Hände faltend. — Wann haben Sie diesen unglücklichen Gedanken geträumt? So eben komme ich vom Gerichte, wo man Fertöy als Fälscher ins Gefängniß warf!

Seraphine stieß einen entsetzlichen Schrei aus, und zog ihren Fuß zurück, als würde sie denselben verbrannt haben.

— Ich wußte es längst, daß Fertöy ein gefälschtes Testament eingereicht hat. Als unumstößlicher Beweis diente das Papier selbst, auf welches er es schreiben ließ! doch wartete ich mit der Entdeckung; als ich mir darüber Gewißheit verschaffte, war mein erster Gedanke der: Dieser Mensch ist mein Feind; er hat sich selbst zu Grunde gerichtet; doch seine Gattin ist meine Freundin, sie war die Gespielin meiner Jugend, sie darf nimmermehr mit ihm untergehen. Verstehen Sie mich gut. Ich hatte das glühende Eisen in Händen, womit ich auf den Namen eines Menschen, der es verdient hatte, ein unauslöschliches Schandzeichen brennen mußte; war es nicht meine Pflicht, die Gattin jenes Mannes, wenn ich die Frau einst verehrt habe, zu warnen: gehe aus dem Wege, damit meine Hand, nicht auch dich verwunde?

— Ach, stöhnte die bleiche Frau bis in das Innerste ihres Herzens getroffen, griff mit beiden Händen nach ihren Schläfen, und knickte gebrochen zusammmen.

— Ich wußte es, daß die Schmach Fertöy's sein ganzes noch übriges Leben in den Pfuhl der Schande herabziehen wird. Ich beeilte mich, Ihnen die Hand zu reichen, um sie jenem Abgruude zu entreißen, in welchen er Sie mitgezogen hätte. Tag und Nacht arbeitete ich dafür; klopfte bei allen Gerichten an; reiste von Stadt zu Stadt; verheimlichte alles vor meiner Gattin, verstehenSie das, vor meiner eigenen Gattin, um, wenn ich den unabwendbaren Schlag auf den Namen Fertöy's führen mußte, Sie im Stande seien zu sagen: dieser Name ist nicht mehr der meine, ich habe mich von ihn losgesagt, bevor ihn die öffentliche Schmach getroffen.

Seraphine erhob sich zitternd von ihrem Sitz; ihre Augen waren mit Ensetzen, flehend auf Béla gerichtet.

Dieser fuhr fort.

Und Sie sahen in alldem nichts anderes, als das Erwachen einer niedrigen, verächtlichen Neigung. Ich bin Ihnen dank schuldig für diese Lehre, „Bist du Advokat, hast du mit den Herzensangelegenheiten nichts zu thun," Und Sie, Madame, tragen Sie nun den Namen ihres Gatten, und erdulden Sie

jenes Schicksal, welches Sie selbst über sich herauf beschworen.

Die stolze Dame stürzte zu den Füßen des Mannes nieder.

Sie versuchte es nicht, diese Hand nochmal zu ergreifen, die sie gerade in jenem Momente so spöttisch zurückgewiesen, als dieselben sie erheben wollte. Sie stürzte zu den Füßen des Mannes und schluchzte! In diesem herrlichen Sammtkleide, mit den wallenden Seidenhaaren, mit dem wogenden Marmorbusen, mit den vor Schluchzen zuckenden Achseln, lag sie da auf den Knieen, ein Bild des glänzenden Jammers, die Worte wiederholend: „zertretten Sie mich.“

Béla fühlte noch immer Bedauern für dieses Weib.

— Gegen mich haben Sie nicht gesündigt, nur gegen sich selbst. Ich verzeihe Ihnen vom Herzen, wenn Sie sich selbst verzeihen können. Meine Absicht war gut, Sie wünschten es ja selbst, ich möge Sie der Welt gegenüber vertheidigen. Ich habe den Prozeß eingeleitet, und würde ihn auch gewonnen haben. Ich wollte Sie Ihnen selbst zurückgeben, Sie mißverstanden mich, und als Sie mich zu stürzen wähnten, fielen Sie selbst. Hilfe ist hier nicht mehr möglich. Die Dokumente des Scheidungsprozesses sind verbrannt. Man kann einen Prozeß gegen eine Partei nicht erneuern, welche im Kerker sitzt. Was

werden Sie von nun an sein? Die Gattin eines Fälschers; eine Schmach zieht die andere nach sich, und der Mensch auf dem die Schande lastet, sinkt unter dieser Last von Stufe zu Stufe tiefer. Die Schande verleiht ein gewisses Recht, und die Schande der schönen Frauen, wird zu einen furchtbaren Privilegium. Es wäre sehr angezeigt für Sie, in ein anderes Land zu ziehen. Gestatten Sie mir daß ich Sie empor hebe.

Béla reichte noch einmal seine Hand dieser Frau; doch nahm sie dieselbe nicht an. Sie krümmte sich verzweifelnd noch immer vor seinen Füßen.

— Zertreten Sie mich, zermalmen Sie mich. Ach gegen Sie habe ich gesündigt, und dieses ist meine größte Sünde. Ich habe das, was ich Ihnen früher vorwarf, auch Ihrer Gattin geschrieben.

— Ach, rief Béla zornig, die Hand zurückziehend. — Sie haben ein böses Herz!

Und ohne das Weib mehr eines Wortes zu würdigen, griff er hastig nach seinem Hut, und stürzte zur Thüre hinaus. Ein jeder Tropfen Blutes kochte in seinen Adern. Er rannte durch die Gassen, ohne den Gruß seiner Bekannten zu erwiedern. Er dachte dabei: bist du Advokat, so sei kein Narr, sei nicht großmüthig. Uebergibt dir Jemand einen Prozeß, so sage ihm: zahle im voraus, entrichte die Taxe, die Stempelgebühr, das Honorar.

Nichts darfst du in der Hoffnung thun, daß dich dein Bewustsein entschädigt, daß dich die Welt dafür achtet, und daß du im Jenseits dafür belohnt wirst, du edelmüthiger Advokat, welch' eine lächerliche Figur spielst du: du läufst, schlägst dich herum, nützest dich ab, für ein halbverrückte eitle Weibsperson, nur deßhalb, damit sie dir das Haus über dem Kopf in Brand stecke, und dir das Mahl, welches du mit deiner Familie einnimmst, vergifte. Mache es nun, wen du in Stande bist einem Weibe begreiflich, daß nicht jenes andere Weib Recht gehabt. — Mit welchem Gesichte wirst du vor sie treten? Wird sie nicht deinen Kuß, und zwar mit Recht zurückweisen, in dem Wahne, das du ihn deßhalb bietest, weil ihn die andere nicht empfangen.

Es wäre besser gewesen, wenn du dich während dieser Zeit mit der Heilung kranker Ratten beschäftigt hättest.

Béla zittert vor Wuth und Erbitterung, als er die Thüre seiner Wohnung öffnete.

Judith trat ihm entgegen.

Béla schrack bei ihrem Anblick zurück, als hätte er wirklich gegen sie gesündigt.

Doch kam die Gattin nicht mit vorwurfsvollen Blick, sie lächelte, umarmte herzlich ihren Gatten, und drückte einen innigen Kuß auf seine Lippen. Ihr folgte die Mutter, auch ihre Zärtlichkeit

kannte keine Grenzen. Schließlich kam noch Melchior, welcher auch desgleichen that.

Béla kam es vor, als wäre er von der Hölle plötzlich in den Himmel gefahren.

Judith war heute sehr wortkarg. Sie nahm ihr Kindlein in die Arme, und trug es zu dem Gatten, als würde es mehr sprechen können. Béla nahm Beide in seinen Schoß, und glaubte den Himmel auf Erden zu besitzen.

Die alte Lávay jedoch konnte das Glück nicht so ruhig hinnehmen, sie brach in ein förmliches Gewitter los. „Er hat sie besiegt; er hat sie niedergeschmettert! Bis in den Koth hat er sie getreten! ... Und wir träumten nicht einmal davon. Er hat uns alles verschwiegen; und that Recht daran. Wir sind Weiber, wir hätten es in unserer Freude ausgeplaudert; die andern hätten es erfahren, und sich plötzlich zurückgezogen. Als wir Béla dafür ausschalten, daß er sich mit ihnen abgibt, die wir so sehr hassen; da haßte er sie stärker, er hat sie wie die Füchse aus dem Bau gelockt, um sie in der eigenen Falle zu fangen. Nun hat er sie auch verdorben, und so ist es gut! Endlich ist der Tag der Abrechnung gekommen! O, diese Leute hatten viel auf der Rechnung stehen; — jetzt ist die Schuld getilgt. Béla ist wieder mein Sohn.“ — Dann wendete sie sich an Judith: Weib achte diesen Mann! wer so zu hassen versteht; — weiß auch heiß zu lieben.

Judith war eine gehorsame Schwiegertochter Sie umarmte und küßte ihren Gatten.

Doch schwebte auf der Stirne Béla's noch ein Schatten, welchen sein Kuß zu verscheuchen vermochte. In seiner Seele saß noch ein Stachel: der unwürdige Verdacht Seraphi=nens .... ob dieser Stachel auch in Judith's Seele sitzt? ...

Diese aber errieth, was der Schatten auf der Stirne ihres Gatten zu bedeuten habe?

— Sehen Sie, liebe Mutter, jetzt wissen wir auch, weßhalb Béla den Scheidungsprozeß Seraphinens so beschleunigen mußte; .... Heute morgens zürnten wir sogar darüber.

— Nur ich habe gezürnt: du nicht. .... Ich habe ihn gescholten, du vertheidigtest ihn.

— Konnte er es den zulassen, daß eine Frau, die einst „meine" gute Freundin gewesen; gerade wegen meiner, und gerade durch seine Hand, sammt ihrem Gatten der Schande anheim fallen? ... Recht thatest du, mein Béla, daß du Seraphinen gerettet. .... Nun kann Sie das Schicksal ihres Gatten nicht mehr treffen.

— Ja wohl, sie wird davon betroffen werden; — erwiederte Béla ernst. ... Sie selbst will das Schicksal ihres Gatten theilen, und hatte die Akten des Scheidungsprozesses verbrannt. .... Wie kann sie ihn im Unglücke verlassen? ...

— Das war ein schöner Zug ihres Charakters! . . .

Die Anwesenden theilten die AnsichtJudits!

— Ein wahrhaft schöner Entschluß — rief Melchior, sich vergnügt die Hände reibend.

Béla gab die Vertheidigung Seraphinen's vor der Welt noch immer nicht auf.

Doch wollte der Schatten von seiner Stirne nicht weichen.

— Es fällt mir so eben ein — rief Judith plötzlich, daß ich vor kaum einer Stunde einen Brief zugestellt bekam, auf dessen Adresse ich die Schriftzüge Seraphins erkannte.

— Hast du ihn gelesen? — frug Béla.

— Du weißt es ja, daß ich seit jener Zeit, wo ich den Brief, mit der nachgeahmten Schrift meines Vaters erhielt, (jetzt weiß ich auch schon von wem) keinen derselben öffne, bevor du ihn nicht gelesen; dann steht es deinem Gutdünken frei, ihn mir zu geben, oder von mir ungelesen zu vernichten.

— Hast du jenen Brief bei dir? frug Béla, indem der Schatten von seiner Stirne zu weichen begann.

— Ich trug ihn in der Tasche; da ich dich mit demselben erwartete.

Damit zog Judith aus der Tasche ihrer Schürze, den auf grünes Papier geschriebenen Brief hervor.

— Das verbreitete also jenen Duft, den ich bei Dir so fremd fand?

— Du Schalk, wolltest sagen „bekannt."

Béla's Stirne verfinsterte sich abermals.

— Zürne nicht — beschwichtigte Judith. Es war nur ein Scherz. Was soll mit dem Brief geschehen?

— Erlaubst du es, daß ich ihn ungelesen zurücksende?

— Wird es Seraphine nicht für Beleidigung nehmen?

— O, du wirst Sie sehr glücklich machen, wenn du ihr diesen Brief unerbrochen zurücksendest.

— Thue nach deinem Gutdünken.

Béla ging auf einen Augenblick in sein Arbeitszimmer, und schrieb dort folgende zwei Zeilen an Seraphine:

„Niemand hat den Brief gelesen; den Inhalt verzeihen Ihnen alle."

Er that diese Zeilen, und den verhängnißvollen Brief in ein anderes Kouvert, versiegelte dieses, und sandte es allsogleich an Frau von Fertöy ab.

— — — — — — — — — —

Als Seraphine den Umschlag öffnete, darin ihren eigenen unerbrochenen Brief gewahrt und die begleitenden Zeilen las, fiel sie auf die Kniee und betete unter Schuchzen und Thränen.

Dann zerriß sie ihren eigenen Brief in hundert Stücke und warf diese ins Feuer.

Das Papier aber mit den zwei Zeilen faltete sie sorgfältig zusammen, küßte es, und verbarg es in ihrem Busen.

Eine Stunde früher, hatte sie einen ganzen Stoß jener Handschrift verbrannt; — und doch hatte diese Hand nur für ihr Heil gearbeitet.

— — — — — — — — — —

Die Lávay's schwelgten unterdessen in ihrem Glücke, und vergaßen auf Seraphine ganz. . . .

Melchior muß zum Mittagtisch bleiben, damit sie sich alle zusammen freuen können.

Der kleine Doktor betheuerte hoch und theuer, daß heute selbst sein lahmer Fuß geheilt sei, und er gute Lust zum Tanzen verspüre.

Dieser Tag hat ja seinen Freunden ihr Vermögen, die Ruhe der Familie, und die Entgeltung gebracht.

Diese dachten jedoch weder auf das rückerworbene Vermögen, noch auf die befriedigte Rache, noch auf die neue Aera ihrer Liebe; . . . ihre Aufmerksamkeit ist nur einem einzigen Gegenstande zugewendet und dieses war das kleine Kindlein, welches zuerst den Namen „Vater" lalte.

Die Schatten wichen von allen Stirnen; nur die beiden gleichförmigen Narben auf der Stirne der

Gatten erzählen von geheimnißvollen Zaubermärchen, welche einander wunderbar ergänzen.

Diese beiden anauslöschlichen Zeichen erzählen es deutlich, daß es einst einen Mann und eine Frau gegeben, deren Liebe über alles irdische erhaben gewesen.

Judith stieß einen Seufzer aus, welcher in das Reich der gestaltlosen Wesen hinüber flog.

— Siehe Mutter: und dennoch bin ich glücklich.

Das Gespenst.

Der Mensch den die Schande drückt, sinkt von Stufe zu Stufe!

„Die Schande der schönen Frauen ist ein furchtbares Privilegium.“

Wie Recht hatte Béla, als er Seraphine diese traurige Philosophie lehrte.

Fertöy ist elend gefallen. Er war so unrettbar verloren, daß er sich nicht einmal vertheidigen konnte. Jene politische Mode, welche Herrn Fertöy auf die Oberfläche der damaligen Gesellschaft hob, war bereits im Veralten begriffen und eine neue politische Aera trat heran. Im Luftkreise dieser Aera war Fertöy für die Maßgebenden unmöglich geworden, da er im öffentlichen Leben in Folge seines Auftretens verhaßt gewesen, und da kam der kleine privat Skandal ganz gelegen. um ihn fallen zu lassen.

Niemand hatte mehr Lust, einen gemeinen Delinquenten zu seinem politischen Parteigenossen zu zählen. Daß ist schon die Sitte der Welt. — Derjenige, welcher gefallen, wird am meisten von

Denjenigen mit Fußtritten bedient, die es die Welt vergessen machen wollen, daß sie mit ihm auf gleichem Fuße gestanden.

Das Gesetz fällte ein eben so strenges Urtheil über Fertöy, wie es die öffentliche Meinung gethan.

Was kann aus der Gattin eines verurtheilten Fälschers werden?

Was kann aus einer schönen Frau werden, die eine „größere“ Schande nicht mehr zu fürchten hat.

Was kann aus ihr werden.

Entweder ein schöner Leichnam, den die blauen Wellen der Donau eines schönen Morgens auf den weißen Ufersand spielen; — oder eine schöne Maske, welche mit ewig heiterem Lächeln eine Unterhaltung nach der Andern besucht — der Lust und dem Taumel nachjagt, und Niemanden offenbart, welch' tödtlicher Wurm an ihrem Innern nagt. . . .

Seraphine wußte zu leben! Sie hatte bereits einen großen Ruf. Eine andere Benennung wäre schwer zu finden.

Freude, Heiterkeit, leichtsinniges Leben! . . . . Wer könnte ihr vorwerfen, daß sie ihre Zeit schlecht benützte? . . .

Niemand, nur sie selbst.

Sie hatte abermals die Gewohnheit angenommen, bei Tag zu schlafen. Bis 10—11 Uhr sich im

Theater oder im Konzerte zu unterhalten, dann eine fröhliche Gesellschaft zu empfangen, deren Held stets Fürst Wolozoff gewesen; die Nacht mit Trinken und Kartenspiel zuzubringen, und erst, als das Grauen des Morgens durch die Vorhänge drang, sich schlafen zu legen; das war ihre Tagesordnung.

Im Bette hatte sie jedoch kaum einige Stunden verbracht; trotzdem blieb ihr Zimmer bis Mittag verschloßen.

Aber nicht um etwa die unfehlbaren Kosmetiken der modernen Weltverschönerer zu studiren — war sie doch schön auch ohne diese — sondern um mit jenem unerbittlichen Verfolger Rücksprache zu nehmen, den der fühlende Mensch *sein eigenes Gewissen nennt.*

Denn wenn es wahr wäre, womit die Weisen des Materialismus ihre Jünger so schön beruhigen, daß nämlich die Seele nichts anderes als ein Fluidum sei, vielleicht wäre es diesem zu gebieten, jetzt mußt du Freude, jetzt Heiterkeit empfinden, jetzt hast du ruhig zu sein, jetzt mußt du schlafen . . . aber die Seele gehorcht nicht . . . . sie denkt; sie träumt von ganz andere Dingen, als es der nervose Körper wünschen möchte; — das Gewissen quält und peinigt und läßt sich nicht in den Schlaf wiegen.

Seit jener Zeit, als Seraphine durch Béla's Arme vom Feuertodte gerettet wurde, hatte sie aufgehört ein Tagebuch über ihre Träume zu

führen. Diese Träume beschäftigten sie nicht mehr mit dem zurückkehrenden Antlitze des Verstorbenen .... sie wiegten Seraphinen in andere Phantasiegebilde, welche sie nicht mehr zu Papier geben konnte.

Seit jener Szene aber, wo Béla sich mit den Worten von ihr verabschiedete: „Sie haben ein böses Herz," hatte das alte Traumgespenst ihren Platz wieder eingenommen und erschien pünktlich in hunderterlei Gestallten, um den urwächhigen Schlaf Seraphinens mit seiner Gegenwart auszufüllen.

Seit dieser Zeit nahm Seraphine ihr Tagebuch wieder auf.

Sie mußte ja ihre quälenden Träume verewigen. Dann hatten diese Träume ihre neuen Studien, je nach dem, als sich die Außenwelt gestaltete.

Eine ausgedehnte Amnestie, welche zu jener Zeit erlassen wurde, hatte viele, die als Opfer der vergangenen bewegten Zeiten in verschiedenen Kerkern begraben lagen, von diesem Tode erweckt, und sie dem Leben, ihren Familien zurückgegeben.

Wie viele der Feste gab es da im ganzen Lande! ... Feste der Freude für die Heimkehrenden, Gattin, Kinder, Geschwister und Freunde harrten des Heimkehrenden, um das Gesicht jenes Mannes zu küssen, der mit schwarzem Barte die Laufbahn der Bewegung betrat, und jetzt mit grauen Haaren zurückkömmt.

Doch was geschah mit jenen traurigen Gestalten, die niemand mehr erwartete?

Mit jenen, über deren muthmaßliche Rückkehr man zitterte? . . .

. . . Einst bekam Seraphine ein Gedicht zu lesen; welches in irgend einem Morgenblatte erschienen war. Der Refrain dieses Gedichtes lautete:

„Weshalb kömmt er zurück, den man schon längst begraben?!“ . . . Das Gedicht erschien pseudonym unterzeichnet, dennoch fühlte sich Seraphine vom Inhalt dieses Gedichtes im Tiefsten ihres Herzens getroffen.

Es kam ihr vor, als sähe sie Denjenigen, welcher es geschrieben, vor sich stehen.

— — — — — — — — — —

„Längst ist der Platz schon ausgefüllt, den er einst eingenommen.

Auch ist sein Angedenken längst im leeren Raum zerronnen.

Ein neues Glück erblüht hier.

Das alte ist vergessen.“

— — — — — — — — — —

Weßhalb kömmt er zurück, den man schon längst begraben?

— — — — — — — — — —

Auf Seraphinen machte dieses Gedicht einen schauerlichen Eindruck.

Sie hatte vor dem kalten Gespenst Furcht, welches seinem Grabe ersteigen könnte.

Wenn es plötzlich erschiene, mitten in der glänzenden Abendgesellschaft, unter den Klängen der Musik, und sie „zu einem Tanz aufforderte! . . . .“

Welch grausiger Gedanke. . . .

Seraphine hatte keine Ruhe. Sie forschte so lange, bis sie erfuhr, daß unter einem falschen Namen, ein politischer Gefangener in seinem düsteren Kerker einen Band Gedichte geschrieben, den aber kein Verleger anzukaufen sich getraue, da der Verfasser seinen wahren Namen hartnäckig verläugnete; und weil das Publikum in seinem patriotischen Schmerze gar keine Bücher außer den Kalendern kauft. . . . Sie versuchten es demnach das Werk im Subskriptions Wege zu veröffentlichen.

Seraphine übernahm allsogleich einen dieser Bögen. Schrieb 200 fingirte Namen darunter und zahlte den Preis; und so machte sie es möglich, daß die Gedichte baldigst gedruckt zu ihren Händen gelangten.

Der Titel des Buches lautete:

„Herbe Lieder“
gesungen
von einem Gespenst.

Seraphine hatte jede Zeile des Buches studirt. Sie schlief damit ein, und nahm es beim Erwachen zur Hand. Aus jeder Zeile schöpfte sie die Ueberzeugung, daß das dichtende Gespenst, nur „ihr Gespenst“

sein könne, können denn Verse, wie die folgenden, an Jemanden Andern als an sie gerichtet sein.

„Wäre ich doch längst gestorben
In der Erde Schoß begraben; —
Du und ich, wir alle Beide
Würden es viel besser haben.

In der Erde würd' ich ruhen,
Und du hier auf Erden;
Keines von uns Beiden könnte
Seiner Liebe untreu werden."

Können diese Worte an jemanden Andern gerichtet sein?

Das Tagebuch Seraphinens begann sich zu einer wirklichen Anthologie umzugestallten. Sie hatte ganze Bruchstücke der Gedichte in dasselbe übertragen, mit ihren Bemerkungen, ihren Geständnissen; gegen manche Stellen vertheidigte sie sich, bei andern hatte sie selbst die Anklage verschärft.

Ein namenloser Ankläger stand ihr gegenüber; beide aber standen vor einen unsichtbaren Richter; täglich zu jeder Stunde des Alleinseins. .... Und dieser Prozeß dauerte lange, sehr lange.

— — — — — — — — — —

Bei einer Stelle, wo der Dichter klagt: daß, als er obgachlos, zerlumpt, vor Hunger und Müdigkeit ersterbend, mit blutenden Wunden umher-

irrte, man ihm wohl Obdach und Speise gab, seine Wunden verband, für das blutende Herz jedoch keinen Balsam hatte, schalt Seraphine folgendes ein:

„Es ist wahr„ — auch meine Großmuth war dieser Art, auch ich handelte in derselben Weise.... auch ich gab ja denjenigen, die für die Staatsgefangenen heimlich sammelten, Geld, Kleider, Arzneien im reichlichsten Maße — nie habe ich aber ein gutes, selbst nicht ein fragendes Wort für ihn eingelegt, Glaubte ich doch dem Worte eines einzigen Menschen, daß er gestorben sei; — und dieses war das Wort eines Fälschers.

Somit lastete auch Fertöy's Schuld auf ihrer Seele.

Der Fälscher von heute, konnte er nicht auch damals ein Fälscher gewesen sein, als er den Tod Roberts bewies?!...

Das finstere Gemüth des Dichters äußerte sich an vielen Stellen in den schärfsten Sarkasmen; wie ein auf die Gasse gesetzter Rasender schien er die Fenster jenes Hauses, das einst ihm gehört, mit Koth zu bewerfen; seine Gedichte waren wie das Hohnlachen eines Todtengerippes, welches seinem Grabe entstieg, um die Freuden der Lebenden zu verhöhnen.

Seraphine hatte beinahe die feste Ueberzeugung sich beigebracht, daß der Verfaßer dieser Gedichte kein Anderer, als Robert sein könne, daß er

möglicherweise unter der Maske einer derjenigen finstern Gestalten stecken könne, die uuter den Thorgängen der Häuser sich verbergend, das Handwerk des Betteln lernen. Sie sagen blos „mein Herr,“ „Madame“ und auch daß nicht jedem Menschen, höchstens dem Zehnten, zu dem sie Vertrauen haben, daß er sie nicht verachten, nicht zurückweisen, ihnen nicht sagen wird, daß sie noch arbeiten könnten. Einige haben vielleicht bereits graues Haar und schwarze Kleider, die fadenscheinig, zerrissen und geflickt sind. Seraphine pflegte ihnen kleine Münzen zu geben, ohne sie anzublicken. Später wird sie ihnen nichts mehr geben, denn sie wird es nicht wagen, vor ihnen stehen zu bleiben, die Augen zu ihnen zu erheben — den sie könnte unter den Bettlern i h n erkennen.

Ja, diese Gedichte — jedes einzelne derselben war ein Dolchstoß gegen das Herz Seraphines. Hätte der Dichter das gewußt, welche Grausamkeit er an einer Frau begeht, die ihm nichts zu Leid gethan!

Wir wissen es wohl, daß nicht Robert diese Gedichte geschrieben, denn er ist längst dort, wo man alle Unbill verzeiht, und von wo Niemand zurückkehrt, um Rache zu üben.

Der anonyme Dichter dachte sicherlich nicht an Seraphine; vielleicht wußte er garnichts von ihren Erlebnissen. Es war blos Einbildung; es war

das Gewebe einer Spinne, die aus dem angesammelten Gift bunte Seidenfäden spinnt; oder es war vielleicht das Drama eines anderen Menschen, welches zufällig Aenlichkeit mit Seraphinens Lebensereignissen hatte.

Die Frau, auf welche die Gedichte sich bezogen, ist vielleicht nicht einmal die Gattin desjenigen, der die Gedichte geschrieben. Vielleicht ist sie schon gestorben; vielleicht hatte sie nie gelebt? wer wollte es mit den Idealen des Dichters so genau nehmen.

Seraphine litt durch diese Gedichte außerordentlich. Nachgerade wagte sie sich nicht mehr zu Fuße auf die Straße, und wenn sie einer Gestalt begegnete, bezüglich welcher sie eine dunkle Ahnung hatte, sie in glänzenden Tagen gesehen zu haben, dann zog sie sich scheu in den Hintergrund des Wagens zurück. „Wie wenn er es wäre."

Arme Frau! er schläft schon lange.

— — — — — — — — — —

An einem kalten Oktobermorgen kam Béla eilig nach Hause aus irgend einem Gerichtshofe.

— Halt Junge, wirf mich nicht um, schrie ihn eine heisere Stimme an und eine eigenthümlich verwitterte Gestalt faßte ihn an der Brust.

Béla war von dieser ungewöhnlichen Ansprache überrascht. Es ist schon lange her, daß man ihn Junge genannt, und auch damals nahm nur

e i n Mensch diese Kühnheit sich heraus. Er sah dem Menschen scharf ins Gesicht.

Es war eine sehr verwahrloste Erscheinung. Haare und Bart wirr, stark mit Grau gemischt; die Gestalt schwerfällig, die Stirne gefurcht, das Gesicht aber hatte die Kupferfarbe, welche starke Getränke an die Haut malen. Die Kleider hingen ihm blos am Leibe, als ob er sie nur ausnahmweise trüge, sonst aber in bloßen Hemde zu gehen pflegte. Das Halstuch dürfte ohne zweifel seit mehreren Tagen ihm nicht vom Halse gekommen sein, es ist so verknüpft, daß man es nur durch Zerschneiden lösen könnte.

— Na, das fehlt noch, daß auch du mich nimmer erkennst! grollte der Mann.

Darauf fiel ihm Béla um den Hals und küßte ihm.

P u ß t a f i!

— Ja wohl, Pußtafi! sprach der Mann und lachte bitter. Du hast also doch meinen Namen nicht vergessen. Schau! ich habe Dich erkannt.

— Du hast Dich sehr verändert.

— Nicht wahr? ich bin dick geworden? ja die armen Gefangenen leben sehr gut.

— Nein aber du bist grau geworden.

— Das hättest du wohl wissen können. Wir sind nicht erst seit gestern auf der Wander. Sag' mir aufrichtig, ist mein Gesicht sehr kupfern geworden, seitdem du mich nicht gesehen?

— Komm' zu mir, verlassen wir die Straße!

— Hm, mit welcher Verachtung du von der Straße sprichst. Dir ist es leicht, hast sie oft genug durchwandert. Mir aber gefällt die Straße, mir gefallen die Menschen, die mich rechts und links bei Seite schieben, die schönen Mädchen, die zurück schauen, und die großen Herrn, die mich nicht einmal anblicken. Solche Genüße findet man nicht dort, wo ich gewandert. Aber, zum Teufel, du mußt nicht glauben, daß ich dich mit meinen Kerkererlebnissen zu unterhalten gedenke, wie ein neugebackener Märtyrer, der sechs Wochen gesessen und nun bei jedem Schweinschlachten davon erzählt. — Thut nichts. Alles in Ordnung. Das Leben ist schön. Also führe mich in deine Höhle, wo ist sie?

Béla nahm seinen Freund an der Hand, der so stolz war, daß er nicht einmal ihm mittheilte, wo er sich aufhielt. Dafür wird er Vorwürfe genug erhalten, wenn sie allein sind.

Und Béla that sehr wohl, daß er ihn an der Hand nahm, denn die Beine des braven Mannes schwankten bedenklich.

Béla sah ihn traurig an. Was ist aus dir geworden?

Besondere Anstrengung kostete es Béla, ihn auf die Treppen hinaufzubringen. Pußtaſi behauptete, daß seine Beine geschwollen seien.

— Ah, du hast ja eine herrliche Wohnung, sagte Pußtafi, als Béla ihn in's Zimmer führte; keine solche, wie jene, die in einen Garten stieß, wo ich Dich das letztemal gesehen. Aber es gefällt mir besonders, daß du keinen Spiegel im Zimmer hast. Gehört auch nicht in das Zimmer eines Mannes. Denn weißt du, es gibt viele Gesichter, die ich nicht gerne sehen mag, und zu diesen gehört vor allen Andern das meinige. Neun Jahre sind's, daß ich in keinen Spiegel gesehen. Aber da spreche ich schon wieder nur von mir. Dumme Rede. Wie geht es dir? Sprich davon. Noch immer die Honigmonate?

— Noch immer.

— Ich weiß es, darüber machte ich mir keine Sorgen. Das Band welches ich geknüpft, zerreißt nicht leicht. Hast Du viel „neue Generationen?“

— Eines ist die ganze Armee.

— Ein Knäblein?

— Ja, aber es ist noch sehr jung.

— Na, das werde ich erziehen.

— Das braucht noch eine Amme und keinen Erzieher.

— So würde ich wohl sagen: gut, ich werde seine Amme. Aber ich selbst lebe nur von einer Ammme. Trinke nur Milch. Der fromme Wirth zur „blauen Katze“ ist meine Amme.

Béla wußte nicht ob er weinen oder lachen soll.

Pußtafi gab die Entscheidung. Er fing so laut zu lachen an, daß der Sessel unter ihm krachte und seine Augen sich rötheten, die er dann mit einem sehr bunten Seidentuche trocknete.

— Siehst du, mein Sohn, wie toll das Leben ist, sagte er dann ernst, als er bemerkte, daß das Gelächter bei Béla nicht verfangen wollte. Reich mir die Hand, ich möchte aufstehen.

Béla half ihm vom Sessel auf. Der Dichter neigte sich zu ihm und flüsterte ihm in die Ohren:

— Seit gestern Abend bis zu unser heutigen Begegnung habe ich ununterbrochen getrunken, bald Wein, bald Branntwein.

— Um Gotteswillen, Du tödtest Dich damit.

— Auch Du glaubst es?

— Ich bin ernstlich besorgt.

— Schau, das haben mir schon viele gesagt, welche ich für Freunde halte. „Wenn du so fort fährst, mußt Du in einem Jahre sterben."

— Und Du glaubst ihnen nicht?

— Gerade deßhalb trink ich ja, weil ich ihnen glaube.

— Hast Du also mit der Zukunft abgeschlossen?

— Sprich nicht so thörichtes Zeug, mein Junge! Siehst Du, ich muß ununterbrochen trinken, damit ich ein guter ruhiger Mann sei. Aus mir macht der Wein einen sanften spassigen Menschen.

Und das ist sehr nothwendig, denn wenn ich auch nur auf eine Viertelstunde ernüchtere, daß ich Herr meiner Gedanken und Gefühle wäre, dann müßte ich wahnsinnig durch die Straßen laufen und Jeden den ich antreffe, wie ein scheues Roß stoßen und beißen, ich müßte mich auf den Markt stellen und aus voller Kehle fluchen. Ein Glück, daß ich nie nüchtern bin. Taucht irgend eine Erinnerung in mir auf, so gieß ich ihr sogleich ein Glas Wein auf den Hals, damit sie einschlafe; oder steckt aus dem Sumpfe der Zukunft irgend ein mystisches Gespenst seinen Kopf hervor — so gieß ich Wein darauf, so lange, bis es ersäuft. Schließlich umgibt mich dann diese fromme, ruhige, bezilinderte Gegenwart mit ihrem eintönigen Getöse, das mich zu andern Zeiten wahnsinnig gemacht hätte. Wein und immer nur Wein darauf, bis ich in der Fluth schwimme, wie ein armer, in's Wasser gestürzter Tropf, der, so lange er lebt, immer zu Boden sinkt, und nur wenn er gestorben ist, an die Oberfläche taucht.

— Aber der Mensch hat nicht nur für sich zu leben.

— Für wen sonst?

— Für sein Vaterland.

Pußtafi lachte auf, und sein Gelächter klang, wie wenn ein kranker Mensch aus ganzer Kraft hustet.

— Seinem Vaterlande? Hahaha! Möchtest Du mir nicht erklären, was das ist, ob eine Stadt, oder ein Komitat, oder gar ein ganzer Statthalterei-distrikt? Bedenke, daß ich in der Wojwodina geboren bin. Oder verstehst du ein weiteres Vaterland. Vielleicht gar den ganzen Rheinbund, sprichst du von meinem engeren oder von meinem weiteren Vaterlande? Denn ich weiß nicht, welchem ich den Schuldbrief unterschrieben habe.

Béla wendete sich traurig ab.

— Na, na, guter Junge, erzürne Dich nicht und wende Dich nicht ab. Siehst Du, Ihr Uebrigen, Ihr habt Recht. Ihr sagt, seien wir Ameisen, tragen wir atomenweise zusammen, was der Blitz auf einmal zermalmt hat, und Ihr seid schon gestählt durch die Arbeit. Aber ich bin jetzt aus den Wolken niedergefallen, ich fühle mich wie Jemand, der ein Jahrzehente geschlafen und, nun erwacht, nicht zu glauben vermag, daß andere Losungsworte die Geschichte des Tages dirigiren. Ein Steinschleuder nach Erfindung des Schießpulvers. Was soll ich hier unter Euch? Soll ich Stempel auf Akten kleben? Oder soll ich mit traurigen Patrioten auf die Wander gehen, um den „Szózat" zu singen bei feierlichen Gelegenheiten? Oder soll ich verrückte Verse über Liebesgeschichten schreiben? Oder soll mich wie ein Narr anstellen und neun Purzelbäume schlagen, um mit dem Kopf nach unten gekehrt, einen zweideutigen Witz zu schlä-

gen, mit welchem ich die Zensur betrüge. Soll ich von China, vom Monde, von Liliput Allegorien schreiben? Oder soll ich als Sklave zu irgend einem Blatte mich verdingen, und den sandigen, sterilen Boden der europäischen Diplomatie ackern?

— Nein, es ist nicht nothwendig, daß du irgend eines von alldem wählest.

— Was sonst?

— Du lachtest mich aus, da ich sagte, daß das Vaterland Rechte an dich hat. Hat das Vaterland keine Ansprüche, so habe ich; lebe für mich.

Pußtasi umarmte Béla, drückte ihn an sich und weinte.

— Du bist ein närrischer Junge! warst es immer. Ich soll für Dich leben? für Dich?

— Das wäre doch wohl ganz einfach. Es ist dies ja eine alte Geschichte zwischen uns. Hatten wir ein Stück Brod, so theilten wir es. Wir werden dies fortsetzen. Es geht ja auch mir so mit der Welt, wie Dir. Ich ziehe darin viel umher, aber ich lebe nur zwischen den vier Wänden. Bleibe bei uns. Du wirst ein kleines ruhiges Zimmer haben, wo Niemand Dich stört, und alle, die Du sehen wirdst, sind erprobte Menschen, meine Mutter, meine Frau und Melchior.

— Deine Frau? sagte Pußtasi, und wieder zog jener satirische Zug über sein Gesicht herauf, der

einer weicheren Stimmung gewichen war. Er dachte ungefähr: „Ich soll deiner braven Frau einen solchen Säufer ins Haus bringen, wie ich einer bin?"

— Ja wohl, meine Frau erwähnt Dich öfter. Hat so unser Leben kaum eine Epoche, in welcher Du keine Rolle spieltest. Sie wird sich sehr freuen, wenn Du bei unsbleibst, das kann ich Dir wohl sagen.

— Weißt Du Kamerad, sagte Pußtafi mit abweisendem Hochmuth. Ihr seid keine Menschen für mich. Ich brauche Menschen die mich hassen, die ihre Sesseln bei Seite schieben, wenn ich mich unter sie setze, die ihre Ohren verstopfen, wenn ich spreche, und die Gallfieber bekommen, wenn sie mit mir gestritten. Ich gehe am liebsten unter Diejenigen, die mich beißen; und die ich auch beißen kann. Die bei jedesmaligen Zusammentreffen mit mir wüthender werden, die mich mit stechenden Blicken ansehen. Wenn fünf oder sechs mich anfallen, wie klaffende Hunde, die eine Schlange aufgejagt und sie nicht anzurühren wagen — so ist dieß mein Vergnügen. Ich sage ihnen Grobheiten, die mir das Herz erleichtern. Ich weiß nicht, ist dies der Vorgeschmack der Seligkeit, oder der Verdammniß, aber jedenfalls ist dies eine überirdische Unterhaltung. Bei euch würde ich mir am ersten Tage den Hals abschneiden. Einen Mann zu sehen, der ehrlich ist, eine Frau die treu, einen Freund, der mich liebt, ein Schicksal, das gerecht, eine

Familie, die glücklich ist und dazu mich und diese Welt. —Das würde mich wahnsinnig machen. Laß mich herum beißen mit den Menschen. Vielleicht erschlägt man mich irgendwo. Doch fürchte nichts, man schägt mich nicht todt, denn man geht mir aus dem Wege.

Es war dieß ein Meer voll Bitterkeit, dessen Ufer und Grund man nicht sehen konnte.

Bela blieb trauererfüllt vor diesen Ruinen stehen, die man nicht mehr aufbauen konnte. Selbst der Künstler, dessen Werk sie war, könnte sie vielleicht nicht wieder erdichten.

— Doch laß mir jetzt etwas zu trinken reichen; nein nein, mißverstehe mich nicht. Nicht Wein gib mir zu trinken, sondern Wasser. Ich muß heute noch eine schöne Frau besuchen, und es wäre mir unangenehm, wenn man den Wein an mir wahrnehme.

— Du? Du bereitest dich vor zu einer schönen Frau zu gehen?

— Ja. Zu Frau Fertöy. Sie ist ja auch Deine Bekannte.

— Was hast Du dort zu thun? Fragte Béla verwundert.

— Ich habe eine menge Unsinn unter pseudonymen Namen zusammengeschrieben, auf welche die

fromme Seele zweihundert Subskribenten sammelte, dafür muß ich ihr danken.

— Du willst persönlich dafür danken, daß man deine Werke kauft? Wo ist dein Stolz hingerathen?

— Stolz? sprach Pußtafi mit cynischem Spotte. — Nistet also dieses Thier noch unter diesem Klima? Ich glaubte, daß diese Race längst ausgestorben, wie die des Mopses. Denn wenn nur ein kleines Theilchen des schamhaften Stolzes auf diesen vertheilt wäre, so müßte jeder Mensch mit verschleiertem Gesichte auf der Gasse gehen. Ist es denn nicht die höchste Potenz der menschlichen Unverschämtheit, daß „wir" noch leben? Doch lassen wir die Sophistik. Ich wollte ein Geheimniß vor Dir verbergen, und verrieth mich dabei. Das ist's nicht, weßwegen ich Frau Fertöy aufsuchen muß.

— Du würdest es auch vergeblich sagen, denn ich würde es nicht glauben.

— Du hast Recht; ich kann für Nichts danken. Hab' ich etwas, so ists gut; habe ich Nichts, auch gut. Alios vidi ego ventos! Ein Staatsgefangener erhält täglich siebenzehn Kreuzer, und das ist ein enormes Geld. Ein Tapezierer, der mit mir in Josefstadt eingesperrt war, ist der einzige Mensch, welcher mich in meinem Leben beschämte — der ersparte noch täglich acht Kreuzer, welche er seiner hungernden

Familie schickte, und lebte dabei von den übrigen neun Kreuzern wie ein Fürst. Doch bitte ich Dich, mir den Gefallen zu thun, mir einen Rippenstoß zu versetzen, so oft ich von meinem Kerkerleben zu erzählen beginne. Es scheint mir auch etwas von der Manie angeklebt zu sein, aus den Gefängnißerlebnißen ein Anekdotenkapitl zu schlagen um von dessen Zinsen zu leben; also ich wollte von Seraphine sprechen.

— Ja wohl.

— Ja wohl. Du kaltblütiger Gatte. . . . Er sagt beim Namen einer schönen Frau „ja wohl." — Ich habe ihr zwei Nachrichten mitgebracht von ihren beiden Gatten.

— Von ihren beiden Gatten?

— Nun ja; von dem Todten und von dem Lebenden. Dabei darfst Du aber ja nicht etwa glauben, daß ich mit Geistern verkehre, außer im flüßigen Zustand.

— Robert ist also wirklich gestorben?

— Gewiß. Ich selbst habe ihn begraben. Ich bereitete ihm eine römische Leichenfeier auf den Rogus. Konnte es nicht anders; wurde durch Kosaken und Wölfe verfolgt. In seiner Sterbestunde betraute er mich mit einer Nachricht, die ich wegen kleinlichen hindernden Umständen bisher nicht ausrichten konnte.

— Mit ihrem andern Gatten — den Du in eine so schöne Sauce getunkt — traf ich in meiner alten Wohnung zusammen. Der brave Mann wurde in dasselbe Loch gesteckt, aus welchem man mich hinausschmiß. Ich habe ihn alsogleich erkannt, trotzdem, daß ich ihn nur ein einziges mal im Leben sah. Hahaha! . . . Welch eine klägliche Figur der Aermste spielte. Seitdem er im Arreste sitzt, hat er weder seine Haare, noch seinen Bart und Schurbart gefärbt; mit den weißen und schwarzen Borsten, die ihm nachwuchsen, sah er wie ein australisches Stachelschwein aus. Ich liquidirte ihm all meinen Besitzthum, welches ich mir währeud den sieben Jahren theils an irdenem Geschirr, theis an Erfahrungen erworben; wofür er mir mit loyalerOffenheit erzählte, welche Fatalitäten Du ihm auf den Hals gebracht. Wahrlich ein prosaisches Fatum! Auf einem kleinen Bogen Papier sich den Hals zu brechen! Er erzählte mir auch, wie Bärsing während des Transportes auf der Eisenbahn entwischte.

— Was? Bärsing ist entwischt?

— Du kannst sicher sein, daß er einst noch als ein für das Vaterland leidender Emigrant zurückkehren, und über minder radikale Patrioten, als er gewesen, urtheilen wird. Seiner wartet noch eine große Rolle. Erinnere Dich einst, wenn dein Hals unter die Guillotine geräth, daß Bärsing es ist, der

dir den Kopf abhauen läßt; weil er ein größerer Patriot ist als Du.

Pußtafi ließ ein bitteres Lachen bei diesen Worten vernehmen.

— Wie oft hörte ich diesen Menschen deklamiren und wie oft sah ich ihn laufen! wo etwas zu erwischen war, da müßte er dabei sein; wo es zu Thaten kam, da trollte er sich aus dem Staub. Stets fand er ein gehörntes Vieh, daß ihm Glauben schenkte, stets ein dummes Roß, daß ihm willig den Rücken bot.... Die Gelse, welche sich mit Blut vollgesaugt, schuldigte die Biene der Selbstsucht an; weil sie sich für die Zukunft abnützt..... Elende, undankbare Zeit! Die du alles vergißt! Den Arm, welcher gekämpft, das Herz, welches geblutet, das Haupt, welches vom Denken grau geworden; nur die Zunge vergiß nie Du, welche dir die Ohren voll schrie.... Ich bitte dich Béla, versetz mir Doch einen Rippenstoß.

— Ich bitte Dich fahre fort.

— Wie schöu das Leben ist; sehr schön. Könnte ich mir ein größeres Glück wünschen, als daß ich, der Kourier eines Spitzbuben sein kann, welcher mich dazu benützt, um an seine Gattin Nachrichten zu senden, die eine par excellence schöne Frau ist.

Ah, wie mich die Götter lieben; wie zum Teufel sollten sie's auch nicht thun?

Als man für Pußtafi das Wasser herein brachte, trank er den ganzen Innhalt des Kruges aus.

— So. . . . . Nun erinnere ich mich auch welche Nachrichten die beiden Gatten an ihre gemeinsame Gemahlin sandten? Die Botschaft des einen lautet sehr kurz: „mein Blümchen, ich bin todt, kannst mich vergessen.“ Die des andern desto länger. Der fleht im Gegentheil, daß seine Frau seiner ja nicht vergesse; sie möge ihm dies und jenes schicken, namentlich so viel Geld als möglich, denn er brauche es. Woher sie es nehmen möge, das läßt er ihr nicht sagen; doch konnte ich seiner Reden entnehmen, daß eine Menge gesetzlicher Nasarener sein Vermögen mit Beschlag belegt hatten und daß auch die Mitgift der Frau bereits in Gefahr sei; doch daß sie gute, alte Freunde habe, — weißt Du: gute Freunde! — Unter andern irgend einen russischen Fürsten, der viel für sie thun könnte. Unter uns gesprochen, wenn ich eine Frau wäre, könnte ich auch in die Russen verliebt sein. Das ist so mein Geschmack. Auch so sind sie Gegenstand meiner Bewunderung, seit Mentschikoff mit dem Hute auf dem Kopfe in den Divan ging. Doch bitte ich Dich, gib mir einen Stoß — damit ich nicht politisire. Siehe was für ein alter Schwätzer ich geworden. — Ich verschwende die Worte, als ob man mir per Bogen dafür zahlte.

Béla's geistiger Blick schweifte zu jenem Grabe zurück, von welchem Pußtafi nur so vorübergehend gesprochen.

— Also Robert ist wirklich todt?

— Ja, mein liebes Kind. Und seither erblühen aus seiner Asche so schöne Herbstblümchen, wie sie eben nur gegen Oktober vorkommen. Wenn Du über eine übrige Zeit verfügst, kommst Du mit mir nach Siebenbürgen; da suchen wir jenen Sumpf auf und führe Dich hin zu jener Weide, wir rollen einen Stein an den Ort, wo unserer tapferer Kamerad ruht, und graben seinen Namen in den Stein.

— Ich nehme Dich beim Wort. Noch in diesem Winter, wenn der Morast zufriert, da kann man leichter dahin kommen.

— Armer Bursche! Sein letztes Wort war: Kamerad, vergesse meinen Trauring nicht. Ich vergaß auch nie darauf, trug ihn immer auf dem Finger, als wäre ich mit ihm verlobt gewesen. — Und wie oft doch hätte ich ihn mit einem guten Maaß Wein umtauschen können! Der Gnädigen schrieb ich noch von Arad, daß Ihr Mann gestorben, und ihr Trauring bei mir zu haben, doch kam sie nie darum, oder bekam meinen Brief nicht. — Nun kommst Du sicher mit mir zu Seraphine?

— Ich gehe nicht.

— Du kommst nicht?

— Ich meide dieses Weib.

— Du auch? Was verbrach denn diese Frau? daß sie heute diesen liebte, morgen jenen? Ist denn das eine Sünde? Wenn ein Mann binnen Jahr und Tag seinen Glauben, seinen Gott, seine Überzeugungen siebenmal gewechselt hat, so bleibt der ein Ehrenmann; wenn aber ein Weib, dessen Herz der Schöpfer so zart gebaut hat, den süßen Worten der Liebe zuhört, und sich lenken läßt, wodurch sie Niemanden geschadet; dann ist sie entehrt! Was that sie denn? Hat sie geraubt? Nein. Sie hat Geschenke ausgetheilt. Hat sie gemordet? Nein. Sie hat beglückt. Und die Welt verurtheilt sie dennoch. Ich vertheidige sie aber! und wenn alle Welt Steine auf ihr Haupt wirft, so werfe ich die Steine auf alle Welt zurück.

— Donnere nicht mein Alter, so gewaltig. Ich werfe keinen Stein über Frau Fertöy. Ich schenke ihr die ganze schöne Welt. Soll ihr gehören. Verstehe mich recht. Ich muß hier zu Hause darüber Rechenschaft ablegen, wo ich herumgehe?

Pußtafi schlug sich vor die Stirne.

— Ah! Ich amerikanischer Büffel! Daß ich dieses nicht errieth, daß so ein Ehrenmann, wie Du, nothwendigerweise unter Pantoffelherrschaft steht. Erröthe nicht, mein Kind! daß ist die einzige Tyran-

nei, die man respektiren muß. Komm, laß dich umarmen.

Bela leugnete mit keinem Wort.

— Es ist so. Ist man jung, so sieht man die Welt so groß, man denkt sie ist voll mit lauter guten Freunden, Geliebten, Verehrern, Unterthänigen, Dienern. Dann schrumpft die Welt allmählig zusammen bis mans erfährt, daß die ganze Welt die vier Wände sind, und daß einzige, was uns gehört, das Weib, die Mutter und das Kind.

— Eine schreckliche Wahrheit, die Du aussprichst. Wenn ich hundert Menschen befrage, wie es geht: schimpft ein jeder über die schlechte Welt, doch eine so grausame Kritik — sprach noch Keiner darüber, wie Du in den Worten „ich bin glücklich — zu Hause" — doch wenn ich die Leute so ärgern könnte!

— Du könntest es. Erobere Dich selbst zurück, und sei, was Du vorhin gewesen: der Stern deines Landes.

— Lieber Freund. Sterne gibt es nur noch auf den Krägen der Beamten. Mein Geist und Körper gehen ihrer Auflößung entgegen. Was ich schreibe, ist ätzendes Gift: kein Gesang mehr, nur gereimtes Fluchen. Wenn ich verrecke, wird jeder Mensch sagen: „wohl geschah ihm!" — doch nein, nein. Seien wir nicht ungerecht zu meiner Nation. Man

wird mich pomphaft beerdigen. Es ist ja eine nationale Unterhaltung die gestorbenen Dichter glänzend zu begraben. Und alle Welt so mich hinausbegleiten wird, soll mir unisono nachrühmen: „war auch ein großer Mann, hat sich auch zu todtgesoffen.“ Hahaha!

— Ach ich bitte Dich: spreche nicht, lache nicht so!

— Nein, nein. Du wirst auch dabei sein und dir denken: dieser Mensch hat sich nicht dieses Begräbniß gewünscht. Ich bitte Dich, laß mir noch einen Krug voll Wasser geben, Du siehst ja, daß ich noch immer betrunken bin.

Armer alter Poet. Betrunken bist Du, und bleibst bis zu deinem Tode. Doch nicht vom Wein, sondern von dem bittern Kelche, den Du bis zur Hefe geleert!

— Also bleibe Du zu Hause. Ich finde mich schon allein hin, wo die schöne Dame wohnt. Ich sah sie bei ihrer Thüre herausfahren. Notirte mir das Haus. Es ist zwar unter dem Thorgang geschrieben, daß das „Betteln und Hausiren verboten ist,“ aber vielleicht wirft man mich nicht hinaus. Ich verlasse mich auf die Protektion ihres Bedienten, den ich auf dem Bock erkannte. Ich glaube, er heißt Wenzel. Lernte diesen hochgestellten Mann

in Komorn kennen. Damals gab ich ihm einmal zwei Silberzwanziger zum Trinkgeld und ich las in diversen Romanen, daß die Menschen die Wohlthaten zu vergelten pflegen. Vielleicht erwirkt mir Wenzel, daß ich vor ihre Herrin treten kannn. — Hahahahaha!

Der Ring des Gatten.

Zwei Tage früher, vor dem im obigen Kapitel geschilderten, hatte Seraphine einen bösen Tag. Bis zum Abend empfing sie Niemanden. Am Abend blieb sie zu Hause; für die Nacht sperrte sie ihr Zimmer ab, und war bis zum Morgen wach! Sie hatte an ihrem Tagebuch geschrieben. Ein neues Kapitel begonnen: „Heute sah ich ihn. Als mein Wagen aus dem Thore fuhr, stand er vor mir. Er wäre beinahe zertreten worden.

Er lächelte jedoch und grüßte. Das Blut gerann mir in den Adern. Diese Züge, diese Augen, dieser Blick! .... Er war es. Zeit, Elend und Schmerz hatten sein Antlitz gefurcht; demnach kann ich es mir nicht verleugnen, daß ich ihn erkannt. Meine Seele klammert sich an eine vage Idee, wie an einen rettenden Strohhalm: es scheint, als hätte es Jemanden auf der Welt gegeben, der Robert ähnlich sah, und als hätte ich diesen Jemand einst gekannt,

doch strenge ich vergebens mein Gedächniß an; ... vielleicht hatte ich es auch nur geträumt? ... Wie sollte ich Jemand kennen, den ich nicht kenne? .... Er grüßte mich mit einem bekannten Lächeln; dieses hatte etwas dämonisches, etwas höllisch bitteres, was mir in das Herz schnitt. Seine Lippen schienen zu sagen: „Wie gut wärest du gefahren, wenn mich deine glänzende Equipage niedergefahren hätte.“ — Ich sehe jetzt noch sein Gesicht. Er ist's! Die Todten kommen allso zeitlich zurück? ... O! er wird mich ganz gewiß besuchen. ... Wie gerne möchte ich mit ihm „Versteckens“ spielen: — er käme von der andern Welt, um mich auf dieser aufzusuchen, während ich bereits drüben wäre. ... Wie werde ich ihm aber so begegnen können; wie ihm antworten, wenn er an mich die Frage stellt: wie heißen Sie Madame? .... Womit werde ich mich entschuldigen; wie seinen anklagenden Blick ertragen können? Er wird mich tödten! ... O, thäte er es, aber schnell, auf einmal, in einem Augenblicke; — aber nicht langsam mit dem verzehrenden Feuer seiner vorwurfsvollen Blicke.

Es ist mir jedoch unbegreiflich, weshalb er nicht kömmt, da er mich schon aufgefunden? ...

Weshalb er auf sich warten läßt; weßhalb er mich damit peinigt, daß er sich zeigt und wieder verschwindet.

Er sieht es ja, daß ich ihn nicht fliehe, daß ich ihm nicht zu entweichen suche; ich warte ihn ab, wie der Verurtheilte den Hieb des Henkerbeiles....

Ich habe es gefunden.

Morgen ist mein Geburtstag. Ungerufen versammeln sich fröhliche Gäste, wie es die Sitte mit sich bringt. Andere werden kommeu, um die „schöne Frau" zu begrüßen.... Auch Er wird erscheinen, um seinen Glückswunsch darzubringen.... Wenn die Musik am lebhaftesten rauscht, wird eine heisere Stimme ertönen, und mit ihrer eisigen Kälte die Unterhaltung erstarren machen:

„Es lebe das alleruntreueste Weib!"

Aller Blicke werden auf den struppigen Mann gerichtet sein; und fragen: Was sucht der hier?... Oder es wird ihn niemand sehen, nur ich; nur vor meine lebende Seele wird er sich stellen; nur ich und mein Herz werden erzittern und die flammenden Lichter angeweht von der Grabesluft die ihn umgiebt.... Das wird eine furchtbare Szene geben! Und ich kann, ich will ihr nicht ausweichen... Ich Ich werde ihn nicht fliehen, ich will ihn erwarten, bis er mit seiner eisigen Hand die meine ergreift!... Dann... will ich ihm folgen!

Welchen Wahnsinn ich da niederschreibe!

Ist es doch kein Todter, der seinem Grabe entstiegen, sondern ein freigelassener Gefangener, den seine Gattin vergessen hatte.

Man hatte mich bisher die „bleiche Frau" gespottet; von nun an wird das Roth der Schande auf meinen Wangen flammen, welches selbst die Hand des Todes nicht verwischen können wird. . . . Ich habe einen Gatten verlassen, der ein Held gewesen und mich geliebt hat; und reichte die Hand einem Andern, der falsche Haare und eine falsche Seele hat. . . . Morgen, wenn diese von Goldflitter glitzernde Gesellschaft, meine duftenden Salons füllt, wird er kommen . . . und da stehen ein grauer struppiger Mann in schäbigen Kleidern, und vor ihm werde ich im prunkendem Gewande auf den Knieen liegend seine Hände küssen, und um Erbarmen flehen! Ha, welche Szene! also morgen! morgen! . . . — — — — — — —

Am Abend des künftige Tages kamen die zehlreichen Freunde Seraphinens mit ihren Wünschen und Geschenken jeder nach seiner Manier. Auch der Fürst Wolozoff erschien mit den Fürstinen Olga und Feodora, die immer noch seine Nichten sind.

Nur der Erwartete kam nicht! — In den Salons ging es fröhlich her. — Seraphine schlich sich dreimal in den Vorsaal, um Wenzel den strengen Befehl zu geben, den grauen Mann mit den schäbigen Kleidern ja nicht zurück zu weisen; ihn vielmehr allso gleich in den Saal eizuführen.

Bis Mitternacht erschien er nicht. Da, als es die grauenvolle Stunde schlug, öffnete plötzlich Wen-

zel die Thüre des Saales, und meldete, daß .... das Soupé servirt sei. — Alles begab sich in den Speisesaal zur reichbesetzten Tafel. Seraphine hatte den Vorsitz eingenommen, der Zufall ließ einen Platz an ihrer Rechten leer; den Linken hatte der Fürst eingenommen.

— Gnädige Frau Sie frieren: bemerkte der Fürst.

— Es ist mir in der That kalt; erwiederte Seraphine. Dabei warf sie einen scheuen Blick auf den leeren Stuhl an ihrer Seite, und ein kalter Schauer überflog sie. „Da wird er sitzen.“ —

Vergebens versuchten es die Nachbarn sie aufzuheitern; vergebens waren die geistreichen, die gefühlvollen Toaste, vergebens das Liebesflüstern des Fürsten, und der schäumende Wein im Becher: — die schöne Frau fühlte sich nur von dem leeren Platze an ihrer Seite berührt.

Jener aber, den sie erwartete, saß zu jener Zeit bei der „blauen Katze,“ und genoß im reichlichem Maaße die Milch seiner nährenden Amme, des Wirthes .... während der Andere, der wirkliche, draußen in der grünen Einöde, als Herbstzeitrose den nächtlichen Thau des Himmels trank! .... Das Fest währte bis zum Morgen. Der Lärm, der Tanz, der Taumel verscheuchte allmälig die Besorgniß Seraphienens. Die Erregung hatte ihre Phantasie-

gebilde zerstreut; sie tanzte, trank und schwärmte in bachantischer Laune umher; sie schien am Ende wahnsinnig.

Alles betheuerte, daß sie nie so liebenswürdig gewesen.

Das war ein herrlicher Tag; — sagte der Fürst, als er sich am Morgen verabschiedete. — Lange schon hatte ich Sie so fröhlich gesehen schöne Frau! . . .

— Man sagt bei solcher Gelegenheit, daß man seinen „Untergang fühle! —

— Eine so schöne Frau kann nimmer untergehen, man würde sie sogleich aus den Fluthen herausfischen.

— Was würden sie dazu sagen, Fürst, wenn Sie morgen erführen, daß ich todt sei? . . .

— Ich würde es so lange nicht glauben, bis ich es von Ihnen selbst erfahren hätte.

— Gute Nacht! — — —

Als auch der letzte Wagen mit den letzten Gaste davongerollt war und man unten das Thor schloß, da nahm Seraphine ihren alten Kammerdiener Wenzel noch einmal ins Verhör; ob man den grauen Mann nicht etwa abgewiesen habe?

Sie schickte ihn weg, damit er sich bei den übrigen Dienstleuten und Portier erkundige.

Wenzel kam mit einer verneinenden Antwort zurück. Hierauf legte sich Seraphine zu Bette, ihre müden Glieder suchten den Schlaf. . . .

Es war ein kühler düsterer Tag auf die Festlichkeit gefolgt. . . . Die „schöne Frau“ erhob sich heute viel früher als sonst; sie ließ Feuer im Kamine anfachen, weil es sie ungemein fror, und zog dann ihre einfachsten Kleider an, als wollte sie aufs Land.

Wenzel putzte im Vorzimmer mit einem Tuchlappen, bis auf die Hemdärmel entkleidet, die gestern gebrauchten silbernen Leuchter und Bestecke: heute erwartete man keine Gäste, wenigstens keine vornehmen.

Plötzlich klingelte Jemand. Wenzel war der Meinung, es sei der Briefträger, oder eine Mamsell der Modistin, und zog bedächtig seinen Frack an, bevor er öffnen ging.

Derjenige jedoch welcher klingelte, schien nicht zu die Geduldigen zu gehören, denn er riß hastig und wiederholt an der Glocke.

Wenzel beeilte sich nun, die Thüre zu öffnen. Vor ihm stand der graue staubige Mann.

— Thust wohl daran Dich zu beeilen wenn ich anläute; sonst könnte der Griff dieses Spielzeuges da leicht in meiner Hand bleiben.

— Was ist gefällig? fragte der Kammerdiener halb zornig halb erstaunt.

— Mir ist auf dieser ganzen dummen Welt gar nichts gefällig; wenn Du aber die Ursache meines Erscheinens erfahren willst, so kann ich sie dir in Kurzem sagen. Ist deine Gebieterin zu Hause?

Wenzel drehte mit beleidigter Mine den Kopf bei Seite.

— Brauchst deine Nase nicht zu rümpfen, daß ich Dich „Dutze", kannst dasselbe thun, 's wird mich sogar freuen. Jetzt antworte mir aber, ob deine Herrin zu Hause sei?

— Ich weiß es nicht .... erwiederte der Kammerdiener mißtrauisch.

— Nun, so erfahre es; denn davon hängt es ab, ob ich dir weiter etwas erzählen soll oder nicht?

— Was wünschen Sie von ihr?

— „Von ihr" nichts; „mit ihr" auch nichts; aber „zu ihr" möcht ich etwas sprechen.

Wenzel betrachtete die fremde Gestalt vom Wirbel bis zur Zehe.

— Kannst schauen Bruderchen. Siehst, ich komme so eben von einem Bal-Paré, wo man dieses Kostüm trägt, drum sei nicht so wählerisch und melde mich an.

— Wollen Sie ihre Visitkarte geben?

—Hahaha! Eine Visitkarte; — Brüderchen ich pflege mich stets selbst zu vertreten.

— Dann bitte ich, mir ihren Namen zu nennen.

— Was sollte dir das nutzen? .... Weder Du noch deine Herrin würde mich deßhalb erkennen. .... Sage ihr so viel, daß ein Mensch sie zu sprechen wünsche, der sie in Komorn getroffen, und ihr Nachrichten aus weiter, sehr weiter Ferne bringt.

Wenzel warf einen bedenklichen Blick auf den Mann sowohl als auf das Silbergeschirr, als hielte er es nicht für rathsam, beide mit einander allein zu lassen, doch fiel es ihm ein, wie oft seine Gebieterin gestern nach einem Menschen von diesem Aussehen gefragt, und er ging verdrießlich, ihn anzumelden, kehrte jedoch bald mit freundlich grinsendem Lächeln zurück.

— Die gnädige Frau ersucht Sie mein Herr, nur noch einen Augenblick zu gedulden, bis sie mit ihrer Toilette fertig geworden. Bitte, unterdessen in den Saal zu spazieren. ... Wünschen vielleicht den Oberrock abzulegen.

— Ich wünsche es wohl, weil es hier verdammt heiß ist, nachdem er jedoch zugleich Salonrock ist, so werde ich ihn schon anbehalten.

— Wünschen Eure Gnaden, daß ich den Staub von ihren Stiefeln abwische?

— Lasse das gut sein Brüderchen, bin selbst schon ganz zu Staub verwandelt. Brauchst dem Staub nicht zu zürnen; wer weiß es, ob dieser da auf meinen Stiefeln nicht die Asche Deines Großvaters ist?

Nun begann auch Wenzel jenes Grausen zu fühlen das seine Herrin beim Anblick dieses Menschen empfand, und trug ihm zitternd noch einmal an, in den Saal zu treten.

Pußtafi folgte der Einladung. Der Saal war noch leer, er hatte demnach Zeit, sich umzusehen.

Die Tapeten an den Wänden, die Vorhängen an den Fenstern, der Ueberzug der Möbeln, alles war Seide.

Pußtafi haßte alles was Seide war. Er haßte Alles, ob hoch oder nieder, was sich in Seide kleidete. Er duldete sie nicht einmal als Rockfutter, und wenn er irgendwo ein Stückchen erwischen konnte, so gebrauchte er sie zu den niedersten Diensten, als Sacktuch oder als Fußlappen; er glaubte an diesen verhaßten Gewebe dadurch Rache zu nehmen.

Pußtafi fühlte sich sehr unbehaglich in dem seidenen Gehäuse des Schmetterlings.

Da öffnet sich eine Seitenthüre und die „bleiche Frau" trat in den Saal.

Kaum vermochte sie ihr Zittern zu verbergen; kaum ihre Blicke zu dieser schäb igen, struppigen Gestalt zu erheben, und doch zwang sie Etwas unwiderstehlich, sich Schritt für Schriti zu nähern, um in dem seit so vielen Jahren veränderten Gesichte nach den bekannten Zügen zu forschen, und jenen Namen auszusprechen, welcher durch ihr Herz dringen würde, wenn ihre Lippen auch verschloßen blieben; und doch war es ihr, als würde ihr die Nennung dieses Namens den Tod bringen.

Als sie den grauen Mann, zu dem sie sich von einer magnetischen Kraft hingezogen fühlte, schon ganz nahe war, streckte dieser seine Hand aus, und zeigte ihr einen glänzenden Gegenstand, den er zwischen den Fingern hielt.

— Schöne Gnädige — ich bringe Ihnen diesen Ring zurück! . . .

Als Seraphine des Opalringes, mit dem schwarzen Kreutze in der Mitte des Steines, ansichtig wurde, bedeckte sie plötzlich ihr Gesicht mit beiden Händen und stammelte das einzige Wort: „Robert!" dann neugte sie ihr Haupt auf die Seite, und brach zusammen.

Pußtafi war der Meinung, daß die Ohnmacht mit viel theatralischer Routine gespielt war, er hob die Dame in ein Fauteuil, und pflanzte sich vor ihr hin, um zu sprechen.

— Meine Dame, ich bin nicht Robert, der Sie reclamiren käme. Wir sahen uns zwar einstens ähnlich; doch heute ist es nicht mehr der Fall.

Ich habe gealtert, er ist jung geblieben, weil er starb. Er hatte mich beauftragt, seinen Tod zu vermelden, und übergab mir zum Beweis diesen Ring; welchen ich hiemit auf diesen Tische niederlege, wo Sie ihn, wenn es Ihnen zu erwachen beliebt, finden werden. Und nachdem ich Ihnen länger nicht lästig fallen will, habe ich die Ehre mich zu empfehlen.

Der Kopf der Dame hing bleich von der Lehne des Fauteuils herab; Pußtafi war jedoch der Meinung, daß ohnmächtige Frauen alles zu hören pflegen, was in ihrer Nähe gesprochen wird.

Er hielt daher seine Sendung für vollendet, und entfernte sich mit tiefer Verbeugung.

— Bruder, sagte der sich entfernende Dichter zu Wenzel — ruf das Hausgesinde, man möge Essig und fliegende Salze herbeiholen, denn deine Herrin scheint ohnmächtig geworden zu sein. Die gute Seele hielt mich für ihren verstorbenen ersten Gatten.... Und doch kann ich Dich versichern, Bruder, daß der ebensogut Staub ist, als das, was Du von meinen Stiefeln putzen wolltest..... Gott segne dich Bruder.

Damit entfernte er sich.

— — — — — — — — — —

Nachmittags traf Pußtafi mit Melchior zusammen, dieser beeilte sich zu erzählen, daß er von einem merkwürdigen Falle komme, man habe soeben ein ärztliches Parere bei der Frau von Fertöy abgehalten.

— Ist die schöne Frau krank?

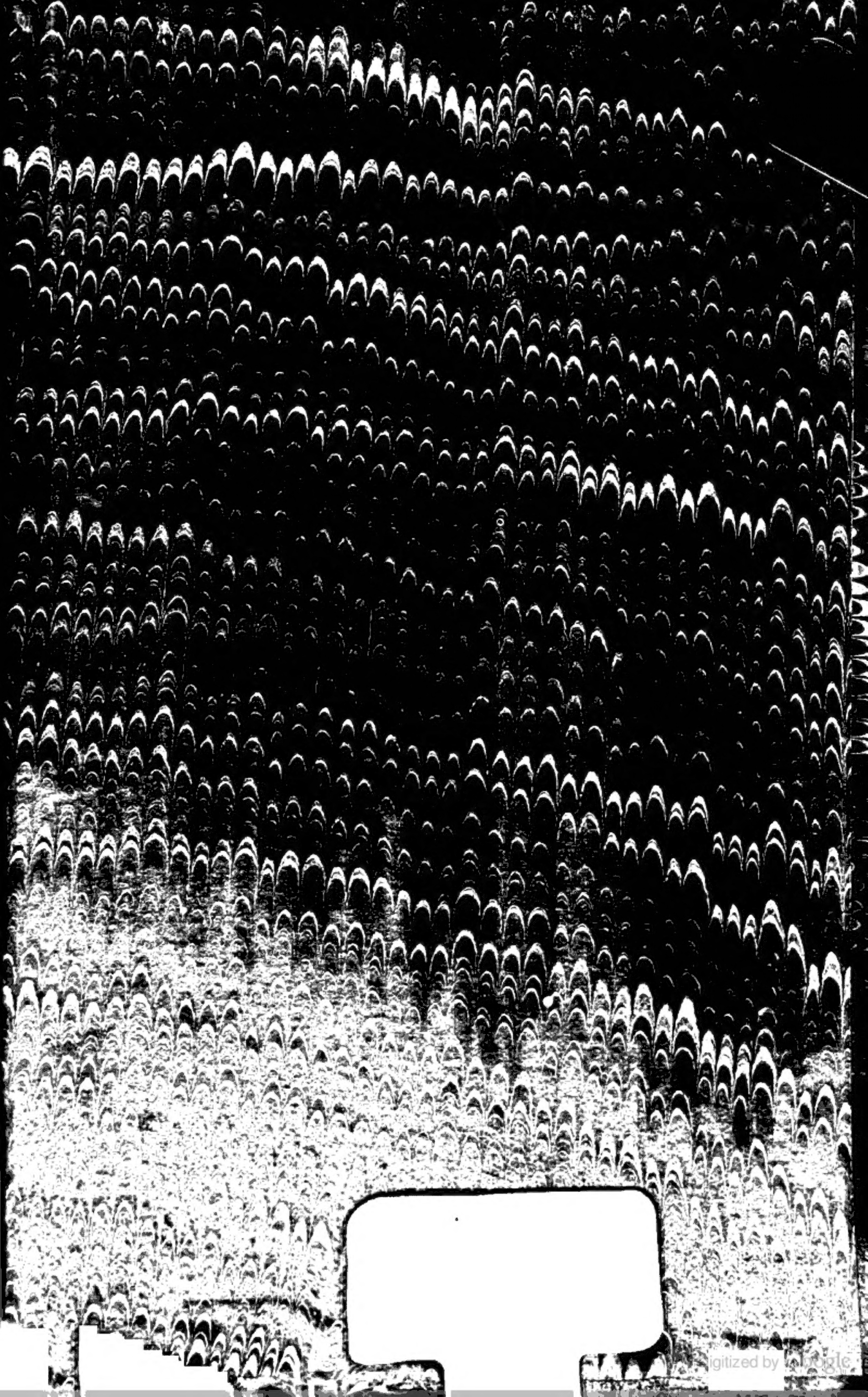
— Nein. Einige Minuten später, als Du von ihr gingest starb sie an Gehirnschlag.

— Schade um sie; war eine gute Pränumerantensammlerin.

(Ende des vierten und letzten Bandes.)

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google